509 dl

<366283593800012

S

Bayer. Staatsbibliothek

Gespräche

über die

Leidenschaften

der Menschen.

aus dem Französischen übersezt

von

S.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1762.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Die Leidenschaften der Menschen haben in den ganzen Zusammenhang der Welt einen so starken und sichtbaren Einflus, daß die Unter-

suchung derselben vor tausend andern unfruchtbaren Materien nicht allein nüzlich und angenehm, sondern auch beinahe unerschöpflich ist. Die Liebe, der Has, der Neid, die Melancholei, der Zorn, die Grosmuth, der Geiz, die Niederträchtigkeit, mit einem Worte, alle herschende Affecten, fröliche und traurige, erzeugen so viel unerwartete Weltbegebenheiten, daß man mit volkommener Gewisheit behaupten kan, der Erdkreis würde seine Geschäftigkeit entweder ganz oder doch zum Theil verlieren, wenn

die menschliche Natur nicht mit Lei-
denschaften versehen wäre. Sie sind
demnach ein wichtiger Theil des Men-
schen und der Welt, und verdienen
gekant zu werden. Aber aus was
für Quellen? Aus der Metaphysik?
Aus der Psychologie? Ich habe nichts
dagegen, wenn ich die Leidenschaften
auf eine gelehrte Art, und so zu sa-
gen, anatomisch kennen lernen wil.
Das ist aber für den Weltman, der
von Profession kein Gelehrter ist, zu

trokken und zu weitläufig. Und selbst der Gelehrte wird dieser seinen spizfündigen Untersuchungen gar zu leicht müde, und sehnet sich, die erlernete Theorie durch die Erfahrung selbst bestärket zu sehen. Er machet sich demnach alle Vorfälle der Welt zu Nuzze; er giebt auf die menschlichen Handlungen, auf ihre Triebfedern, auf ihre Bewegungsgründe und auf ihre Wirkungen ganz genau Achtung: und lernet nunmehr dasjenige im Zusammen-

hange, was er sonsten nach der blos-
sen Theorie einzeln und stükweise be-
trachtet hatte. Es haben sich dem-
nach diejenigen Schriftsteller auf eine
gemeinnüzzige Art beschäftiget, welche
diese erlangte Kentnissen der menschli-
chen Leidenschaften aufgezeichnet und der
Welt mitgetheilet haben. Und da der
mir unbekante Hr. Verfasser dieser Un-
terredungen eben diesen Zwek gehabt
hat, so wird es mir angenehm seyn,
wenn ich durch eine treue Uebersezzung

dem

Vorrede.

dem deutschen Leser hiedurch einen gefälligen Dienst geleistet habe. Geschrieben L. Leipziger Neujahrsmesse, 1762.

der Uebersezzer.

Erstes Gespräch.

Cleantes war ein Edelman vom ersten Range, welcher sich ein Vergnügen gemacht hatte, in fremden Ländern herum zu reisen. Auf seiner Rükreise von Holland zog er durch Brüssel. Unserm Reisenden gefiel diese Stadt, deswegen entschlos er sich so gleich, einige Zeit daselbst zu verbleiben. Wie er aber nachher gewahr wurde, daß die Einwohner des Orts nicht sonderlich umgänglich waren, so hatte er beinahe den Entschlus gefasset, seine Reise fortzusezzen, als eben zum Glük der Ritter von . . . ein Edelman von ungemeinen Verdiensten ihm begegnete. Es belebte diesen Herrn

in der That ein recht aufgewekter Geist; eine besondere Höflichkeit und die angenehmsten Sitten machten ihn sehr beliebt; ein reiches Maas von Weisheit und Klugheit begleitete und vergrösserte solche Vortheile. Cleantes kante diesen Ritter gar besonders, er hatte ihn zu Paris gesehen, und war mit demselben ganz genau verbunden gewesen. Dieses war genug, den Cleantes zu vermögen, daß er sich zu Brüssel verweilete und die noch übrige Herbstzeit daselbst zubrachte.

Diese beide Edelleute besprachen sich auf das zärtlichste: und nachdem sie einander das Vergnügen bezeuget, welches sie über ihre Zusammenkunft geschöpfet, fiel die Unterredung auf ihre bisherige Begebnissen. Cleantes erzählete dasjenige, was ihm sonderbares auf seinen Reisen vorgefallen, woran der Ritter sich sehr belustigte.

Sonder Zweifel hätte dieser Umgang bis in die Nacht gewähret, wenn nicht Cleantes, welcher annoch von seiner Reise ermüdet sich nach der Ruhe sehnete, Abschied von dem Ritter genommen, der an seinem Theile sich sehr vergnügt hinweg begab, wegen der Zusammenkunft, die sich zwischen ihm und Cleantes zugetragen. Inzwischen schieden unsere Edelleute nicht von einander, bis sie zuvor Abrede genommen, sich öfters wieder zu sehen, so lange sie sich zu Brüssel aufhalten würden. Des Endes erwähleten sie den Lustwald zu dem Orte ihrer künftigen Zusammenkünfte und Spazziergänge.

Des folgenden Tages verfügete sich der Ritter bei guter Zeit an den abgeredeten Ort; er war bereits ein wenig herum gegangen, als er den Cleantes wahrnahm. Syn

Sie wilkommen, mein Herr, sprach der Ritter zu ihm, ich habe Sie mit Ungeduld erwartet, um Ihnen einen Traum, den ich in dieser Nacht gehabt, zu erzählen. Sie sind artig, mein Herr Ritter, unterbrach Cleantes, ich wette, Sie werden sich dahier eine Liebste ausersehen, und etwan schlafend an dieselbe gedacht haben. Nichts weniger als dieses, war des Ritters Gegenwort, mein Traum ist kein verliebter Traum; indessen kan ich Ihnen versichern, daß die Leidenschaften grossen Antheil daran haben. Ich bildete mir ein, daß ich in einer geraumen und mit allen Früchten einer angenehmen Witterung bereicherten Landschaft wäre. Verschiedener Gattungen und mit den lebhaftesten Farben bunt bezeichnete Vögel schwungen sich von allen Seiten her in die Luft und liessen dieselbe von den anmuthigst klingenden Liedern erschallen. Viele Springbrunnen, deren durchsichtiges Wasser wie Silber anzusehen war, machten zusammen einen lieblichen Bach: dessen crystalline Fluthen schienen durch tausend Umwege das Ergözzen anzuzeigen, welches sie hatten, sich in dieser angenehmen Gegend aufzuhalten, und sie bezeugten durch ihr sanftes Geräusch den Unwillen, sich von einem so reizenden Orte zu entfernen.

Von allen Gegenständen, die sich meinem Gesichte darstelleten, gleichsam entzükt gieng ich stets vörder, bis ich mich unvermerkt an der Gränze eines kleinen, doch sehr dichten Gehölzes befand. So ungemein hoch waren die Bäume, und so lebhaft war die Farbe ihres Laubes, daß ich nie dergleichen Schönheit gesehen habe. Die Zierde dieses ergözlichen Waldes und die frische Luft, welche man daselbst

schöpfete, reizeten mich, daselbst ein wenig zu ruhen. Kaum hatte ich mich gesezt, als eine ziemlich rauhe und mit Seufzern untermengte Stimme mir zu Ohren drang; ich höre aufmerksam zu, und sehe einen traurigen und niedergeschlagenen Menschen vor mir. Seine verfinsterte Stirne, seine verwilderte Blikke gaben mir zu verstehen, daß meine Gegenwart ihn beunruhigte. Er war geschäftig, den Degen, welchen er in der Hand hielte, wiederum in die Scheide zu stekken, und er entfernete sich mit so gähem Schritte als ein Hirsch, welcher die Stimme der Jäger vernommen und vor einem Koppel Jagthunden fliehet. Inzwischen beflügelte mich die Neubegierde und ich lief mit solcher Geschwindigkeit, daß ich fast augenbliklich denjenigen Flüchtling wieder erreichete. Nachdem ich ihm meine Bekümmernis bezeuget, welche ich empfunden, ihn in so betrübten Umständen zu erblikken, bat ich ihn, einige Tröstung von mir anzunehmen. Aber anstat, daß meine Worte seinen Schmerz hätten besänftigen sollen, erwekten sie vielmehr denselben aufs neue. Sein Antliz verrieth ein unsinniges zorniges Wesen. Er sties etliche Seufzer aus und antwortete mir mit unterbrochener Stimme: In der äußersten Verzweifelung, darinnen ihr mich antreffet, ist gar keine Hofnung mehr für mich übrig; der einzige Tod kan die Plagen endigen, damit ich überhäufet bin. Ich hatte nicht Zeit ihm zu antworten. In dem Augenblik ziehet er seinen Degen und stosset ihn sich selbst in den Wanst, ohne daß es mir möglich war ihn daran zu behindern. Ich sahe ihn augenbliklich vor meinen Füssen niederfallen: die Erde schien mir ganz mit seinem Blute bedekt zu seyn; ich kan Ihnen,

fuhr der Ritter fort, das Schrekken nicht lebhaft genug beschreiben, welches mich bei diesem kläglichen Anblik überfiel, voller Unruhe ward ich munter, und ich überlasse Ihnen zu gedenken, wie froh ich war, von einem so gräslichen Traume entbunden zu seyn.

Vor das mal, sagte Cleantes, hätte ich solche Erscheinung nicht vermuthet; aber weil dieses ein Traum von Verzweifelung ist, so würde mir es angenehm seyn, wenn wir ein wenig von dieser Leidenschaft redeten. Der Vorwurf, versezte der Ritter, scheinet wichtig genug; ja er solte billig unsere Neugierigkeit um so viel kräftiger erwekken, als er den Vorwürfen gleichet, welche uns von den Malern niemals mit genug lebhaften Farben können vorgestellet werden. In Wahrheit, die Verzweifelung ist so oft mit andern Leidenschaften vermischt, daß derselben Kenzeichen ordentlich zu bestimmen, keine leichte Arbeit ist. Dieses ist ohne Zweifel die Ursache, daß einige Weltweisen dieselbe so sehr, als die Tugend gelobet; andere aber sie im Gegentheil verdammet und unter die schädlichsten Leidenschaften gerechnet haben. Was mich betrift, verfolgete der Ritter, so halte dafür, daß man die Verzweifelung weder loben noch verachten kan, als nachdem es ihr Gebrauch und die Umstände, von denen sie begleitet wird, erfordern. Sie erweiset sich auf so verschiedene Weise thätig, und ihre Wirkungen sind so mannigfaltig, daß man gezwungen ist zu bekennen, daß, wenn sie in gewissen Fällen eine vortheilhafte Leidenschaft ist, man selbe dagegen in andern als eine Quelle der allererschreklichsten Ausschweifungen anzusehen hat. Wie mag das zugehen, warf Cleantes ein, daß von ein und derselben Ursa-

che Böses und Gutes herrühret? Wenn diese Leidenschaft, wie Sie sagen, vortheilhaft ist, so gebieret sie ohngezweifelt etwas Gutes; ist sie aber die Quelle der Ausschweifungen, so kan nichts anders, als etwas Böses, aus ihr fliessen. Diese Leidenschaft, erwiederte der Ritter, bringet Gutes und Böses hervor; aber nur nachdem man dieselbe zu gebrauchen weis. Dieses ist ein Grundsaz, den man niemals aus der Acht lassen mus. Um diese Wahrheit zu entdekken, lassen Sie uns, mein Herr, ein wenig nachdenken, wie weit erstrekken sich nicht die Begierden der Menschen, wie groß sind nicht ihre Hofnungen! Richten wir unser Augenmerk auf jeden für sich allein lebenden Menschen, so werden wir keinen einzigen antreffen, der nicht hoffet. Einige harren auf Reichthümer, andere auf Ehre; einige seufzen nach dem Besiz einer Schönen, andere verwechseln den Ort ihres Aufenthalts mit einem entfernten Erdstriche, in der Hofnung, daselbst ein ruhigers Leben zu führen; kurz zu sagen, die Hofnung begleitet ein jedes Alter, gleichwie einen jedweden Stand: **Die einzige Hofnung verläsfet den Menschen nicht,** sagt der berühmte Römische Redner. Was für eine Folge werden sie daraus ziehen? frägt Cleantes. Die Folge ist natürlich, versezt der Ritter, nemlich daß, wie die Menschen oft auf Sachen hoffen, die sie nicht erlangen können, wegen der Schwierigkeiten, womit dieselben umgeben sind, die Natur als eine gute Mutter gehandelt zu haben scheinet, als sie die Verzweifelung geschaffen. Welcher Rathgeber ist getreuer und erleuchteter als dieselbe? Sie ist es, welche uns in den Unternehmungen, daran die Verwegen-

heit vor der Klugheit grössern Antheil genommen hat, Mittel finden lässet; sie ist es, welche uns von den bösen Wegen abziehen kan, worauf zu wandeln wir uns vorgesezzet haben. Man mus sich nicht einbilden, daß die Betrachtungen, die sie in uns über unser Unvermögen, über unsere Schwachheit wirket, nur einer geringen Anzahl von Menschen nüzlich seyn könten. Es ist kein Staat, kein Stand so erhaben, welcher daraus nicht solte Vortheil ziehen können. Sie werden darinnen mit mir übereinstimmen, wenn sie zu bemerken belieben, daß unsere Kräfte allemal eingeschränkt sind, dahingegen unsere Begierden und Hofnungen sehr oft von keinen Gränzen wissen. Ich begreife Ihre Meinung, sprach Cleantes, und pflichte Ihnen bei, daß es oft gut sey, zu rechter Zeit zu verzweifeln; ich erinnere mich hiebei der Aufführung des Königs Stanislaus. Dieser Fürst, welcher würdig ist in den künftigen Zeiten bewundert zu werden, nachdem er alle Proben seiner Tapferkeit und Unerschrokkenheit abgeleget hatte, welche jemals erwartet werden konten, hat sich in die Zeit zu schikken gewust. Klugheit und Vernunft sind die Masgeber seiner Verzweifelung gewesen, und man mus zu seinem Ruhme sagen, daß, wenn er nicht glüklich genug gewesen ist den Thron zu besteigen, er dennoch wenigstens desselben wegen seiner Herzhaftigkeit und Weisheit wehrt sey. Dieser Prinz hat Ursach mit seinem Aufenthalt zufrieden zu seyn, versezte der Ritter; denn er trift daselbst so wol seine Sicherheit, als auch seinen Ruhm an. Das ist ein Vortheil, welcher einem jeden von der Verzweifelung nicht gewähret wird; denn diese Leidenschaft, welche man be-

schreiben kan, daß sie sey eine Bewegung des Gemüths, welche die Herzhaftigkeit in der Verfolgung eines Gutes, in Absicht auf die dasselbe umringende Schwierigkeit, schwächet, hat fast kein Augenmerk weder auf Ruhm noch auf Ehre; sie siehet nur auf dasjenige, was zu ihrer Sicherheit nothwendig ist.

Siehe da, sagte Cleantes, das ist sonder Zweifel die Ursache, weswegen man nicht allemal demjenigen Gehör giebt, wovon uns die Verzweifelung Nachricht ertheilet. Wenn sie uns den Rath giebet, von der Verfolgung eines Guts abzulassen, so bietet sie uns nichts, uns schadlos zu halten, dar; sie stellet uns nur die Gefahr und die Schwierigkeit vor Augen, welche die verlangete Sache begleiten, dieses ist nicht hinlänglich, den Willen zu bewegen, seiner Unternehmungen sich zu begeben. Nein! sondern eben dieser Wille wünschet nachhero das gesuchte Gut viel heftiger, und siehet es noch weit schöner an. Eine unumstösliche Wahrheit, erwiederte der Ritter, daran liegt die Schuld, daß man den Warnungen der Verzweifelung keinen Plaz einräumet, weil diese Leidenschaft, wie wir bemerket haben, an stat uns mit angenehmer Hofnung zu schmeicheln, sich vielmehr bemühet dieselbe zu zernichten; sie bestrebet sich einzig dahin, daß sie uns überzeugen möge, wie schlecht unsere Unternehmung gegründet sey; sie entdekket uns unsere Verwegenheit, unsere Schwäche, und räth uns auf unsere Sicherheit zu gedenken. Ihre Rathschläge sind den heilsamen Arzeneien zu vergleichen, deren Bitterkeit einen Ekel erwekket, ohnerachtet die Gesundheit dadurch hergestellet wird: eine gleiche Bewandnis hat es mit den Betrachtungen, die uns

die Verzweifelung einflösset, wie unangenehm und schwer dieselben auch sind, so sind sie doch fast immer heilsam. Man hat wahrgenommen, daß viele Fürsten ihre Staaten, viele Kriegeshelden ihr Ansehen durch Hülfe dieser Betrachtungen erhalten haben; sehr wohl ist öfters die Verzweifelung auch in den verdrieslichsten äußersten Gefährlichkeiten, ja in den verzweifeltsten Angelegenheiten zu statten kommen; wie viele Kriegesheere hat dieselbe nicht durch einen rühmlichen Abzug erhalten? Wie viele Königreiche hat dieselbe nicht durch einen klugen Stillestand der Waffen vor ihrer Zerrüttung bewahret? Der Ehrgeiz und die Verwegenheit, welche man als immerwährende Quellen unglüklicher Empörungen der Geschlechter ansehen kan, würden weit grösseres Unheil anrichten, wenn nicht zuweilen die Verzweifelung den Vorsaz der Boshaften durch Beraubung der Hofnung eines glüklichen Erfolgs verhinderte. GOtt bedienete sich vor diesem der Verzweifelung, um das hochmüthige Vorhaben der Noachitischen Nachkommen zu zerstören. Es stehet geschrieben, daß diese Unsinnige, um ein Denkmal ihres Namens zu hinterlassen, und um sich gegen GOtt selbst zu vertheidigen, wenn er etwa noch einmal die Erde mit einer Sündfluth heimsuchen würde, den Entschlus gefasset einen Thurn zu bauen, dessen Spizze bis an den Himmel reichen solte. Ja wirklich! dieses vermessene Häuflein fieng an seinen Vorsaz auszuführen, und ihr Gebäude war bereits zu einer erstaunlichen Höhe gediehen, als GOtt diese Widerspenstige mittelst Verwirrung ihrer Sprache nöthigte aus einander zu gehen, und ihr Werk unvolkommen liegen zu lassen.

Man siehet also an dem, was wir gesagt haben, fügte der Ritter hinzu, daß die Verzweifelung zuweilen Nuzzen schaffet, weil sie uns behülflich ist, daß wir von lächerlichen Unternehmungen abstehen, und uns die Gefahr verhüten lässet, worein wir ganz gewis ohne sie gerathen würden.

Ich kan diesen Vortheil nicht schlechterdings leugnen, sprach Cleantes, aber ich glaube doch, es sind gewisse Leidenschaften, welche mit solcher Macht auf das menschliche Herz wirken, daß sie sich stets bemühen ihr Ziel zu erreichen, auch selbst zu der Zeit, wenn sie gar keine Hofnung sehen.

Und ich, erwiederte der Ritter, behaupte, daß nicht eine Leidenschaft sey, worüber die Verzweifelung nicht einige mal gesieget habe. Lassen Sie uns, ich bitte darum, einmal erwägen, welches doch die regesten und heftigsten Leidenschaften seyn. Ich meine, sagt Cleantes, die Liebe, der Hochmuth und der Geiz haben alle drei solche Vorwürfe, welche unsere Sinne bezaubern, die Verzweifelung ist nicht wohl vermögend, den Lauf dieser Leidenschaften aufzuhalten, wenn dieselben sich unserer Seele bemächtiget haben. Ich bekenne, gab der Ritter zur Antwort, daß diese Leidenschaften unsern Willen mit Macht auf den verlangeten Gegenstand ziehen; aber wie gewaltsam dieselben auch seyn mögen, so geben sie doch oft den Schwierigkeiten nach: die Liebe ist eine der ungestümsten Leidenschaften, weil sie nicht allein sich in den munterstén Jahren wirksam zeiget, sondern auch den Gegenstand ihrer Wünsche als die einzige Beförderin ihres Glüks ansiehet. Inzwischen trägt es sich täglich zu, daß diese gewaltsame Leidenschaft der Schwierig-

rigkeit nachgiebet. Es fält mir bei dieser Gelegenheit eine sehr besondere Geschichte ein, welche Ihnen von dieser Wahrheit einen Beweis wird geben können.

Geschichte von dem Sylvius und der Julia.

Sylvius war ein volkommen artiger junger Herr in der Stadt Venedig. Die Natur hatte ihm weder abseiten des Leibes, noch der Seele einigen Vortheil versaget, und er selbst hatte seine glüklichen Naturgaben so sorgfältig bearbeitet, daß er sich in allen und jeden besondern Leibesübungen bereits besonders hervor that. Aber wie die schönen Eigenschaften, an stat vor der Liebe zu bewahren, vielmehr mit dem Gott der Zärtlichkeit in einer besondern Uebereinstimmung und genauer Vereinigung zu stehen scheinen: also empfand auch Sylvius die Wirkung dieser Leidenschaft gar bald. Julia wurde der Gegenstand seiner Wünsche. Diese junge Person, welche aus einem berühmten Geschlechte herstammete, besas nebst einer seltenen Schönheit so viel Sitsamkeit und Klugheit, daß man dieselbe lieben muste, so bald man ihrer ansichtig wurde. Sylvius bedienete sich alsofort seiner Augen, und er bedienete sich derselben auch ziemlich glüklich; aber wie die Liebe eine der eilfertigsten Leidenschaften ist, also erlaubte sie ihm nicht, sich hierbei lange Zeit mit einer stummen und unfruchtbaren

Un-

Unterredung aufzuhalten. Tausend Schwierigkeiten verzögerten inzwischen seine Absichten. Die wenige Freiheit, welche Julia hatte, in einem Lande, woselbst man bemühet ist, die Aufführung solcher jungen Personen genau zu untersuchen, war das wichtigste Hindernis, welches er aus dem Wege zu räumen hatte. Weit gefehlt, daß ihm dieses hätte abschrekken sollen, daß er vielmehr im Gegentheil beschlos, Gelegenheit zu suchen, sich mit der Julia zu unterreden. Zu dem Ende besuchte er eine Freundin von der Bedienten dieser Schönen. Der Besuch ward mit einigen Geschenken begleitet, welche die beste Wirkung von der Welt hatten. Die dienstwillige Person, durch die Freigebigkeit unsers Liebhabers erweicht, war sehr geschäftig, ihm Proben ihres Eifers und ihrer Erkentlichkeit zu geben. Sie lief zu ihrer Freundin, und wirkete bei dieser für jenen einen Ort der Zusammenkunft aus. Sylvius stellete sich daselbst ein, und die Bediente der Julia lies ihn nicht lange warten; aber wie aufgeräumt auch Sylvius war, so ward er dennoch ein wenig bestürzt, als er die Hüterin seiner Geliebten bei sich sahe. Frau Lucia war der Name dieser wachsamen Matrone. Sie hatte überhaupt ein finsteres und gestrenges Wesen an sich, eingefallene Wangen und Augen, welche die Traurigkeit zu beherbergen schienen. Ihr Schmuk war ebenfals nicht anmuthig; ein langer schwarzer Rok nebst einem Schleier von derselben Farbe machten ihren gesamten Zierrath aus. Sylvius hatte sich von einer Art Ueberraschung, welche ihm dieser klägliche Aufzug verursachet hatte, wieder erholet, und gedachte nur auf Mittel, das Vertrauen der erschreklichen Herscherin zu gewinnen.

Gleichwie er nun wohl wuste, daß diese alten Vormünderinnen eine heimliche Lust hegen zu reden; so nahm er sich vor, ihr mit der ehrerbietigsten Aufmerksamkeit zuzuhören, und glaubte, daß diese Höflichkeit, benebst einigen hinzu kommenden Geschenken, im Stande seyn würden, seine Sache zu befördern Nachdem er sich nun dergestalt zu seiner Aufführung vorbereitet, grüssete er dieselbe folgender massen: Da ich weis, meine Frau, daß die gute Erziehung der Julia eine Frucht Dero Fleisses und Sorgfalt ist, so würde ich, meiner Meinung nach, einen Fehler begangen haben, wenn ich mich nicht bei Ihnen gemeldet hätte, um Ihnen die Hochachtung gegen eine Person zu erkennen zu geben, welche die Mühe, so sich meine Frau gegeben um Sie zu unterrichten, so glüklich ersezzet.

Die Matrone antwortete dem Sylvius mit einem ernsthaften Tone: Ich sehe in Wahrheit mit Vergnügen, daß meine Mühe und meine Sorgen nicht unnüzlich angewandt sind, und ich habe Ursache zu hoffen, daß das Ende mit dem Anfange übereinstimmen werde; denn obgleich die Julia so vernünftig ist, daß auch kein einziger Antrag, den irgend ein unverschämter Mensch ihr thun möchte, sie würde verleiten können, so erlaube ich ihr doch nie, einen Schrit ohne mich zu wagen. Es ist gut, daß man die Töchter bei Zeiten zum Gehorsam gewöhne, mithin mache ich mir auch die sichere Hofnung, daß Julia ihren künftigen Gemal glüklich machen werde. Sie wird sich nie mürrisch beklagen, wenn ihr nicht wird erlaubt werden in Gesellschaften zu seyn. Mit einem stillen Aufenthalt vergnügt wird sie die Zärtlichkeit ei-

nes keuschen Eheherrn genießen, ohne jemals ihr Verlangen weiter hinaus zu sezzen. Ich glaube, sprach Sylvius, daß Ihnen dieses wol viele Mühe gekostet hat. Gewis, wenn es darauf ankomt, ein junges Frauenzimmer zu unterrichten, zu erziehen, Acht auf ihre Aufführung zu haben, in einem Alter, wo sie in Absicht auf ihre geringe Erfahrung alles zu befürchten hat, da kan eine Matrone wol nicht sonder Unruhe seyn. Es wäre wenigstens zu wünschen, versezte die Frau Lucia, daß man für die Mühe, so wir uns geben, ein wenig Erkentlichkeit bezeugete, und da wir mit Aufopferung unserer Freiheit uns so zu reden zu Sklaven machen, so müste man, wie mich dünket, unsern Eifer billig ein wenig besser belohnen; aber ach! fügte Frau Lucia hinzu, nachdem wir alle Sorgfalt angewandt, so werden wir doch gar selten desfals mehr erhoben. Ist das möglich? sprach Sylvius. Es ist nur gar zu wahr, erwiederte die Matrone, unser Eifer wird stets übel vergolten. Das ist gar nicht recht, sagte Sylvius, mich verdriesset nichts mehr als die Undankbarkeit. Ich gestehe, daß man allemal erkentlich seyn sol; aber es giebt Gelegenheiten, da sich die Undankbarkeit nur mehr als zu viel offenbaret. Ist es nicht ein Laster, eine Person unbelohnt zu lassen, welcher man so grosse Verbindlichkeit schuldig ist? Ach! mein Herr, rief die Matrone, wie glüklich würden wir seyn, wenn man überal so gute Herzen, als das Ihrige, anträfe. Ich versichere es Ihnen, meine wehrte Frau, erwiederte Sylvius, ich habe allemal solche Gedanken geheget, weil ich dieselben vernünftig zu seyn geglaubet habe. Wäre ich nicht

glüklich genug, verfolgte die Matrone, Ihnen einige Dienste zu leisten? Ich schlage Dero Anerbieten nicht aus, versezte Sylvius, ich glaube Ihnen bereits gesagt zu haben, daß ich die Julia liebe; Sie wissen, daß meine Anverwandte mit den Ihrigen zerfallen sind. Da ich mich nun nicht gerne der Gefahr, eine abschlägige Antwort davon zu tragen, blos stellen wolte, bis dahin, daß die Sachen eine angenehmere Gestalt gewinnen; so ersuche Dieselben, mir Gelegenheit zu verschaffen, da ich meine geliebte Julia von der Hochachtung, die ich gegen dieselbe hege, überzeugen könne. Das ist eine etwas harte Sache, sprach die Matrone, aber Sie dürfen sicher glauben, daß ich mein möglichstes thun werde, um Ihnen zu dienen. Ich danke Ihnen für Dero Wohlwollen, antwortete Sylvius. Nehmen Sie zum Zeichen meiner Erkentlichkeit diese dreißig Dukaten, und glauben Sie nur, daß ich jederzeit geflissen seyn werde, dasjenige zu vergelten, was Sie meinethalben thun werden. Als die Matrone dieses köstliche Metal erblikkete, kramete sie ihre ganze Beredsamkeit aus, um den Sylvius zu danken. Darauf nahm sie von ihm Abschied, und gab ihm die Versicherung, es solte ihre Schuld nicht seyn, wenn er nicht vergnügt würde. Sylvius gieng mit den Versprechungen dieser Vertrauten wohl zufrieden nach Hause. Die Hofnung, welche er hatte, sich bald mit seiner Geliebtesten zu besprechen, gab ihm den Vorschmak eines unendlichen Ergözzens. Tag und Nacht stellete er sich seine Schöne im Geiste vor, und zwar mit allen Annehmlichkeiten, mit allem Liebreiz, welche nur bei dem schönen Geschlecht ersinlich ist; er bildete sich

ein

ein, nahe bei ihr zu seyn, sie zu sehen, mit ihr zu reden; ja er glaubte, ihr von seiner Zärtlichkeit und Liebe vorzusagen, so gar war er entzükt: kurz die Julia nahm die Einbildungskraft dieses brünstigen Liebhabers gänzlich ein. Inzwischen säumete die von den empfangenen Geschenken bezauberte Matrone nicht lange, dem Sylvius zu erkennen zu geben, daß das Gold in Liebeshändeln, wie sonst überal, mächtig wirksam sey.

Des andern Tages sandte sie ihm einen Zettel, darinnen sie ihm anzeigete, daß, weil die Julia den folgenden Tag einige Waaren zu kaufen auf der hohen Brükke erscheinen würde, er dieselbe zu sprechen sich daselbst einfinden könte. Sylvius hielte einen Kaufmansladen für keinen bequemen Ort für eine verliebte Unterredung, dieses brachte ihn auf den Entschlus, eine andere Gelegenheit, die sicherer und bequemer wäre, zu ersinnen. Derowegen schrieb er an die Matrone eine Antwort folgenden Inhalts:

„Ich danke Ihnen, wehrte Frau, für die Geflis-
„senheit und Bemühung, so Dieselben tragen, mir
„das Glük meine geliebte Julia zu sehen zu ver-
„schaffen; aber weil der mir von Ihnen angewiesene
„Ort der Zusammenkunft verdriesliche Folgen nach
„sich ziehen könte, wenn wir etwa verrathen wür-
„den, so habe ich ein weit sicherer Mittel erfunden.
„Morgen, wenn sie ausgehen, werden sie diejenige
„Person verkleidet antreffen, welche Ihnen diesen
„Zettel behändiget, derselben belieben Sie nur
„zu folgen.

Und als Sylvius diesen Zettel fortgesandt hatte,

lies

lies er durch einen Unterhändler eine Gondel miethen, und veranstaltete alles nothwendig erforderliche, um sich in einen Gondelfahrer zu verkleiden. Des folgenden Tages, so bald die Morgenröthe hervortrat, begab er sich nach einem abgelegenen Hause, woselbst er sein Schiflein vorführen lassen. Voller Ungeduld seine neue Figur anzunehmen, legte er seine ordentliche Kleider ab, und legte sich dergleichen an, als die Gondelfahrer zu tragen pflegen; und um sich desto besser zu verstellen, machte er sich einen Knebelbart nach Venedischer Weise, welcher einen Theil seines Antlizzes verdekte. Auch sezte er sich eine grosse Müzze auf, die er sich tief in die Augen drükte, und nachdem er einem fast in gleicher Rüstung erscheinenden Bedienten befohlen, ihm zu folgen, stieg er in seinen Nachen hinein. Wie er nun sehr geschikt und hurtig war, so gab es ihm wenig Mühe die Gondel fort zu bringen. Er kam endlich, nachdem er verschiedene Canäle durchgeschiffet hatte, vor der Behausung seiner Schönen an.

Als er nur noch etliche Schritte weit davon entfernet war, lies er seinen Bedienten austreten, derselbe muste sich an einen Ort hinstellen, um die Matrone zu erwarten. Unser Liebhaber hatte die Vorsicht gebraucht, seine Vertraute unterrichten zu lassen, und diesem ihr gegebenen Unterricht zufolge solte sie dem Bedienten folgen, und die Julia in die Gondel führen. Die Matrone ermangelte nicht in Begleitung der Julia heraus zu gehen. So bald sie erschien, gab der in einen Gondelfahrerknecht verkleidete Diener ihr ein Zeichen ihm zu folgen, und lief vorhin seinem Herrn Nachricht zu bringen, damit er

sich gefasst hielte seine Liebste zu empfangen. Er hatte noch nicht ausgeredet, als zween edle Venetianer, den Sylvius wirklich für einen Gondelfahrer haltend, trozzig in sein Fahrzeug traten, und ihn hiessen, sie nach Sta. Maria della pace zu führen. Sylvius hatte gut sagen, daß er Abhaltung hätte, sein Widerstreben war vergeblich. Die edlen Herren gaben ihm kein Gehör, sondern drungen ihn, wider seinen Willen das Ruder zu ergreifen. Man kan den empfindlichen Verdrus, womit er diesen Augenblik überhäufet wurde, nicht mit Worten ausdrükken. Ach! armer Sylvius, sprach er bei sich selbst, in welchem Zustande befindest du dich? Ach! angenehme Julia, welcher böse Geist komt als ein Feind von meinem Glükke, meine Unternehmung zu zerstören? Ich sehe dich, geliebter Engel, aber ach! dein Anblik macht nur mein Elend grösser. Diese Betrachtungen halfen dem unglükseligen Gondelfahrer nichts; er muste sich in Geduld fassen und entschliessen, seinen Kahn vörder zu rudern. Was noch das betrübteste für unsern Liebhaber war, ist dieses, daß die edlen Herren, nachdem sie zu Sta. Maria della pace gewesen waren, ihn den ganzen Tag herum schiffen hießen, und nicht ehender von sich ließen, bis die Nacht einbrach. Sylvius hatte gar nicht wohl Ursache mit einer solchen Begebenheit zufrieden zu seyn: denn außer daß er die Gelegenheit, seine liebe Julia zu sprechen, eben zu der Zeit verloren hatte, als er sich mitten in der Erlangung seiner Wünsche zu seyn glaubte, war er noch so abgemattet, daß er sich kaum erholen konte. Nichts desto weniger fand er, nachdem er seine Kleidung wieder gewechselt, ein Mittel, die Matrone annoch zu

spre-

sprechen. Er erzehlete ihr sein widriges Schiksal mit so rührenden Ausdrükkungen, daß sie nothwendig Theil daran nehmen muste: sie wandte alle Kräfte an, um ihn zu trösten, indem sie ihm die Hofnung machte, daß auf ein ander mal ihm das Glük günstiger seyn würde. Diese Gründe aber waren viel zu schwach, den Kummer unsers Liebhabers zu stillen. Wehrteste Vertraute meiner Angelegenheiten, sprach Sylvius zu der Begleiterin, Sie können mich glüklich machen, mein Glük stehet in ihrer Hand. Herr, fiel ihm die Matrone in die Rede, wie kan das seyn? Ach! meine Frau Lucia, lies sich Sylvius vernehmen, es komt nur auf Sie an, mich zu der hochgeschäzten Julia in ihr Zimmer zu führen. Die Nacht ist allemal den Liebenden günstig gewesen. Wegen des übrigen, was sich etwa eräugnen möchte, können Sie sich auf mich verlassen; ich werde mich so aufzuführen wissen, daß niemand, er sey wer er wolle, sich wird träumen lassen, daß Sie an meiner Liebeslist Antheil haben. Mein Herr, versezte die Frau Lucia, wie gerne ich Ihnen auch zu Ihrem Vergnügen beförderlich wäre, so ist mir doch schlechterdings nicht möglich, Ihnen dasjenige, was Sie da von mir begehren, zu versprechen; ich bin versichert, daß Sie ein gar zu gutes Herz haben, als daß Sie mich zu einem Fehltritte verleiten solten, welcher mich nothwendig ins Unglük stürzen würde. Erinnern Sie sich, mein Herr, fügte die Matrone hinzu, daß Sie durch eine kluge Vorsicht die Zusammenkunft auf der hohen Brükke misbilligten. Auch habe ich nicht umhin gekont, Dero Klugheit und Edelmüthigkeit zu bewundern, da Dieselben aus Furcht, mich einiger

Verdrieslichkeit und Gefahr blos zu stellen, die Zuflucht zur Erfindung der Gondel genommen haben. Rufen Sie anjezzo dieselbe Edelmüthigkeit zurük, und an stat durch eine ungestüme und von der Vernunft abirrenden Bewegung sich beherschen zu lassen, bedienen Sie sich Ihrer gewohnten Klugheit. Solche Worte brachte die Matrone herbei, um den Sylvius von seinem Vorhaben abzulenken; aber unser Liebhaber, welcher für Ungeduld brante, seine geliebte Julia zu sprechen, lies sich so wenig durch die Gründe der Vertrauten bereden, daß er dieselbe vielmehr noch inständiger bat, ihm die gewünschte Unterredung zu verschaffen, und versicherte sie aufs neue, daß er ihrentwegen Sorge tragen würde. Er unterstüzte sein Ersuchen mit einigen Dukaten; endlich brachte er es so weit, daß die Matrone selbst ihm das Mittel anwies, in das Gemach der Julia zu kommen, und zwar den Weg durch ihre eigene Kammer zu nehmen; so wahr ist es, daß man mit Geld allenthalben seinen Zwek erhalten kan.

Es ist keine unumstöslichere Wahrheit, als eben diese, sprach Cleantes hierauf, dies ist es, was uns die Dichter haben lehren wollen, als sie gesagt, daß Jupiter sich in einen goldenen Regen, um in den Thurn der Danäe hinein zu kommen, verwandelt habe. Aber wiederum auf unsere Geschichte zu kommen, verfolgete Cleantes, ich rechne es dem Sylvius zu einer starken Thorheit, daß er bei nächtlicher Zeit sich zu einer Person bringen lassen wil, die er noch nie gesprochen hat, und nicht weis, ob er von ihr geliebet wird. Ich bin mit Ihnen eins, antwortete der Ritter, es ist eine Ausschweifung; allein wissen Sie

denn

denn nicht, daß die Liebe als ein Kind vorgestellet wird mit einer Binde vor den Augen? Das wil, dünket mich, so viel sagen, daß diese Leidenschaft nur der Jugend eigen und eine Feindin der Vernunft und Klugheit sey; sie ist in allen Stükken blind; sie vernimt weder Gefahr noch Schwierigkeit. Wissen Sie nicht auch, fuhr der Ritter fort, daß man zu sagen pfleget, die Liebe mache die Thoren klug, und die Klugen thöricht? Wie falsch auch dieser Saz scheinet, so ist er dennoch wahr; denn einem Thoren, welcher keinen Wiz hat, so lange er nicht verliebt ist, fehlet es nie an hurtiger Geschiklichkeit, so bald nur die Liebe sich seines Herzens bemeistert; alsdenn befleissiget er sich, wie er gefallen und sich angenehm machen möge: er spricht, er schließet, er beredet. Dagegen ein mit Wiz begabter Mensch bedienet sich desselben bei der Liebe nicht allemal zum Besten; bisweilen macht er sich gar zu leicht anheischig, verwegene Unternehmungen auszuführen; seine Leidenschaft lässet ihn glauben, es sey was leichtes, sein Vorhaben nach Wunsch zu bewerkstelligen, und hindert ihn auf die Schwierigkeiten zu äugen: zuweilen lässet ihn seine Einsicht in der That kluge Maasregeln ergreifen, welche jedoch in keinem Stükke seinen Zwek befördern. Ich glaube, sprach der Ritter, dies sey für das mal genug von dieser Materie gesagt, wir wollen also unsere Geschichte weiter verfolgen. Als nun Sylvius Unterricht, wie er sich verhalten solte, empfangen hatte, begab er sich wohl zufrieden hinweg, und dachte an nichts mehr, als wegen des Verdrusses, den ihm die edlen Herren Venetianer verursacht, sich schadlos zu machen. Als er merkte, daß es bereits tiefe Nacht war, begab er

sich auf eine kleine abgelegene Treppe, welche ihn auf eine Art von einer Rauchkammer führete, von wannen er leicht das Dach gewinnen konte. Nachdem er den Schornstein an den Kenzeichen, die ihm die Matrone gegeben, erkant hatte, bemühete er sich, so gut er konte, eine seidene Strikleiter, so er bei sich führete, daselbst an zu bevestigen. Das Vergnügen, welches einen Liebenden einnimt, wenn er diejenige Stunde, so ihn glüklich machen sol, erreicht zu haben glaubet, lässet sich nicht beschreiben; ja es ist nichts auf der Welt derjenigen Freude gleich, welche ein solcher in seiner Seele empfindet in dieser süssen Hofnung. Deswegen mögen Sie selbst von der eilfertigen Geschäftigkeit des Sylvius urtheilen, welche er im Hinabsteigen in die Kammer der Julia bewies. Gewis, er brachte nicht viel Zeit damit zu; aber wie sehr er sich auch hütete, im Hinuntersteigen kein Geräusch zu machen, so konte er doch nicht hindern, daß die Julia etwas davon vernahm. Anfänglich glaubte sie zwar, sie möchte sich irren; aber wie erschrak sie nicht, als sie fühlete, daß jemand ihr Angesicht betastete! Sie erhub ein so grosses Geschrei, daß das ganze Haus davon aufgewekket ward. Ihre Kammerjungfern stunden ganz erschrokken auf, kamen und klopfeten an ihre Thür. Sylvius blieb wegen dieses Versehens unbeweglich. Die Furcht, welche ihn überfiel, beraubte ihn der Sprache. Und als er sahe, daß es ihm nicht möglich war, sich der Julia zu erkennen zu geben, stieg er geschwind wiederum auf seiner Leiter zurük, und gieng wegen dieses neuen Versuchs schlecht vergnügt fort. Des andern Morgens früh kam die Freundin der Matrone, und klopfete

pfete an des Sylvius Thüre. So gleich erschien ein Bedienter und fragte, was sie begehrete. Ich wolte, sprach sie, ein Wort mit dem Herrn von *** reden. Nachdem der Diener seinem Herrn hievon Nachricht gegeben, ward die Botschafterin in das Zimmer des Sylvius geführet, welchem sie mit grosser Ehrerbietigkeit von wegen der Matrone einen Brief dieses Inhalts überreichete:

Mein Herr!

„Der Julia Vater und Bruder sind diese Nacht „lange beschäftiget gewesen, alle Gemächer des „Hauses durchzusuchen. Es ist nicht ein Win„kel weder im Keller, noch auf der Rauchkammer, „wo sie nicht hinein geschauet; nicht ein Kas„sten, nicht ein Schrank, welchen sie nicht eröf„net haben. Wie sie aller Orten vergeblich ge„sucht, fehlete wenig, daß sie sich nicht gegen mich „entrüstet hätten. Sie sehen, mein Herr, in „was für Unruhe ich gerathen würde, wenn man „mich einiger Sache halber in Verdacht haben „könte. Derowegen wolte Sie hiedurch ergebenst „gebeten haben, sich einige Tage ruhig zu halten.

Sylvius, der wegen seiner nächtlichen Verrichtung nicht wohl zufrieden war, sandte die Briefträgerin ziemlich kaltsinnig zurük. Kaum war sie aus dem Hause, so ward das Bitten der Matrone von der Liebe gegen seine Schöne besieget. Er kleidete sich hurtig an, des Vorhabens, ein neues Mittel ausfündig zu machen, um bei die Julia zu kommen. Die Sache war schwer, so bald die Nacht eintrat,

ward das Haus dieser Schönen sorgfältigst verschlossen. Von allen ihren Bedienten kante er niemanden, als die einzige Matrone; bei so bewandten Umständen aber war wenig Hofnung, daß diese Vertraute sich im geringsten in diesen Handel mischen wolte. Indessen verlor Sylvius seinen Muth noch nicht. Er nahm von Hause aus gleich den Weg nach der Behausung der Julia zu. Nachdem er sich einige Zeit vor derselben verweilet und alles mit grosser Achtsamkeit bemerket hatte, ward er gewahr, daß das Zimmer, darein er die vorige Nacht hinunter gestiegen, nach der Strasse zu belegen war, und weil er wuste, daß man wegen der Hizze die Fenster nicht zumachte, sondern nur einen Vorhang davor zu ziehen pflegte; so glaubte er, es würde ihm nicht unmöglich fallen, in das Zimmer zu gelangen. Er war sehr vergnügt über dieser Entdekkung, und lies dahero eine Art eines Schiffes miethen, welches eine Tartane genennet wird. Als es Abend worden war, lies er dieses Schif vor das Haus seiner Schönen hinführen, und nachdem er die seiner Meinung nach nöthigen Maasregeln genommen, begab er sich vergnügt zurük; so wahr ist es, daß die Liebe eine Leidenschaft ist, welche sich durch Hofnung ernähret. Die Nacht, welche zur Ruhe erschaffen ist, wird von den Liebenden nur dazu angewandt, daß sie auf das Geliebte denken, und die Sonnenstrahlen vergnügen ein liebendes Herz oft viel minder, als die allerfinsterste Nacht. In Wahrheit, Sylvius freuete sich sehr, daß eine dichte Finsternis den Sternen ihren Glanz verdekte und seiner Unternehmung günstig schien, desfals eilete er, sich eine so kostbare Zeit wohl zu Nuzze zu machen. Er läuft

nach seinem Schiffe. So bald er daselbst ankommen, ist seine erste Sorge, die Augen empor zu heben. Der nächtlichen Dunkelheit ohngeachtet, hatte er das Vergnügen zu erkennen, daß er sich nicht geirret. Die Fenster der Schönen waren offen, es war nur ein Vorhang vorher gezogen, welchen ein schwacher kühler Wind flatternd spielen lies. Bei diesem Anblik gerieth unser Liebhaber für Freuden fast außer sich, schwung sich um den Mastbaum und stieg mit unglaublicher Geschwindigkeit hinauf. Vom Mastbaum senkete er sich auf die Segelstange mit gleichmässiger Hurtigkeit, und endlich von dem Ende der Segelstange erreichete er das Fenster des Gemaches, woselbst er ohne Lärmen hinein stieg. Er besan sich nicht lange nach welcher Seite er seinen Schrit zu nehmen hätte. Er hatte ein Bette wahrgenommen, und weil er nicht zweifelte, daß seine geliebte Julia drinnen läge, näherte er sich demselben unverzüglich; und nachdem er die Vorhänge sanft von einander gezogen, sprach er: Siehe, hier bin ich, liebenswürdige Julia, du kanst mich elend oder glüklich machen, mein Schikfal stehet in deinen Händen. Aber wenn meiner zärtlichen Liebe ohngeachtet, geliebte Julia, ich dir nicht gefallen kan, so bin ich entschlossen hier zu sterben. Sylvius, als er diese Worte vollendet hatte, erschrak heftig, daß man ihn mit drei oder vier Streichen mit der Faust ins Gesicht grüssete. Sein Schrekken ward grösser, als er eines zornigen Mannes Stimme vernahm, welcher zu ihm sagte: Wart du Bösewicht, du solt bald die Strafe deiner Verwegenheit empfinden. Sylvius wolte zurük fliehen; aber der mit ihm sprach, lies ihm dazu nicht Zeit. Er grif

ihn an, und gab ihm viele Streiche, um ihn unter die Füsse zu bringen. Sylvius seiner Seits fürchtete entdekket zu werden, dahero wehrete er sich fast wütend. Nachdem er denjenigen, der ihn hielte, zu Boden geworfen, und sich seinen Händen glüklich entrissen hatte, säumete er keinen Augenblik, das Fenster, wodurch er herein gestiegen, wieder zu gewinnen. Er sprung hinauf, und von da auf die Segelstange; aber er hatte dieselbe kaum umfasset, als derjenige, welcher viel schwächer als er gewesen war, das Haus mit einem fürchterlichen Geschrei erfüllete. Auf dies Geschrei folgete ein verworrenes Geräusch, welches alle Bediente und Hausgenossen machten. Sylvius ward dadurch so bestürzt, daß er fast unempfindlich ins Wasser fiel. Doch als der Fal, den er gethan, desgleichen die Kälte des Wassers seine Lebensgeister wieder ermunterte, fieng er mit allen Kräften an zu schwimmen, erreichete das Ufer des Canals und stieg ans Land. Die Furcht, darin er war, man möchte ihn verfolgen und in diesen Umständen entdekken, verursachete, daß er sich über Hals und Kopf aus dem Staube machte. Bald hätte sich gar sein Unglük vergrössert, inmassen wenig fehlete, daß er nicht wäre von der Scharwache gefänglich eingezogen worden, welche, ihn so geschwinde laufen sehende, hinter ihm frisch drein sezte. Beinahe hatte sie ihn eingeholet, als er eben zu rechter Zeit und sehr vergnügt, sich von einem solchen Gefolge entlediget zu sehen, in seine Wohnung eintrat. Das Glük, welches er gehabt, der Gefahr, darinnen er geschwebet, so wohl zu entkommen, tröstete ihn einiger massen über seinem widrigen Schiksale. Wie er inzwischen nicht umhin konte, an

die Störrigkeit seines Zufals zu gedenken, sprach er bei sich selbst: O grausame Liebe! mustest du dich meines Herzens bemeistern, um mich zum unglükseligsten unter den Sterblichen zu machen? Muß ich denn, o liebenswehrte Julia, sterben, ohne dir einmal sagen zu können, daß ich dich liebe? Ach! möchtest du doch wenigstens wissen, was ich deinetwegen leide, und meine überaus grosse Zärtlichkeit erkennen, ich bin gewis, hochgeschäzte Julia, du würdest Mitleiden mit mir haben. Solche Gedanken waren es ohngefehr, welche die Nacht hindurch unsern Liebhaber einnahmen. Als endlich die Morgenröthe hervortrat, überfiel ihn der Schlaf so sehr, daß er in einen tiefen Schlummer gerieth. Da er nun eben wieder erwachte, kam sein Diener und sagte ihm, daß eben die Person, welche des vorigen Tages da gewesen, ihn abermal zu sprechen verlangete. Sylvius lies sie hereintreten, und erkante, daß es die gewöhnliche Botschafterin war, welche ihm einen Brief von der Matrone überbrachte. Er öfnete denselben und las daraus diese Worte:

Mein Herr!

„Ich kan Ihnen kaum von dem allen Nach-
„richt geben, was sich seit gestern in der Julia
„Zimmer zugetragen. Ich kan nicht glauben, daß
„Sie demjenigen ohnerachtet, was ich Ihnen zu-
„geschrieben, sich solten unterstanden haben in dies
„Haus zu kommen. Uebrigens ist die Begeben-
„heit so was außerordentliches, daß ich der Mei-
„nung bin, niemand anders als ein Teufel könne

„der-

„dergleichen Lärmen verursachen. Der Julia „Bruder, welcher diese Nacht das Gemach seiner „Schwester eingenommen, ist vor Schrekken fast „todt. Er giebt vor, ein erschreklich Gespenst gese„hen zu haben, welches ihn mit den zärtlichsten „und verliebtesten Worten angeredet, bei nahe, „wie ein Liebhaber seine Liebste anreden möchte. „Als indessen der Julia Bruder sich eingebildet, „es wäre jemand, der sich ins Haus geschlichen, „um seiner Schwester Gewalt anzuthun, ist er „geschwind aufgesprungen, und hat alles gethan, „was er gekont, um sich dessen zu bemächtigen; „aber sein Bemühen ihn vest zu halten ist vergeb„lich gewesen; er ist vielmehr von dem Gespenst „überwältiget, unter die Füsse gebracht, und mör„derlich zugerichtet worden, so daß er noch die „Maalzeichen seiner Klauen an verschiedenen Or„ten seines Leibes aufzuweisen hat. Was noch „das wunderbarlichste ist, so versichert er, daß „das Gespenst ihn auf eine Zeitlang sprachlos ge„macht, und einige Minuten seiner Sinnen „beraubet habe. Nachdem er endlich wieder zu „sich selbst kommen, ist seine Bestürzung noch „grösser worden, als er nichts mehr in dem Zim„mer angetroffen, und indem er sich an das Fen„ster begeben, er bemerket, daß das Wasser des „Canals als von einem starken Winde beweget „würde. Wir sind die ganze Nacht auf den Bei„nen gewesen, man hat in allen Kammern Lichter „angezündet. Julia ist sehr unruhig gewesen, man „wird sie heute ins Kloster der H. Brigitten „führen.

Syl-

Sylvius, als er die Briefträgerin beurlaubet, konte sich des Lachens nicht enthalten über der Einfalt des Bruders der Julia. Er empfand eine gewisse Zufriedenheit, sich wegen der Maulschellen, so man ihm beigebracht, und wegen der Furcht, darinnen er gesteket, gerächet zu sehen. Inzwischen weil er die Julia unaussprechlich lieb hatte, that es ihm herzlich leid zu vernehmen, in was für einem Zustande sie war. Er war nicht minder betrübt, wenn er betrachtete, daß man sie in ein Kloster sperren wolte. Diese betrübte Vorstellung stürzete ihn in die äußerste Traurigkeit. Ach! geliebter Schaz, sprach er bei sich selbst, war ich nicht unglüklich genug, dich von meiner Brünstigkeit überzeugen zu können? Mus ich noch dazu die unschuldige Ursache seyn, daß man dir die Freiheit raubet? Grausames Schiksal! kanst du zugeben, daß ein verdrieslich Kloster der Aufenthalt meiner Schönen werden sol? Und du, o treulose Liebe, sind dieses die Ergözlichkeiten, welche du mir versprochen? Solcherlei waren die Betrachtungen dieses bekümmerten Liebhabers. Seine Traurigkeit vermehrete sich von Tage zu Tage. Er gerieth in eine Schwermüthigkeit, welche in ihm einen Verdrus über alles wirkete; nichts war vermögend, das Andenken seiner Schönen ihm aus dem Gemüthe zu verbannen, er gedachte an dieselbe Tag und Nacht. Sein grössester Kummer war, daß er kein Mittel vor sich sahe, in dies Kloster zu kommen. Mehr als tausend Anschläge kamen ihm in den Sin, aber nicht ein einziger war im Stande seine Hofnung wieder zu erwekken. Also verstrichen einige Tage, ohne daß Sylvius einige Möglichkeit sahe, wie er zu sei-

ner geliebten Julia gelangen könte, bis endlich die Liebe diesem angefochtenen Liebhaber zu Hülfe kam, und seine Gedanken auf ein sehr sonderbares Mittel lenkete. Sylvius war nemlich von ohngefehr mit dem Arzt desselben Klosters in Gesellschaft gewesen, darein man die Julia gesteket hatte, die Unterredung fiel auf die Arzenei. Der Arzt ergrif so gleich diese Gelegenheit von seiner Kunst zu schwazzen; nachdem er einige seiner Curen erzählet, kam er auch auf die Kranken des Klosters zu sprechen. Sylvius hörete diesem Gespräche mit großer Aufmerksamkeit zu, des sichern Vorsazzes, seinen Nuzzen daraus zu schöpfen. Und wirklich, so bald er von der Gesellschaft Abschied genommen, stellete er sich vor, daß es ihm nicht schwer fallen würde, sich an stat des Arztes in das Kloster zu seiner Schönen zu schleichen.

Vergnügt über seinen Entwurf, verreisete er den andern Morgen, einen seiner guten Freunde zu besuchen, welcher gemeiniglich den Sommer auf einem Landgute wohnete, welches er auf der Brenta hatte. So bald Sylvius auf diesem Landgute angelanget war, that er seinem Freunde die Ursache kund, warum er zu ihm kommen sey, und kehrete wiederum nach der Stadt zurük.

Der Freund schrieb seiner Seits an den Arzt Ciarlone, also nante sich derselbe, daß er ihn bäte, schleunigst zu ihm hinaus zu kommen, weil er schwerlich krank danieder läge. Der Arzt reisete unverzüglich zu ihm hin. Zu gleicher Zeit empfieng Sylvius Nachricht von des Arztes Abreise, und machte sich demnach gefasst, sein Vorhaben zu volstrekken. Er legte sich ein schwarzes Kleid an, sezte eine grosse

Perukke auf nebst einem Hute, der einem Regenschirme nicht ungleich sahe, und gieng noch desselben Tages in das Kloster, worinnen seine Julia war. Er lies sich anmelden, als ein guter Freund des Herrn Ciarlone, welcher ihm aufgetragen, seine Kranken in dem Kloster so lange zu besuchen, bis er wieder von seiner Reise auf dem Lande zurük käme. Die Thürnerin hatte ihre Botschaft ausgerichtet, deswegen kam eine Menge Schwestern, den neuen Hippocrates zu bewilkommen. So bald man ihn hinein geführet hatte, war seine erste Sorge, Acht zu haben, ob er in dem Haufen seine liebe Julia nicht entdekken könte. Sein Bemühen war vergeblich; indessen förderte die Hofnung, dieselbe anzutreffen, seinen Schrit: er kam bis an die Krankenzimmer noch immer voller Gedanken von seiner Schönen. Er gieng von Celle zu Celle, und nahm die Gebräuche der Aerzte ziemlich in Acht: denn er gedachte, man würde ihn entweder für keinen Arzt, oder doch für einen ungeschikten Menschen halten, wenn er nicht einige Mittel verordnete, daher nahm er sich auch vor, dieses Geschäfte nicht zu verabsäumen. Er kam bei keine kranke Nonne, der er nicht etwas verordnete, der einen ein Bad, der andern einen Trank, andern Suppen, kurz eine jede bekam etwas. Die Nonnen an ihrer Seite waren über die Artigkeit des Arztes sehr vergnügt und bezeigten ihm sehr viele Höflichkeit. Sylvius inzwischen, welcher seine Liebste nicht antraf, fieng schon an wegen seiner gespielten Rolle verdrieslich zu werden. Für grosser Begierde, seine wehrtgeschäzte Julia zu entdekken, hatte er sich aus einem Winkel des Klosters in den andern führen lassen, unter dem

Vorwande, zu sehen, ob die Kammern wegen ihrer schlechten Lage nicht etwa möchten Anlas zu den Krankheiten gegeben haben. Doch als seine Durchsuchungen fruchtlos waren, machte er sich fertig von den Nonnen Abschied zu nehmen, als eine von denen, die ihn begleiteten, anfieng, ihn auf eine Art zu betrachten, welche ihn etwas muthmassen lies. Seine Verwunderung ward noch grösser, als die Nonne sich näherte, und ihm ein Papier darreichete, vorgebend, daß er solches unvermerkt fallen lassen. Sylvius bedachte sich nicht lange, selbiges beizustekken, indem er für gewis hielte, es könte nichts anders als einige Nachricht von seiner Julia seyn. Nun hatte unser Liebhaber bereits die schönste Hofnung von der Welt, und er tröstete sich wegen aller Beschwerlichkeiten und Mühe, die ihm seine vorigen Versuche gekostet hatten, in der Meinung, daß die Julia an ihn geschrieben, um ihm Proben ihrer Liebe zu geben, und seine gegen sie tragende Zuneigung zu erwiedern. Voller Ungeduld, hievon vergewissert zu seyn, säumete er nicht länger den Nonnen gute Nacht zu sagen. Kaum war er aus dem Kloster hinaus getreten, so eröfnete er seinen Zettel und fand folgendes geschrieben:

Mein Herr!

„Es hat wenig gefehlet, daß alle ihre gemachte „Ausschweifungen mir nicht den Tod verursachet „haben. Ich habe nicht mehr Ursache zu zweifeln, „daß Sie selbst derjenige gewesen, welcher sich „bei finsterer Nacht in mein Schlafgemach zu

„schlei-

„schleichen gewust hat. Ich bin weniger nicht über-
„zeuget, daß Sie das Gespenste seyn, welches
„meinen Bruder so weidlich gestriegelt, und alle
„das Gepolter, so man in meines Vaters Hause
„gehöret, veranlasset hat, weil Sie Riegel und
„Gitter ohngeachtet den Zwek erhalten, in dieses
„Kloster zu kommen. Ich wünsche unterdessen,
„daß die Suppen, die Sie mir verordnet haben,
„mich von der Unpäslichkeit, darinnen Sie mich,
„ohne mich zu erkennen, angetroffen haben, wieder
„herstellen mögen. Aber ich kan gar nicht begrei-
„fen, wie Sie sich dergestalt haben in Gefahr
„stellen können: denn ich mag Ihnen nicht ver-
„bergen, daß ich ohne meines Vaters Bewilli-
„gung mich zu nichts entschließen werde. Wie
„viel Neigung ich auch zu Ihnen haben möchte; so
„können Sie doch nur zuverlässig glauben, daß ich
„niemals das geringste meiner Schuldigkeit zuwider
„unternehmen, und dem schuldigen Gehorsam gegen
„meine Eltern mich entziehen werde. Sehen Sie,
„mein Herr, die masgebliche Regel meiner Wahl
„in Ansehung eines Gemals. Ich habe die Zeit,
„da Sie geschäftig waren dieses Klostergebäude
„durchzuwandern, zu Schreibung dieses Zettels
„angewandt. Ob nun gleich die Ordensschwester,
„welche dasselbe Ihnen zu behändigen gerne über
„sich genommen, eine so gute Freundin von mir
„ist, daß sie keine Verrätherin in Ansehung Ih-
„rer Person seyn wird: so wil ich Ihnen den-
„noch wohlmeinend rathen, daß Sie, im Fal
„Sie meinen Brief auf der Stelle lesen solten,
„sich so fort aus dem Kloster weg begeben, und

„sich nicht unterstehen mögen, zum andern male „in dasselbe wieder hinein zu kommen. Sie kön„nen leicht urtheilen, in was für Unruhe Sie mich „stürzen würden, wenn man erfahren würde, wer „Sie wären, zu geschweigen, daß Sie sich selbst „einer schreklichen Verdrieslichkeit unterwerfen „würden, inmaßen die Mitglieder dieses Ordens „in dergleichen Begebenheiten keinen Scherz ver„stehen.

Das Erstaunen, welches den Sylvius überfiel, läßet sich nicht mit Worten ausdrükken, als er sahe, daß die Julia selbst diesen Brief an ihn geschrieben hatte. Er konte nicht begreifen, wie es möglich war, dieselbe nicht gekant zu haben; auch konte er nicht umhin, an die Wankelmüthigkeit des Glüks zu gedenken, welches alle seine Unternehmungen unfruchtbar machte. Am wenigsten konte er sich darin zufrieden geben, wenn er sahe, daß die Julia, an stat durch alles dasjenige, was er sie zu sehen gethan und ausgestanden hatte, gerühret zu seyn, vielmehr in solchen Ausdrükken an ihn geschrieben, welche ihm wegen des künftigen wenig Hofnung gaben. Ach! armer Sylvius, sprach er bei sich selbst, wie unglüklich bist du! Und du geliebte Julia, wie ungerecht erzeigest du dich! O wenn du wüsteſt, was Lieben sey, du würdest mich so leicht nicht verdammen; wenn dir bekant wäre, was ein Liebender leidet, indem er des Gegenstandes seiner Zärtlichkeit beraubet ist, so würdest du auch einsehen, ob ich einen Fehler begangen, da ich Gelegenheit gesuchet habe, dich zu schauen und von meiner Liebesflamme mit dir zu reden. Ob nun wol die Gleichgültigkeit der Julia unserm Liebhaber sehr

schmer-

schmerzete; so unterlies er dennoch nicht, die Ehrfurcht und den Gehorsam bei sich selbst zu billigen, welchen diese liebreiche Tochter gegen ihre Eltern bezeigete; mithin empfand er, an stat dieselbe zu tadeln, vielmehr eine desto grössere Hochachtung gegen sie in seinem Herzen, und nachdem er erwogen, daß die Julia in ihrem Briefe nur die listigen Streiche, deren er sich bisher gebrauchet, nicht aber die Liebe, die er gegen sie hegete, misbilligte, entschlos er sich, bis zu seiner Geliebten Genesung ferner nichts zu unternehmen, in der Hofnung, sie könte ihn nunmehro leicht unterrichten, wie er es anzugreifen, daß er sie von ihrem Vater erhielte. Kurz, Sylvius sahe sich gezwungen, so wol aus Noth, als aus Klugheit, diesen Weg einzuschlagen. Denn wie begierig er auch war, diejenige zu sehen, welche er so herzlich liebete, so wuste er doch auf keine Weise zu seinem Zwek zu gelangen. Abermal als ein verkleideter Arzt in das Kloster zu gehen würde zu viel gewagt gewesen seyn; er hätte leicht von dem Herrn Ciarlone daselbst ertappet werden können. Ueberdem hatten ihn die Nonnen durch ihr vieles Fragen so gequälet, und auf so viel Sachen zu antworten gemüssiget, daß es ihm sehr wundersam schien, daß sie nicht erkant hatten, er müste nichts weniger als ein Arzt seyn. Nachdem inzwischen der ordentliche Arzt von dem Lande wieder zu Hause kommen war, erschrak derselbe nicht wenig, als man ihm von allem, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen, Bericht abstattete. Er konte nicht begreifen, wer derjenige dienstfertige Freund seyn möchte, welcher seine Kranken besorget hatte: wenn aber diese Begebenheit den Arzt beunruhigte, so brachte sie auch

die Matrone, welche der Julia zur Gesellschaft beigegeben war, in Unordnung, als sie davon Nachricht erhielte. Sie lies sich daher folgender maßen gegen Sylvius vernehmen:

Mein Herr!

„Wie ich glaube, so sind Sie derjenige, der den „Streich gespielet hat; allermassen einige Tage „nachhero, als Julia in das Kloster zu St. Brigit„ten gegangen, da der von dem Kloster er„wählete Arzt über Land reisen müssen, sich ein an„der Arzt eingestellet hat, die kranken Ordensschwe„stern zu besuchen. Wie nun der neue Hippocra„tes der Abtissin sagen lassen, daß er im Namen „des abwesenden Arztes erschiene, hat man kein „Bedenken getragen, denselben herein zu lassen. „Er besuchte die kranken Nonnen, verordnete ih„nen Arzneimittel, deren sie sich des folgenden Ta„ges bedieneten; allein sie haben sich so elend dar„auf befunden, daß sie fast alle mit einander tödt„lich krank worden; das ganze Kloster ist drunter „und drüber. Man drohet dem Arzt, welcher „aufs Land verreiset war, ihn gerichtlich zu belan„gen, man begehrt, er solle denjenigen schaffen, „der an seiner Stelle da gewesen. Der Arzt an „der andern Seite wil den Apotheker verklagen, „weil er, an stat diese unglüklichen Verordnungen zu „untersuchen, seinem Lehrling, solche auszuferti„gen und abzugeben, überlassen. Zum Glük für „die Julia hat der falsche Eskulapius ihr weiter „nichts als einige Suppen verordnet, welche ihr

„nicht übel bekommen. Inzwischen ist sie, nach „dem Beispiel der Nonnen, welche das Kloster fast „ganz leer gelassen, gestern Abend heraus gegan„gen, und diesen Morgen in Begleitung ihres „Bruders auf ihr Landgut verreiset.

Sylvius erschrak bei Lesung dieses Briefes nicht wenig über den Folgen seiner Verwandelung in einen Arzt. Wiewol als er versichert war, daß die Julia von den schlechten Wirkungen seiner Verordnungen befreiet geblieben, bekümmerte er sich nicht sonderlich um die Unpäslichkeit der Nonnen. Begierig, die eigentlichen Absichten seiner Schönen recht zu wissen, san er auf Mittel und Wege dieselbe zu sprechen. Des Endes verkleidete er sich als ein Armenianer, und schaffete sich ein mit allerhand Gattungen von Edelgesteinen, wohlriechenden Wassern, und kostbaren Essenzen angefülletes Kästlein an. Also ausgerüstet wanderte er nach dem Landgute seiner Geliebten hinaus. Von ohngefehr trug es sich zu, daß, indem er daselbst ankam, die Julia aus ihrem Zimmer trat, in Willens ein wenig spazzieren zu gehen. Als diese junge Schöne den Fremdling erblikte, näherte sie sich demselben, um ihn recht zu betrachten, alsobald aber kam ein Schwarm gewafneter Kerlen und überfiel den unglüklichen Sylvius. Es lies nemlich die Republik schon eine Zeitlang einen berüchtigten Spizbuben suchen. Man hatte zugleich demjenigen tausend Dukaten versprochen, welcher ihn gefangen nehmen würde. Einige Bauren, welche den Sylvius in seiner armenianischen Tracht hatten einhertreten gesehen, bildeten sich ein, er wäre der Bösewicht, welchen man suchete. Lüstern, die tau-

send Dukaten zu gewinnen, versamleten sie sich in aller Eile und überrumpelten unsern Liebhaber, als er solches am wenigsten gewärtig war. Vergebens wolte er sich vertheidigen. Sein Widerstreben half nichts; man führete ihn gebunden nach dem Gerichtsschulzen desselben Orts. Sylvius wuste nicht, was er von dieser neuen Begebenheit gedenken solte; er stellete sich zwar wohl vor, daß weder die Nonnen, noch deren Arzt etwas von seiner Unternehmung wissen könten. Denn gesezt, daß auch der listige Streich, den er gespielet, um in das Kloster zu kommen, verrathen wäre; gesezt ferner, daß der Julia Vater von allem, was sich zugetragen, Kundschaft erhalten hätte, so war doch unser Liebhaber von einem so vornehmen Geschlechte, daß er die Ahndungen des Gerichts solcher Sachen halber nicht zu befürchten hatte. Aber dieses war noch nicht hinlänglich, ihn von seiner Unruhe zu befreien, welche um so viel grösser war, als er sich nicht wolte kund geben. Zum Glük hatte der Schultheis nicht Lust den Bauren Gehör zu geben. Es war nicht das erste mal, daß diese Tölpel reisende Leute an stat des gesuchten Straßenräubers zu ihm gebracht hatten. Ueberdies fassete auch der Schulze noch deswegen eine vorläufige gute Meinung, weil er ohngeachtet seiner Gefangenschaft ein freies Wesen an ihm bemerkete, welches nebst seiner guten Gesichtsbildung genug zu erkennen gab, daß er nichts weniger als ein Straßenräuber sey. Es fehlete auch wenig, daß der Richter diesen Beschuldigten nicht so gleich wieder frei gelassen. Damit man indessen ihm nicht beimessen könte, als hätte er einen solchen Uebelthäter unverhört ausgehen lassen, so ward Sylvius

von

von vier Einwohnern des Orts bewachet. Die Hüter, welche fast gleicher Meinung mit dem Richter waren, ließen keine grosse Sorgfalt in Bewachung unsers Liebhabers verspüren. Mit einem Wort, als er die Abendmahlzeit zu sich genommen, führete man ihn in ein ziemlich bequemes Gemach, und seine Wache verlies ihn; doch schlossen sie die Thür desselben Gemachs zu. Sylvius sich allein sehend gedachte so gleich den Fus aus dieser Schlinge zu ziehen. Nachdem er allerwärts herum geschauet, ward er zum Glük gewahr, daß die Fenster des Zimmers, in welchem er war, über einen Garten belegen waren, der ihm nicht gar veste verschlossen zu seyn schien. Diese Entdekkung vergnügte ihn ungemein; er glaubte, es würde ihm nicht schwer seyn zu entwischen. Da er nun etwas zum Hinuntersteigen behülfliches nöthig hatte, so erinnerte er sich, daß er vor seinem Ausgehen seine seidene Strikleiter zu sich genommen; dieselbe fand er nun recht gelegen in seiner Tasche. Sylvius durch dieses Hülfsmittel so wol, als auch durch die grosse Stille, so in dem Hause herschete, angespornet, stieg in aller Eile hinab und entfernete sich sonder einigen Zeitverlust von einem ihm so verdrieslichen Orte. Den folgenden Tag kehrete er wieder nach Venedig zurük, und ruhete sich daselbst wegen seiner gehabten Ermüdung aus. Aller dieser Widerwärtigkeiten ungeachtet unterlies er nicht an seine Schöne zu gedenken, und er würde sich leicht wegen aller seiner schlimmen Begebenheiten zufrieden gegeben haben, wenn er nur vernommen hätte, daß die Julia seine gegen sie tragende Liebe mit ihrer Gegenliebe zu beglükken willens wäre. Am allermeisten

betrübte ihn dieses, daß die junge Schöne bei seinen Wünschen so wenig empfindlich war. Unterdessen schrieb er einen Brief an dieselbe, darinnen er ihr von der Gefahr, welche er sich durch seinen armenianischen Auzug zugezogen, Nachricht gab, in Hofnung, die Schöne würde von seiner getreuen Beständigkeit gerühret sich endlich entschließen, ihm einige Proben ihrer Liebe zu geben. Aber es sey, daß der Brief aufgefangen worden, oder daß die gewissenhafte Julia es nicht wagen wollen, sich mit ihm in einen Briefwechsel einzulassen, Sylvius bekam keine Antwort von seiner Schönen. Als nun dieser bekümmerte Liebhaber alles, was er bis anhero ihrentwegen gethan, überdachte, dabei sahe, daß alle seine Bemühungen, seine Sorgen, seine Zärtlichkeit, seine Standhaftigkeit fruchtlos gewesen, und erwog, daß die Eltern seiner Geliebten die Freundschaft, so er gegen sie hegete, nicht leicht billigen würden; so fand er sich mit desto empfindlichern Schmerzen überhäufet, als die einzige Julia der Gegenstand seines Verlangens war. Sie allein schien ihm liebenswürdig, und sie allein konte, seinem Bedünken nach, ihn glüklich machen. Man kan fast nicht alles beschreiben, was in der Seele dieses unglüklichen Liebhabers vorgieng. Es erwachten daselbst, an einer Seite von der ungestümsten Liebe, an der andern Seite von der mit Zorn vermischten Traurigkeit, tausend gegen einander laufende Urtheile. Kurz zu sagen, fuhr der Ritter fort, welches Ihnen am seltsamsten vorkommen wird, der Sylvius, nachdem er alle Bewegungen dieser verschiedenen Leidenschaften geprüfet, veränderte auf einmal seine Entschließung.

An stat auf neue Versuche zu denken, wie es gelingen möchte die Julia zu sprechen, machten die vielen Gefährlichkeiten, denen er blos gestellet gewesen, die Schwierigkeiten, die Hinderniſſe, welche er noch zu übersteigen vor sich hatte, einen so tiefen Eindruk in sein Gemüth, daß er plözlich und gänzlich seiner Liebe, und Hofnung die Julia zu besizzen, entsagete. Er begehrete nun die Schöne nicht zu erobern; er schwur in seinem Leben nimmer mehr zu lieben. Und in der That war er seit der Zeit auf nichts mehr beflissen, als wie er ein glükseliges und geruhiges Leben führen, und sich mit seinen Ferunden desfals trösten möchte, daß er die Julia dem Klosterleben aufgeopfert hätte. Sehen Sie, mein Herr, verfolgte der Ritter, wie die Verzweifelung den Sieg über die Liebe erhalte. Eben so ist es mit den übrigen Leidenschaften bewandt. Die Schwierigkeit und die Gefahr machen den weisen und klugen Betrachtungen Plaz, welche oft die heftigsten Begierden austilgen. Sie werden mit mir bekennen, sprach Cleantes, daß es eine Art der Furcht sey, welche diese Wirkungen hervor bringet. Es ist wahr, versezte der Ritter, daß in den Umständen, die wir untersuchet haben, die Furcht mit der Verzweifelung durchaus vermischet ist; aber dieses hindert nicht, daß es nicht Gelegenheiten gäbe, wo die Verzweifelung nicht anders geartet seyn solte. Zum Exempel, wenn irgend eine dringende Gefahr vorhanden ist, und alle Wege des Heils versperret sind, so entfernet sich diese Leidenschaft von der Furcht, und gehet blos mit der Kühnheit und Tapferkeit zu Rathe. Alsdenn zündet sie in der Seele eine gewisse Wuth an, welche man heldenmäßig nennen kan,

weil sie diejenigen, so sie einnimt, zu Helden macht, und durch dieselben solche Thaten verrichtet, welche beides die Hofnung und Macht der Menschen übertrift. Dies ist diejenige Wuth, welche einesmals die Herzhaftigkeit der Locrenser wieder ermunterte, als dieselben mit funfzehen tausend Man hundert und funfzig tausend Crotoniaten schlugen. Ohne diese Wuth würde sich die Stadt Abydus an Philip den König in Macedonien ergeben haben. Die Abydenser, mit denen es aufs äußerste kommen war, sezten alle ihre Hofnung auf die Verzweifelung, und vertheidigten ihre Mauren so muthig, daß sie das Macedonische Kriegesheer nöthigten, mit Schimpf zurük zu weichen. Das ist auch ohne Zweifel diejenige Verzweifelung, wovon wir reden, welche Virgil *) seinen Helden beilegt, wenn er schreibt:

-- -- -- -- -- -- Furor iraque mentem
Præcipitant; pulchrumque mori succurrit in armis.

Das ist:

Die Wuth und der Zorn stürzen den Verstand vom Throne und übereilen das Gemüth; und die Vorstellung eines rühmlichen Todes leistet im Kriege gute Dienste.

Und weiter unten **).

--- Moriamur & in media arma ruamus!
Vna salus victis, nullam sperare salutem.
Sic animis iuuenum furor additus, inde lupi ceu
Raptores atra in nebula, quos improba ventris
Exegit coecos rabies, catulique relicti
Faucibus exspectant siccis: per tela per hostes
Vadimus haud dubiam in mortem. - - -

*) Æn. l. 2. v. 316.
**) Eb. v. 353.

Das

Das ist:
lasset uns lieber sterben, und mitten in die feindliche Waffen hinein dringen. Der Ueberwundenen einziger Trost ist doch nur dieser, daß sie ganz keine Hofnung zu künftiger Freiheit haben; sondern gewis vorher wissen können, daß sie Sklaven einer harten und ewigen Gefangenschaft seyn werden.

Durch diese Rede ward in den Gemüthern der jungen Manschaft eine Wuth angezündet, daher giengen wir in einem dikken Nebel durch Feind und Waffen dem vorsezlichen ungezweifelten Tode entgegen, gleich wie die räuberischen Wölfe, welche blind und tolkühn worden sind, weil ein unerträglicher Hunger ihr Eingeweide naget, und die in der Höhle zurük gelassene junge Brut mit dürrem Rachen ihrer wartet.

Ich mus bekennen, sprach Cleantes, daß diese Verzweifelung eben nicht mit Furcht vermischet sey. Aber sagen Sie mir doch, wie ist das möglich, daß die Seele, welche, wenn sie ihre Hofnung gänzlich verloren hat, niedergeschlagen ist, ihre Kräfte so schnel wieder erhebet, und solchergestalt die Furcht in eine Herzhaftigkeit verkehret. Das ist nicht schwer zu fassen, gab der Ritter darauf zur Antwort, wenn wir uns nur die gewaltsame Bewegung vorstellen, welche die Grösse der Gefahr einer Seele eindrükket, womit dieselbe gedrohet wird. Der Begrif und die Vorstellung des Todes ziehet sie von der Schwachheit, worinnen sie sich befindet, zurük; sie gedenkt an ihre Erhaltung, und wie sie sich einbildet, sie könne der ob ihr schwebenden Gefahr nicht entfliehen, wenn sie sich ihrer äußersten Macht nicht gebrauche, so geräth sie gänzlich in Bewegung. In dieser Bewegung, welche

che sie außer sich selbst sezzet, wendet alle ihre bishero erspareten Kräfte an. Denn es ist gewis, fuhr der Ritter fort, daß die Seele heimlich verborgene Kräfte besizzet, die sie bis zur äußersten Nothwendigkeit zurük behält. Man siehet dieses an den schwächsten Menschen, welche, wenn es die dringende Gefahr erfordert, zuweilen eine so außerordentliche Macht zu ihrer Rettung anwenden, daß sie selbst nachhero über ihre eigene Thaten erstaunen. Meiner Meinung nach hat also Seneca ganz recht, wenn er sagt: „Animus ex ipsa desperatione sumitur. Igna-„uissima animalia, quæ natura ad fugam genuit, „vbi exitus non patet, tentant fugam corpore „imbelli. das ist: Auch selbst aus Verzweifelung „wird ein Herz gefasset. Die trägesten und furcht-„samsten Thiere, welche von Natur zum Fliehen ge-„bohren sind, strekken alle Kräfte ihres obwol schwachen „Körpers an, die Flucht zu gewinnen, wenn ihnen „der Pas versperret ist.“ Sie thun alles, was ihnen möglich ist, um sich zu erhalten, und was gar besonders ist es, daß man fast sagen kan, das Glük schlage sich auf ihre Seite, und mache sich ein Vergnügen daraus, denen zu Hülfe zu kommen, welche sich durch nichts, als durch die Verzweifelung, mehr zu retten wissen. Bei solchen Gelegenheiten siehet man fast allemal außerordentliche wunderbare Thaten. Diese Anmerkung, sprach Cleantes, scheinet ihre völlige Richtigkeit zu haben; man könte hier dasjenige mit anführen, was jenem Maler Nealces wiederfuhr. Derselbe hatte auf einem Tafelgemälde ein wild und flüchtig Ros vorgestellet: aber er konte mit Abbildung des Schaums nicht fertig werden;

den; was er für Farben dazu nahm, so konte er doch die gewünschte Art und Annehmlichkeit nicht heraus bringen. Aus Verzweifelung, sein Werk nicht vollkommen machen zu können, nahm dieser Maler den Schwam, damit er seine Pinsel reinigte, und warf selbigen im Zorn gegen das Gemälde. Und siehe da, Nealces muste sich über das Glük verwundern, welches ihm bei dieser Gelegenheit so wohl zu Hülfe kam: denn an stat daß sein Schwam das ganze Werk hätte verderben sollen, war derselbe im Gegentheil Ursache, daß ein Meisterstük daraus entstund. Daher komt es sonder Zweifel, fuhr Cleantes fort, daß die klugen Generale den Ueberwundenen immer noch einige Hofnung übrig lassen, weil sie fürchten, daß, indem sie ihnen alle Hofnung benehmen, sie zu gleicher Zeit dieselben zur Verzweifelung, folglich zu Unternehmung außerordentlich gewaltsamer Thaten veranlassen möchten. Inmittelst, fügte Cleantes noch hinzu, bin ich doch der Meinung, daß diese wundersame Wuth, wovon Sie vorhin geredet, vielmehr eine Folge der Verzweifelung, als die Verzweifelung selbst sey. Das ist wahr, antwortete der Ritter, denn die Verzweifelung wirket eigentlich zu reden nichts anders, als Kleinmüthigkeit, Traurigkeit und Furcht, da hinein geräth die Seele, wenn sie siehet, daß alle Hofnung verloren ist. Also glaube ich mit Ihnen, daß die heldenmäßige Wuth eine Folge der wirklichen Verzweifelung sey. Ich versichere Ihnen, mein Herr Ritter, sagte Cleantes, daß ich ein überaus grosses Vergnügen empfinde, Sie von dieser Sache sprechen zu hören. Wir sind noch nicht zum Ende, versezte der Ritter, ich mus Ihnen auch noch die Unordnun-

gen zeigen, welche diese Leidenschaft anstifket. Wenn in den Umständen, die wir bisher untersuchet haben, die Vernunft aus der Verzweifelung ansehnliche Vortheile ziehen lässet, wenn die heldenmäßige Wuth dasjenige dabei vertilget, was den Verdrus am heftigsten erwekket; so werden wir auch finden, daß nichts Gutes an ihr sey, wenn sie allein wirket. Grausamkeit, Unsinnigkeit begleiten diese Wuth, und es ist keine einzige Ausschweifung, wozu sie nicht verleiten könne. Ist es möglich, sprach Cleantes, daß diese Leidenschaft, welche Sie mir als ein Mittel wider die Unglükseligkeiten, und als die leztere Zuflucht der Nothleidenden vorgestellet haben, so grausam, so wild, so lasterhaft werden könne? Das lassen Sie sich nicht befremden, erwiederte der Ritter: denn wenn ich Ihnen gesagt habe, daß sie zuweilen nüzlich seyn könne, so habe ich auch zu gleicher Zeit mit angemerket, daß diese ihre Beschaffenheit von der Vernunft, oder von der heldenmäßigen Tapferkeit herrührete. Diese Grundsäzze mus man nicht aus den Augen sezzen. Wenn aber diejenigen, welche alle Hofnung verloren haben, sich einem rasenden Zorn, einem unsinnigen Unwillen ergeben, o was für unerhörte Entschließungen entspringen alsdenn daraus? Zu welchen Ausschweifungen sind dieselben nicht geneigt? Virgil giebt uns einen sehr richtigen Begrif von der Gemüthsverfassung solcher Elenden, wenn er uns die Verzweifelung der Dido abschildert. Diese Königin, wie sie sahe, daß ihre und ihrer Schwester Annen Bitten fruchtlos waren, und alle Hofnung, den Aeneas wieder zu bekommen, verschwunden war, ward auf das innigste betrübt. Tausend Gedanken folterten ihren Geist, ihre Seele gerieth

rieth in eine schrekliche Bestürzung, ihr Gedächtnis stellet ihr diejenigen wieder vor, welche sich um ihre Gegenliebe beworben hatten, aber von ihr verächtlich abgewiesen worden waren, sie kan sich nicht entschliessen, ob sie sich nunmehro bemühen sol, mit den Numiden ein eheliches Bündnis aufzurichten, derer viele sie um ihre Gunst vergeblich anhalten lassen; sie weis endlich nicht, ob sie ihr Königreich, um den Trojanern zu folgen, verlassen, oder ob sie vielmehr ihre ganze Macht versamlen sol, um dieselben zu verfolgen. Er leget ihr folgendes in den Mund *):

En quid agam? rursus ne procos irrisa priores
Experiar? Numidumque petam connubia supplex,
Quos ego sum toties iam dedignata maritos?

Das ist:

„Was sol ich thun? Sol ichs wagen, die vorigen „Freier, welche ich verschmähet habe, wieder um „ihre Liebe anzusprechen? Sol ich nun die Numider „um einen Gemal anflehen, da ich ihren Fürsten so „oft meine Gegenliebe versagt habe?

Und bald darauf:

--- „Sola fuga nautas comitabor ouantes
„An Tyriis omnique manu comitata meorum
„Insequar? & quos Sydonia vix vrbe reuelli,
„Rursus agam pelago, & ventis dare vela iubebo?

Das ist:

„Sol ich allein die Flucht nehmen und die frolokkende „Schiffer begleiten, oder mit den Tyriern und aller „meiner streitbaren Manschaft dieselben verfolgen, „und

*) Æn. lib. 4. v. 534 sqq.

„und die ich kaum von der Stadt Sidon zurük beru-
„fen, schon wieder auf das Meer schikken, und fort-
„seegeln lassen?“ Endlich gerieth sie in die Wuth. Die gewaltsamsten Bewegungen sezten sie außer sich, und als sie sich zuvor selbst gefraget, ob sie sterben wolte, ohne vorhero sich zu rächen, vergas sie die Rache, um sich in den Tod zu stürzen, welchen Vorsaz diese unglükselige denn auch wirklich volzog. Es heisset hievon:

---- ----- „moriemur inultæ?
„Sed moriamur, ait: sic, sic iuuat ire sub vmbras.

Das ist:

„Sol ich ungerochen sterben? Ja! sagt sie, ich wil
„sterben! So, so habe ich Lust mein Leben zu be-
„schließen.

Sehen Sie, mein Herr, fuhr der Ritter fort, solche Wirkungen sind es, welche die Verzweifelung hervorbringet, wenn sie der Vernunft nicht mehr Gehör giebt. Nun urtheilen Sie selbst, ob eine solche Leidenschaft, wie diese ist, nicht wild und lasterhaft sey. Nicht allein, sprach Cleantes, gebe ich zu, daß es eine wilde Leidenschaft sey; sondern ich sage auch, daß es eine der Natur zuwider laufende Bewegung sey, die zugleich von andern Leidenschaften merklich abweichet. Denn es ist keine derselben, welche nicht zu der Erhaltung des thierischen Lebens bestimmet sey, oder welche dahin gehe, dem Thiere einiges Gut zu verschaffen, diese aber hat keinen andern Endzwek, als seinen Untergang zu befördern. Das ist wahr, versezte der Ritter, indessen aber ward doch von den Alten diese Wuth, ohngeachtet aller ih-

rer

rer Ausschweifungen, erhoben und als eine Tugend geachtet. Seneca, welcher sich durch die schönen Aussprüche, die man in seinen Werken antrift, eine Hochachtung erworben, erhebt den Cato von Utica in den Himmel, weil er sich selbst getödtet. Diese That scheinet ihm so tapfer zu seyn, daß er so gar behauptet, die Götter hätten sich ein Vergnügen daraus gemacht, als sie gesehen, wie dieser Weise sich selbst den Dolch in seine Brust gestossen. Seine Worte lauten also: „Liquet mihi cum magno spe„ctasse gaudio Deos, cum vir ille acerrimus sui „vindex gladium sacro pectori infigit, dum vi„scera spargit, & animam manu educit. Das ist: „Ich halte dafür, daß die Götter mit grosser Freude „zugesehen haben, als dieser gar gestrenge Man sich „selbst rächend das Schwert in die tugendvolle Brust ge„stossen, sein Eingeweide ausgeschüttet, und seinen Geist „gleichsam mit eigener Hand herausgeführet habe.“

Sie verwundern sich, unterbrach Cleantes, daß die Alten und selbst Seneca die Verzweifelung als eine Tugend angesehen. Sie haben auch recht, aber warum verwundern Sie sich nicht, daß noch heut zu Tage diese Wuth für eine Art der Tugend gehalten wird, und zwar von einem Volke, welches viel Wiz und einen durch Wissenschaften erheiterten Verstand besizzet? Was ist wol gemeiner, als einen Menschen, welcher Verstand zu haben scheinet, bei dem geringsten widrigen Zufal, der ihm zustösset, bei der geringsten Unruhe, die ihn quälet, sich entweder einen Dolch in den Leib rennen, oder mit einem tödtlichen Schus das Leben rauben zu sehen? Das ist nicht erlaubt, sprach der Ritter, denn was

uns auch für Unglük drohet, in welche Noth wir auch gerathen, so mus man doch niemals sich selbst nach dem Leben trachten. Es scheinet, als wenn der Höchste, welcher uns hat lassen gebohren werden zu der Zeit, als es ihm gefiel, auch wolle, daß das Ende unsers Lebens, so wie der Anfang, schlechterdings von seiner Wilkühr abhangen solle. Deswegen hat er sonder Zweifel den Leib und die Seele so gar genau mit einander vereiniget, daß man an deren Trennung ohne Furcht nicht gedenken kan. Diese Furcht ist es, welche die Vorsicht der unmenschlichen Verzweifelung entgegen gesezzet hat. Ohne dieselbe würden sich die Menschen wegen des geringsten Verdrusses den Tod anthun; sie würden, so bald die Hofnung zurük wiche, auch die Neigung sich zu erhalten fahren lassen. Derohalben müssen wir bekennen, daß das Ziel unsers Lebens nur der Fügung einer weisen Vorsicht anheim gestellet bleiben solle, als welche in die Herzen der Menschen die Begierde, sich auch alsdenn, wenn die Noth außerordentlich und am grössesten ist, zu erhalten, eingepräget hat.

Wie elend war nicht die Hagar, als sie aus Abrahams Hause verjagt, in einer Wüstenei so wol an Lebensunterhalt, als auch an der Hofnung, bald welchen zu bekommen, Mangel litte? Sie wird von einem heißen Durst gequälet, und hat nicht ein Tröpflein Wassers, womit sie sich laben könne; ihr Sohn Ismael ist in gleicher Noth mit ihr; sie siehet seinen Jammer, und ist nicht vermögend ihn zu retten. Was thut sie? raubt sie sich selbst das Leben? Mit nichten! Sie entfernet sich nur, um des Knaben Tod nicht mit anzusehen. Dergleichen Beispiele, fuhr der Ritter

fort, sind nicht selten, man trift sie noch täglich hin und wieder an. Es laufen diejenigen nicht alle in den Tod, die ihre Hofnung verloren haben. Zwar ist es auch an dem, daß die wenigsten solcher Leute ihr Elend standhaft ertragen, die meisten leiden mit Ungeduld und einem heftigen Verdrus. Ganz recht, sprach Cleantes, ich selbst bin oft ein Zeuge dieser Wahrheit gewesen; und ich besinne mich hiebei auf den König von Sardinien Victor Amadeus. Dieser Fürst fassete, entweder aus geheimen Absichten, oder seine Ruhe in einer stillen Musse zu finden, den Entschlus, seine Krone niederzulegen. Vergebens stellete man ihm vor, daß dem Staat an seiner Regierung gelegen sey, umsonst redete ihm sein Kronprinz auf das zärtlichste zu, ein solches Vorhaben abzulenken, alle seine Bitten halfen dawider nichts. Es begnügte den König noch nicht, daß er den Thron verlassen; sondern er entfernete sich von seinem Hofe, so weit er konte, gieng durch das Gebirge, und begab sich an die Gränze seines Königreichs, nemlich nach Chambery. Aber an stat, an diesem Orte die gehofte Glükseligkeit zu finden, traf er gerade das Gegentheil, nemlich Unruhe und Reue daselbst an. Das Andenken an die unumschränkte Macht, die er besessen, erwekte wiederum bei ihm das Verlangen, seine abgelegte Krone wieder zu nehmen. Dieser Entschliessung, welche eben so gefährlich, als jene vorhergehende thöricht war, zufolge nahm er seinen Rükweg über das Gebirge, um sich wieder in seine Residenzstadt Turin zu begeben, und daselbst seine königliche Würde und Hoheit wieder anzunehmen. Carl Emanuel war aus Liebe zu seinem Herrn Vater fast geneigt, ihm den

Zepter wiederzugeben, welchen jener so feierlichst abgetreten; aber weil die Liebe den Staatsregeln zuwider lief, so muste er von zweien Uebeln das kleinste erwählen. Man zog den König Victor in Verhaft, und ein Theil Soldaten hub ihn in der Nacht von seinem Schlosse zu Montcalier auf, und brachte ihn nach Rivoli. Von Rivoli ward er einige Zeit nachher wieder zurük nach Montcalier geführet, woselbst er in derjenigen Art von Verzweifelung, welcher sie leztlich Erwähnung gethan, gestorben ist. Sehen Sie, sprach der Ritter, das ist eine schöne Lehre für die Fürsten, welche glauben, daß es gnug sey den Zepter niederzulegen, um nicht weiter an denselben zu gedenken. Ich für mein Theil bin der Meinung, daß die Lust den verlassenen Thron wieder zu besteigen beinahe mit einer frischen Narbe einer gefährlichen Wunde zu vergleichen sey. Denn gleichwie diese sich gar leicht wiederum öfnet, also pflegt auch die Begierde zu herschen unvermuthlich wieder zu erwachen. Aber, fuhr der Ritter fort, es ist noch eine andere Gattung von Verzweifelungen übrig, welche ziemlich seltene Wirkungen gebieret. Was ist denn dieses für eine Gattung der Verzweifelung? sprach Cleantes. Das ist die Verzweifelung, darein diejenigen gerathen, welche die Hofnung zu einem Gute verloren haben, welches sie durch die Tugend zu erlangen, oder zu bewahren geglaubt. Weil sie sich nun einbilden, daß diese Tugend ihnen keinen Vortheil bringe, so überlassen sie sich allerhand Ausschweifungen, und vertiefen sich in den Wollüsten, um ihres Unglüks zu vergessen. Dies war der Anschlag, welchen Marcus Antonius nach der Schlacht bei

Actium

Actium ergrif. Die Jsraeliten in der Wüsten ergaben sich einer fast gleichmäßigen Verzweifelung: denn als ihnen Moses zu lange auf dem Berge Sinai zu verweilen schien; so verloren sie die Hofnung, ihn jemals wieder zu sehen. Weil sie nun glaubten, ihr Gottesdienst wäre eitel, siehe, so richteten sie ein goldenes Kalb auf und begiengen sonst verschiedene Uebertretungen. Die Aufführung der Jsraeliten, nachdem sie Mosen verloren, ist derjenigen ziemlich gleich, welche eine unzüchtige Witwe beweiset, wenn sie sich im Stande der Freiheit befindet, und ihren Gemal, der sie in gewissen Schranken zu halten wuste, verloren hat. Ohne uns um die Witwen zu bekümmern, versezte Cleantes, finden wir Leute genug, welche eben so zu Werke gehen; aber lassen Sie uns, wenn ich bitten darf, weiter von noch andern Arten der Verzweifelung reden. Ich glaube, sprach der Ritter, daß außer dem, was wir bishero gesagt haben, nichts mehr übrig sey, als die Bewegung zu untersuchen, welche die Bestürzung in unserer Seele verursachet, dafern man diese auch mit unter die Arten der Verzweifelung rechnen kan. Ich glaube, fuhr der Ritter fort, daß Verzweifelung und Bestürzung einerlei sey. Denn wenn wir Acht geben, was in der Seele vorgehet, wenn die Hofnung verloren ist; so werden wir sehen, daß der Muth sinket, welches nur deswegen geschiehet, weil die Seele alsdenn die Bewegung, so sie den Theilen des Körpers verliehen, hemmet, und ihnen die Stärke und Kräfte entziehet, welche sie ihnen zuvor eingeflösset, und die gleichsam das Band waren, welches sie zusammen vereinigte. Da nun aber bei der Bestürzung eben dieses

ses zu bemerken ist, so kan man nicht läugnen, daß die Verzweifelung und die Bestürzung eine und dieselbe Sache sey. Es ist wol wahr, daß die Verzweifelung nur eine Folge verlorner Hofnung sey, die Bestürzung hingegen ihren Ursprung von der Furcht oder Betrübnis nehme; dies aber hindert nicht, daß die in beiden Fällen erfolgende Bewegung der Seele nicht dieselbe seyn könne. Diese Wahrheit, fuhr der Ritter fort, wird dadurch bekräftiget, daß die Verzweifelung und Bestürzung von gleicher Wirkung sind, inmassen aus einer jeden Mattigkeit des Herzens und ein niedergeschlagenes Wesen entspringet. Ja die Bestürzung kan auch einen Menschen in die blinde Wuth stürzen, die ihn zu sonderbaren Thaten geschikt macht. Wie viele Leute giebt es nicht, die dem Uebel, das sie empfinden, zu entkommen, sich um das Leben bringen. Wie viele derselben haben sich nicht für Angst selbst erwürget? So gar leget man allen denen Bewegungen, die sich bei grosser Traurigkeit verspüren lassen, keinen andern als den Namen der Verzweifelung bei. Dennoch hat an allen diesen Begebenheiten die verlorne Hofnung keinen Antheil. Ich gebe zu, sprach Cleantes, daß diese beiden Leidenschaften eine und dieselbe Bewegung zeugen; ich glaube auch, daß die Bestürzung diejenige Wuth, welche auf die Verzweifelung folget, zuweilen erwekken könne. Ich erinnere mich einer Geschichtserzehlung, die sich hieher nicht übel schikket. Julianus, Regimentsverweser der Plätze, welche die Spanier in Africa besaßen, ward so sehr betrübt, als er vernahm, daß der König Alphonsus seine Tochter zur Unzucht gezwungen, daß sein Betrüben sich in eine

so heftige Verzweifelung verwandelte, daß wenig ihres gleichen anzutreffen seyn werden. Nicht allein trieb die Wuth diesen unglüklichen Vater so weit, daß er die Pflicht und Ehrfurcht, so er seinem Herrn schuldig war, vergas; sondern sie machte ihn auch so gar zum Verräther seines Vaterlandes. Er stellete sich an die Spizze der Mauritanier, kam damit in Spanien, richtete daselbst grosses Unheil an, und ward Schuld an dem Tode seines Königs.

Man mus also gestehen, gab der Ritter zur Antwort, daß grosse Betrübnissen oft eine Wuth nach sich ziehen, und daß die Empörungen des Zorns und unsinnigen Eifers zuweilen der Bestürzung auf dem Fuße folgen. Wenigstens kan man versichern, daß dieser niederträchtige und verrätherische Regimentsverweser, dessen Geschichte Sie mir erzehlet haben, nicht der einzige sey, den man anführen könne, diese Meinung zu unterstüzzen. Haben wir nicht, ohne in so entfernte Zeiten zurük zu gehen, in diesen unsern Tagen eine Begebenheit vernommen, welche uns überführen kan, daß die Wirkungen des Verdrusses nicht minder grausam und erschreklich sind, als die, so da von der Verzweifelung herrühren? Was ist aber doch das für eine Begebenheit, fragte Cleantes, welcher sie hier gedenken? So gleich werde ich, erwiederte der Ritter, ihrer Begierde ein Genügen leisten. Vor einigen Jahren geschahe es, daß ein vornehmer Kriegesman in königlichen Diensten seine Amtspflicht nicht mit gnugsamer Fertigkeit ausübete. Der Herr, dessen Vergnügen es war, die schönsten und besten Soldaten in Europa zu haben, und welcher auch sonst wohl einsahe, wie wichtig es sey, die Kriegeszucht

sorgfältigst in Acht zu nehmen, ward gegen seinen Bedienten heftig entrüstet. Es sey nun, daß er glaubte, ein Fehler von einer Person seines Ranges begangen müsse um so viel weniger ungeahndet hingehen; oder es sey, daß er befürchtete, eine so merkliche Gelindigkeit möchte in Zukunft noch mehr und erheblichere Fehler veranlassen; er befand für gut, den Bedienten seiner Nachlässigkeit oder Unachtsamkeit wegen zu bestrafen. Um nun ein Beispiel darzustellen, welches geschikt wäre, künftige Unordnungen und unerlaubte Freiheiten zu verhüten, ritte der König auf den Officier zu und schlug ihn. Dieser edelmüthige Held ward durch die ihm zugefügte schimpfliche Bestrafung so empfindlich gerühret, daß er den allerheftigsten Verdrus desfals schöpfete. Endlich folgete dieser grossen Betrübnis die Wuth, er gerieth für Tolheit und Unwillen außer sich, so, daß er die dem König schuldige Ehrfurcht vergessend die Pistolen an seinem Sattel ergrif, und nach dem Monarchen zielete. Zum Glük für den König ward der Officier anders Sinnes, und weil er sich Zweifels ohne der Schuldigkeit eines Unterthans erinnerte, so schien ihn das Verbrechen, welches zu begehen er im Begrif gewesen, zu gereuen. Das ist gewis eine sonderbare Begebenheit, unterbrach Cleantes; aber wie ergieng es doch endlich diesem unglüklichen Edelman? Er lebte nicht lange mehr, antwortete der Ritter, und endigte sein Laster wie seinen Schimpf mit dem Tode. Denn mit eben der Pistole, womit er seinem König gedrohet, schos er sich selbst den Kopf in Stükken. Man lernet aus dieser Geschichte, fügte der Ritter hinzu, daß die Bestürzung von der Verzweifelung

nicht

nicht unterschieden sey, weil sie vermögend ist, die Seele in die Kleinmüthigkeit zu versezzen, welche die Tapferkeit schwächet, und weil sie eben auch die blinde Wuth anzünden kan, die man bei der Verzweifelung wahrnimt.

Zweites Gespräch.

Der Ritter, welcher sich des vorigen Tages frühzeitig in dem Lustwalde eingefunden, war den andern Tag nicht minder hurtig. Er war der erste, und als er bereits da und dort herum gewandelt hatte, begante ihm die Zeit ein wenig lange zu währen, bis ihn die Ankunft des Cleantes beruhigte. Ich fürchtete, sprach der Ritter, daß Sie möchten Geschäfte bekommen haben, welche mich heute des Vergnügens, Sie zu sprechen, berauben würden. Dieser Gedanke hatte meine Zufriedenheit schon in etwas gestöret. Ich bin Ihnen sehr verbunden, versezte Cleantes, für Dero Höflichkeit und für die Begierde, so Dieselben bezeugen, mich bei sich zu sehen. Ich

weis eben nicht, erwiederte der Ritter, ob Sie Ursache haben, mir solchergestalt zu danken; denn es möchte mein eigenes Vergnügen das Verlangen Sie zu sehen in mir wirken, und vielleicht möchte vielmehr mein eigener Vortheil, als meine Gutherzigkeit, meine Begierde rege machen. Sehen Sie, mein Herr, was es auf sich habe, einen so feinen Wiz, so geläuterten Verstand, und so geschliffene Sitten zu besizzen; dadurch verleiten Sie mich, Dero Gesellschaft nur um mein selbst willen zu wünschen. Wenn ich allenfals, sprach Cleantes, Ihnen keinen Dank abstatten sol, weil Sie mit Schmerzen auf mich gewartet haben; so mus ich doch wenigstens die gute Art wohl zu erkennen wissen, deren Sie sich hiebei bedienen, um mir Lobsprüche beizulegen. Ob ich nun wol derselben nicht würdig bin; so wil ich Ihnen doch dafür danken; ich werde aber hierinnen dem Beispiel eines welschen Prinzen folgen, welcher auf gewisse höfliche Reden zur Antwort sagte: Non é vero; ma mi piace. Das heist: Es ist eben nicht aufrichtig gesprochen; aber es gefält mir doch. Sie werden nicht glauben, versezte der Ritter, wohin die Furcht, welche ich hatte, Ihrer Gesellschaft beraubet zu seyn, meine Gedanken geleitet hat. Diese Furcht, fuhr der Ritter fort, hat mir einen so volkommenen Begrif von dem Vergnügen, welches ich empfinde, wenn ich bei Ihnen bin, gewähret, daß ich glaube, es sey außer der Furcht nichts im Stande uns geschikt zu machen, das Gute volkommen und recht zu genießen, und dessen innern Werth zu erkennen; wir ergezzen uns in der That über den Besiz einer Sache nicht mehr, als in wie fern wir von

deren Tugend und Werth überzeuget sind. Gewis ist es, daß man ein Gut nicht ehender, nicht besser erkennet, als wenn man fürchtet selbiges zu verlieren; alsdenn zeigt es sich uns in seinem ganzen Umfange, und mit allen seinen Schönheiten und Vortheilen: mithin darf man nicht zweifeln, daß uns die Furcht die innere Erkäntnis und den rechten volkommenen Gebrauch eines Guts zuwege bringt. Es ist kein Umstand des Lebens, unterbrach Cleantes, daraus ein geschikter Mensch nicht einigen Vortheil ziehen könne; und ich bemerke, daß Sie diejenige Zeit, welche ein anderer verloren haben würde, nüzlich angewendet haben. Die Anmerkungen, deren Sie mich theilhaftig gemacht, scheinen mir so richtig, und die Sache selbst ist, meinem Bedünken nach, von solcher Wichtigkeit, daß ich daher Anlas nehme, Sie zu bitten, solche zum Grunde unsers jezzigen Gesprächs zu legen. Die Sache, erwiederte der Ritter, öfnet uns in Wahrheit ein sehr weites Feld, und wir können freilich zu unserer Erbauung viel dienliches dabei wahrnehmen. Denn die Furcht ist eine Leidenschaft, die sich fast über alle Handlungen unsers Lebens erstrekket. Sie wird beständig geübet, weil die Anzahl der Widerwärtigkeiten unendlich ist; sie gehet weit in die künftigen Zeiten hinaus, und bemühet sich, das Uebel, welches uns begegnen könne, auszuspähen; solchergestalt ist denn die Furcht nicht weniger geschäftig, das Unglük vorher zu sehen, als die Hofnung, in Entdekkung eines künftigen Glükkes. Es lässet sich behaupten, daß die Natur uns mit diesen beiden Leidenschaften begabet habe, damit wir in allen Angelegenheiten und Umständen, welche uns je

betreffen mögen, uns selbst rathen und helfen können. Die Hofnung ist ohne Zweifel die angenehmste; aber die Furcht ist viel getreuer. Jene schmeichelt uns, um uns zu hintergehen; diese aber sezt uns in Schrekken, um uns zu verwahren. Mich dünkt, versezte Cleantes, die Hofnung sey den eigennüzzigen Räthen zu vergleichen, welche mehr auf das Glük als auf die Person ihres Herrn schauen, und das Vergnügen derselben durch eine gefährliche Schmeichelei der Wohlfahrt des Staats vorziehen; dahingegen die Furcht als ein getreuer Bedienter handelt, welcher ein Uebel entdekket, um dasselbe abzuwenden, und vielmehr sein Augenmerk auf Pflicht und Treue, als Glük und Vortheil richtet. Diese Vergleichung hat ihre volkommene Richtigkeit, sprach der Ritter, wenn man voraus sezzet, daß die Furcht von der Vernunft begleitet werde, und ihren Rathschlägen folgen wolte. Das ist eine Anmerkung, die wir bereits gemacht haben. Alle Leidenschaften müssen billig von der Vernunft unterstüzzet werden; denn wo diese nicht zu Hülfe komt, werden jene von dem Gifte derer sie umgebenden Laster leicht angestekt und sträflich. Wir dürfen uns hierüber nicht verwundern, fuhr der Ritter fort, denn selbst die Tugend ist mit vielen Klippen umringet, und von allen Seiten her gränzet das Laster an dieselbe; dannenhero man ohne das Licht der Vernunft fast beständig irret und stolpert. Die Gnade, welche Fürsten zieren mus, befindet sich mitten zwischen der Gelindigkeit und der Strenge; die Tapferkeit, welche einen Held rühmlich macht, hat keinen andern Plaz, als zwischen der Zaghaftigkeit und Tollkühnheit; und wer weis nicht, daß die mil-

de

de und angenehme Tugend der Freigebigkeit hier die Verschwendung, dort aber den Geiz zu ihren nächsten Nachbarn hat. Die Leidenschaften haben eine noch glüklichere Theilung getroffen: wenn sie an einer Seite von einem Laster bestürmet werden; so schüzzet sie auf der andern Seite eine Tugend. Wie leicht sie lasterhaft werden können, eben so leicht ist es auch, daß sie unschuldig bleiben, oder zur Tugend hinausschlagen. Die Furcht, woraus Has, Zaghaftigkeit, Trägheit, Verzweifelung entstehen kan, ist auch im Stande, Vorsicht und Klugheit zu gebähren. Ja die Furcht ist selbst mit dieser Tugend so genau verwandt, daß, wenn ihr nur ein wenig geholfen wird, sie sich leicht gänzlich in dieselbe verwandelt. Denn sie ist wirklich eine Art der Klugheit; so hat auch die sorgfältige Natur allen Thieren dieselbe eingeflösset. Diese haben an ihr eine treue Beschüzzerin, eine kluge Rathgeberin, welche ihnen Anlas giebt, sich klüglich zu hüten und vernünftig zu handeln. Wie sehr nun die Menschen diese Leidenschaft verabscheuen, so grossen Nuzzen könten sie davon haben, wenn sie sich derselben nur recht gebrauchen wolten. Es ist nicht schwer, diese Wahrheit zu beweisen, fügte der Ritter hinzu. Denn welcherlei Art und Beschaffenheit auch die Güter, so wir besizzen, seyn mögen; so bestehet doch das einzige Mittel, dieselben zu bewahren, in der Vorhersehung und Erkäntnis der übeln Zufälle, welche sie zerstören, oder uns derselben berauben können. Dies ist eben dasjenige, womit sich die Furcht beschäftiget, ihre Augen sehen nur auf das Uebel, und ihr Blik dringet in die Zukunft hinein, um dieses Uebel zu erforschen; und wie weit es auch entfernt seyn

mag,

mag, so wird es dennoch von ihr entdekket; ja es mag sich aller Kunst bedienen uns zu überraschen, die Furcht merket ihre Hinterlist zum voraus; sie ziehet ihm auch die Larve ab, wenn es sich uns auf irgend eine Art verbergen wil, damit es uns betriegen möge, und verwahret uns gegen seine mächtigen und listigen Anläufe. Wenn die Furcht eine so genaue Erkäntnis aller Uebel besizzet, sprach Cleantes, und deren Ankunft so sorgfältig zu verhüten trachtet; so haben wir sonder Streit und Zweifel ihr die Erhaltung des Guten vornemlich zu danken. Die Furcht bemühet sich nicht allein, erwiederte der Ritter, uns das Gute zu erhalten; sondern sie ist es auch, welche uns desselben innere Süssigkeit kosten und volkommen genießen lässet. Wir haben diese Anmerkung schon vorhin gemacht, versezte Cleantes. Man erkennet auch das Gute niemals besser, als wenn man Furcht hat, solches zu verlieren, und der Genus desselben ist nie volkommener, als wenn man es gründlich erkennet. Darinnen bin ich mit Ihnen volkommen eins, sprach der Ritter; denn zum Exempel ein sehr Verliebter, welcher den Gegenstand seiner Leidenschaft zu verlieren fürchtet, empfindet alsdenn am meisten die Macht der Brünstigkeit, wenn ihn die Furcht in einige Unruhe versezzet. Sein bestürmtes Herz liebet nur desto heftiger; der Liebreiz einer Schönen wirket sonderlich zu solcher Zeit mit grosser Macht bei ihm; es stellen sich der Einbildung dieses fürchtenden Liebhabers bald seiner Geliebten holde Augen, bald ihre purpurrothen Lippen, bald ihre einschmeichelnde Gebehrden, ihr liebreiches Lächeln, bald ihr sitsames stilles Wesen vor, und alsdenn geschiehet

es,

es, daß ihn die Menge dieser angenehmen Vorwürfe außer sich in Entzükkung bringet. Während seiner Furcht empfindet er übraus viel Vergnügen, er stellet sich das Gut, welches er zu verlieren fürchtet, so angenehm vor, daß seine Seele, so zu reden, ganz trunken davon ist. Ich glaube nicht, sagte Cleantes, daß dieses alle Vortheile dieser Leidenschaft seyn. Wenn die Furcht so geschikt ist, das Gute, so wir besizzen, zu bewahren, und uns dessen Anmuth recht schmekken zu lassen; so ist sie zur Erhaltung des Staats nicht minder nothwendig. Wir leben nicht mehr in den unschuldigen Zeiten, da die Freundschaft ganze Völker vereinigte und man desfals keiner Gesezze benöthiget war. Diese glükselige Zeiten, da ein jeder seinen Nächsten wie sich selbst liebete, da die gerichtliche Untersuchung und das Parlament noch nirgend, als in dem Reiche der Möglichkeit, anzutreffen war, diese glükliche Zeiten, sage ich, sind nicht mehr vorhanden. Seit dem sich das Verderben in die menschliche Natur geschlichen, und die Menschen, um sich zu viel zu lieben, angefangen haben ihren Nächsten zu hassen, hat man seine Zuflucht zu den Gesezzen nehmen, und diejenigen durch die Furcht nöthigen müssen, welche man durch Liebe nicht gewinnen können. Man bauete Galgen, um die Boshaften zu schrekken: man erfand verschiedene andere Arten einer abscheulichen Todesstrafe, ihnen eine Furcht einzujagen. Die Gottlosen wurden von den Missethaten durch die Furcht der Strafen zurük gehalten, und die frommen sahen sich durch diese zwar betrübte, jedoch nothwendige Vorsichtigkeit gesichert. Diese Furcht hinderte nicht allein die Laster und heillosen Thaten des gemeinen

nen Mannes; sondern sezte auch der Grausamkeit und Tyrannei der Fürsten einige Schranken. Alle ihre Macht war nur eine schwache Schanze, dieselben gegen diese Leidenschaft zu beschüzzen. Der Meinung bin ich auch, unterbrach der Ritter, ja ich glaube, daß nie ein Tyran gelebt hat, welcher von der Furcht nicht solte beunruhiget worden seyn, und daß kein Bösewicht gewesen, der die Wirkungen der Schande in seinem Inwendigen nicht solte empfunden haben; es würde mir wenigstens nicht viel Mühe kosten, Ihnen verschiedene Exempel beizubringen, um dieses zu beweisen. Dionysius, der Wüterich von Syrakus, war in immerwährender Unruhe. Die Furcht folterte ihn ohn Unterlas, und machte ihn so argwöhnisch, daß er nicht wagen durfte, seinen Kopf der Hand des Bartscheerers zu vertrauen; sondern seine Töchter musten ihm den Bart mit glühenden Nusschalen absengen. Sein Schlafgemach umgab ein tiefer Graben mit einer Zugbrükke, welche er nicht ehender wieder sinken lies, bis sein Zimmer veste verschlossen und verriegelt war. Wenn er eine Rede an das Volk thun muste, so stieg er allemal aus Vorsichtigkeit auf einen hohen Thurn, wo er zugleich mit dem Volke sprechen und vor des Pöbels Wuth gesichert seyn konte. Diese Furcht, versezte Cleantes, gereichete ihm sonder Zweifel zur grossen Marter; es scheinet wenigstens die Art, deren er sich gegen einen seiner Freunde bedienete, uns davon zu überzeugen. Einem gewissen Hofman leuchtete der grosse Reichthum, die hohe Macht, und das prächtige Wesen an der Tafel des Tyrannen so sehr in die Augen, daß er öfters des Königes Herlichkeit und

Glük gegen denselben rühmete. Dionysius wolte diesen ehrgeizigen Schmeichler seines Irthums überführen, und ihm zu erkennen geben, daß er bei aller seiner Pracht und Herlichkeit nichts weniger als vergnügt sey, befahl derowegen, man solte denselben an des Königes Tafel mit den köstlichsten Speisen bedienen und ihm königliche Ehre erweisen; zu gleicher Zeit aber lies er ein bloßes Schwert an einem dünnen Faden gerade über seinem Kopfe herabhangen. Dieses Schwert stürzte unsern Hofman gar bald in ein tödtliches Schrekken, er wünschte nunmehro herzlich von einer solchen Tafel weit entfernet zu seyn. Nun erkante er, daß Unruhe und Verdrus auch bis in die königlichen Schlösser eindringen, und ihre ganze Herrlichkeit hohe Häupter auch vor der Furcht nicht einmal verwahren könte.

Die Geschichte lehret uns, lies sich hierauf der Ritter vernehmen, daß der Kaiser Domitian nicht viel ruhiger gewesen sey, als der jezt erwähnte Wüterich. Denn ob er gleich beinahe die ganze Welt beherschete, so erkühnete er sich doch kaum aus seinem Zimmer heraus zu gehen: alle seine Macht schafete ihm weiter kein Vergnügen, als etwa daheim einige Fliegen zu spießen. Der glänzende Marmor, den er aus Kappadocien kommen und die Wände seines Gemaches damit bekleiden lassen, auf daß er vor sich sehen könte, was hinter ihm geschahe, war ihm wenigstens eben so lieb, als alle Schäzze seines Reichs. Ich erinnere mich auch gelesen zu haben, unterbrach Cleantes, daß der Kaiser Tiberius sich nicht entschließen können, Zeugen seiner schändlichen Lüste um sich zu haben. Die Scham trieb ihn, sich

auf der Insel Caprea zu verbergen. An stat seinen Wollüsten zu entsagen, war er beflissen, sich den Augen der Menschen zu entziehen. Ich für meine Person, sprach der Ritter, bin ohngefehr mit dem Seneca einstimmig, wenn er sagt: „Plures pudore „peccandi, quam bona voluntate, prohibitis „abstinent. Das ist: Mehr Menschen enthalten sich „verbotener Dinge aus Schamhaftigkeit, als aus gu„tem Herzen.“ Die Besorgung der Strafen, die Furcht der Schande, und die Schamhaftigkeit zu sündigen, unterdrükken stets die frechen Laster; ohne diese mächtigen Dämme würde die Welt von den Strömen der Bosheit bald überschwemmet werden. Das ist außer allen Zweifel, erwiederte Cleantes, aber, fuhr er fort, wenn die Furcht uns die Laster besiegen hilft, so kan man ja wol auch die Tugend durch dieselbe beschüzzen. Die Schamhaftigkeit ist nichts anders, als die Furcht der Schande. Es scheinet, daß die Natur die Tugend dieser Leidenschaft empfohlen habe, weil ihre vornehmste Beschäftigung ist, dieselbe zu schüzzen und zu vertheidigen. Die Furcht der Unehre wehret einem Richter, sich nicht mit Geschenken zur Partheilichkeit verleiten zu lassen.

Der Soldat wird herzhaft, stellet sich der Gefahr blos. Warum? Er fürchtet die Schande. Bei dem schönen Geschlechte, welches von Natur schwach ist, wirket die Furcht beschimpfet zu seyn eine unüberwindliche Stärke, und bringet ihnen den Sieg über ihre gefährlichsten Feinde zuwege. Hiebei lässet sich eine Anmerkung machen, unterbrach der Ritter, welche mir ziemlich gegründet zu seyn scheinet. Sie

bestehet darin, daß die Furcht der Schmach zu allen Zeiten so viel Macht über die Herzen der Menschen gehabt, daß man sich vielmehr unterfangen hat, die Tugend anzuschwärzen und dem Laster Ehre zu erweisen, als man beflissen gewesen ist, die Schande durch Unschuld zu verhüten. Es ist auch wahrscheinlich, versezte Cleantes, daß dieser tükkische Betrug schuld an allen Ausschweifungen des menschlichen Geschlechtes sey. Wie könte man sich sonst einbilden, daß die Vorfahren so blind gewesen Affen und Crocodilen zu verehren und ihnen Gebät und Weirauch zu opfern? Wie hätten sie einen so außerordentlichen Gottesdienst anstiften können, wenn nicht zuvor der Pfaffen Betrügerei, oder der Fürsten Angelegenheit die Vorsichtigkeit gebraucht, einige Zeichen der Ehre mit demselben zu verbinden? Aber lassen Sie uns nicht zu frühzeitig über die Einfalt dieser alten Völker lachen; denn es fehlete ihnen in vielen Stükken nicht an Wiz, und wir sind ihnen noch Verbindlichkeit genug schuldig, dafern es wahr ist, daß sie die Landmeskunst erfunden und vielen andern Wissenschaften obgelegen haben. Es ist freilich an dem, daß die große Erkäntnissen, die sie hatten, sie nicht verhindert hat, groben und abgeschmakten Irthümern beizupflichten; aber wer wird uns versichern, daß sie diese Irthümer niemalen eingesehen, und nicht etwa Ursachen gehabt haben solten, dieselben zu dulden? Solte es diese Bewandnis haben, fügte Cleantes hinzu, so würden wir übel thun, ihrer Thorheit zu spotten. Man möchte berechtiget seyn uns anzureden:

-- -- -- „quid rides? mutato nomine de Te
„Fabula narratur.

„Was lacheſt du, mein Freund? Die Fabel zielt auf dich.“

Wie? fragte hierauf der Ritter. Laſſen Sie ſich dieſes nicht irre machen, erwiederte Cleantes, haben wir nicht Misbräuche genug; erkennen wir ſie nicht; dulden wir ſie nicht? Aber was ſind das für Misbräuche, davon Sie reden? unterbrach der Ritter. Was es für Misbräuche ſind, verſezte Cleantes, ſollen Sie gleich erfahren, es wird mir leicht ſeyn, Ihnen etliche zu benennen. Was iſt das, zum Exempel, anders als ein Misbrauch und eine Thorheit, daß man um einer Kleinigkeit willen ſein Leben in Gefahr ſtellen mus? Was zwinget uns, den Degen zu ergreifen und uns mit einem ruchloſen Kerl herum zu ſchmeißen, ſo oft er ſich nur einbilden mag, von uns beleidiget zu ſeyn? Ich weis gar wohl, daß man dieſer Raſerei heut zu Tage den Namen der Ehrbegierde beizulegen pfleget. Denn außerdem würde es ein Werk für einen elenden Fechtmeiſter ſeyn; jezt aber iſt es die anſtändigſte Beſchäftigung und die rühmlichſte Leibesübung des Adels. Wie ſtehet es um die Eitelkeit, um den Ehrgeiz der Geiſtlichen, um den Hochmuth der Pfaffen und Mönche? Denn die Wahrheit zu geſtehen, wenn ich Leute ſehe, die ſich weis gekleidet haben, um zu zeigen, daß ſie ein reines und unbeflektes Leben führen wollen; andere, die ſich ſchwarz, greis, oder braun angezogen, um anzudeuten, daß ſie eine geſtrenge Lebensart erwählet haben; noch andere, welche ſich mit Strikken umwunden, und alles bis auf die Schuh, ja ſo gar das Hemd abgeleget haben, um dadurch an den Tag zu legen, wie weit ſie es in der Erniedrigung und Ver-

leug-

leugnung ihrer selbst gebracht haben: so dünket mich allemal, man sey befugt ihnen zu sagen, es schikke sich für sie am besten, bescheiden und demüthig zu seyn. Oder zum wenigsten, wenn sie ja, gleich denen Weltlichen, nach Ehre und Reichthümern geizen wolten, müsten sie zu ihrem Wahlspruch annehmen, was jener Dichter gesagt:

„Nitimur in vetitum semper -- -- Das ist:
„Unser steter Wunsch und Ringen
„Gehet nach verbotnen Dingen.“

Ich mus bekennen, sprach der Ritter, daß wir da auf eine Sache gefallen sind, wovon wir vieles zu sagen hätten; denn wenn wir uns nur die Mühe geben wolten, die Misbräuche zu untersuchen, welche sich bei den Mönchen eingeschlichen haben, so hätten wir eine so langwierige als verdriesliche Arbeit vor uns. Sintemal auch der geringste Laienbruder in einem Kloster sich einbildet, sein Orden sey vornehmer als eine ganze Republik. Und wenn irgend einem derselben die Lust ankäme, sein Leichenbegängnis lustig zu machen; so dürfte er nur in seinem Testament befehlen, daß verschiedene Ordensbrüder bei seinem Begräbnis erscheinen und seinem Leichnam folgen solten. Es würde gewis was seltenes seyn, wenn diese verschiedene Gemeinheiten sich blos des Ranges halber nicht zanken solten. Es ist wenigstens wahr, unterbrach Cleantes, daß man öfters dergleichen Rangstreit bei ihnen gefunden. Noch vor wenig Jahren war zu Paris ein grosses Leichenbegängnis. Die Mitglieder eines jeglichen Ordens, so viel deren daselbst sind, waren bereits gehörigen Orts versamlet, und es fehlete wenig, so hätte der Ehrgeiz dieser

Mönche aus dem Leichengepränge ein Lustspiel gemacht. Die Herrn Benediktiner von St. Germain, ohnerachtet sie wirkliche Mönche sind, bildeten sich ein, sie müsten den Vorzug vor den Herren des Oratorii haben. Diese hingegen behaupteten, daß jener ihre Meinung ungegründet sey. Von beiden Seiten kam es zu einem erhizten Gezänk; man hatte schon Ursache zu befürchten, es möchten beide Partheien zu ärgerlichen Thätlichkeiten schreiten und die Leichenfolge in Unordnung bringen, als der Herr von Noailles, welcher dero Zeit Erzbischof zu Paris war, sich ins Mittel schlug. Er sahe wohl, daß die Benedictiner sich nicht bedeuten ließen und zu höchmüthig waren, um der gegenseitigen Parthei nachzugeben; dahero gedachte er die Herren des Oratorii viel leichter auf seine Seite zu bringen. Er irrete auch nicht: denn diese waren des Prälaten gute Freunde, und ihm dergestalt verbunden, daß sie ihm nichts versagen konten. Also räumeten sie vor das mal den Benedictinern den Rang ein, doch mit der Bedingung, daß hieraus ins künftige keine Schuldigkeit gefolgert werden solte. Der Erzbischof seiner Seits nahm diese ihre Vorbedingung auf sich, und versprach solche zu seiner Zeit und gehörigen Orts geltend zu machen, hierauf gieng das Begängnis vor sich. Aber wiederum auf unsere Materie zu kommen, verfolgete Cleantes, man mus bekennen, daß Furcht und Schamhaftigkeit Böses zu thun starke Mittel seyn der Gefahr auszuweichen, wenn man nemlich die Furcht nach den Regeln der Vernunft und Klugheit zu mässigen weis. Denn so bald uns ein unglüklicher Zufal dieser beiden getreuen Wegweiser beraubet, so

bald laufen wir Gefahr Schifbruch zu leiden, oder auf schrekliche Abwege zu gerathen. In Wahrheit, eine vernünftige Furcht ist ein reines und stilles Licht, welches unserer Seele das Uebel entdekket, dem sie ausweichen mus. Wo aber die Furcht von dieser weisen und getreuen Rathgeberin geschieden ist, so erweiset sie sich nicht anders als eine aufrührische Anstifterin unzählbarer Verwirrungen und der allerschrekklichsten Laster. Has, Trägheit, Verzweifelung haben oft keinen andern Ursprung, als eben diese unglükselige Leidenschaft. Daher rühret es ohne Zweifel, daß die Tyrannen, welche die Furcht zu ihrem Mittel erwählet haben, ihre Unterthanen im Zaum zu halten, allemal ihren Endzwek so schlecht erlanget. Denn man weis, daß der Has die Gemüther des Volks immer eingenommen, wenn ein Wüterich dasselbe beherschet hat; und wo die Furcht ein Volk zu Sklaven gemacht, da ist sie auch allemal Ursache ihrer Grobheit, Trägheit und Gleichgültigkeit gewesen. Was für Betrachtungen fließen nicht aus der Untersuchung der betrübten Umstände solcher elenden Völker, denen entweder alzu gestrenge Gesezze oder barbarische Gewohnheiten fast alle Freiheit benommen haben? Welche Abentheuer von Menschen, daß ich so reden mag, entdekket man nicht alsdenn? Was sehen wir für Wohnungen? Welche Städte, was für Felder stellen sich unserm Blikke dar? Armuth, Elend, Grobheit, Unwissenheit sind die traurigen Fusstapfen, welche man in diesen kläglichen Gegenden antrift. Sie werden mir willig Beifal geben, wenn wir unser Augenmerk nur ein wenig auf die Russen richten, ein Volk, welches von undenklichen

Zeiten her in einer schändlichen Sklaverei seufzet, und welches die so wilden und grausamen Gesezze, als ihre Neigungen wild und ungezähmt sind, mitten in den Wäldern und in dem Schoos der Wüsteneien eingeschränket haben. Wir werden nicht zweifeln, daß diese Volker blos von der Furcht eingeschläfert seyn, wenn wir die wenige und schlechte Bemühung bemerken werden, welche dieselben, ihr Land zu bauen und die nöthigen Vortheile zu erlangen, anwenden; wenn wir sehen werden, daß der grösseste Theil der Einwohner dieser ungeheur großen Landschaften noch heutiges Tages nur in schlechten Strohhütten, ja wol gar oft nur in Erdhöhlen liegen, um sich gegen Wind und Wetter zu schüzzen, und daß einige wilde Thiere ihre besten Gerichte seyn, die man bei den ansehnlichsten Gastereien auftragen lässet. Man wird bekennen müssen, daß sie den ehemaligen Egyptiern gar nicht gleichen, die aus Noth wizzig wurden. In Wahrheit, unterbrach der Ritter, man wil behaupten, daß die Egyptier deswegen Erfinder der Erdmeskunst geworden, weil der ihre Felder überschwemmende Nil eine solche Unordnung daselbst gestiftet, daß sie die Gränzen der Felder nicht wieder finden können. Aber, versezte Cleantes, kan man nicht auch eben dasjenige durch das Gegentheil beweisen? Warlich! weil die Völker, welche vor einem so knechtischen Joche, dadurch Menschen beinahe in den Stand unvernünftiger Thiere gerathen, gesichert leben, arbeitsam, wachsam, fleissig sind; lässet sich daher nicht schliessen, daß die Trägheit oft ihren Ursprung von der Furcht habe? Die Holländer, zum Exempel, welche den Winkel des Erdbodens, den

sie

sie bewohnen, so berühmt, und fast so bekant gemacht haben, als die Sonne, die ihn erleuchtet, sind ohne Unterlas geschäftig. Sie halten das Meer in seinen Schranken, und zwingen es einiger maßen ihre Wohnungen mit seiner Wuth zu verschonen. Eben dieses Volk durchreiset die ganze Welt, unterwirft sich tausend und abermal tausend Gefährlichkeiten mit unerschrokkenem Muthe, und bringet unsäglichen Reichthum zurük. Warum dieses? Weil sie wissen, daß sie in ihrem Vaterlande die Früchte ihrer Bemühungen ruhig genissen können. Die vernünftige und weisliche Regimentsverfassung dieser Nation ist die Quelle ihrer Glükseligkeit. Und weil die Furcht gleichsam aus ihren Gränzen verbannet ist; so findet auch die Trägheit keinen Plaz bei Ihnen. Allein, verfolgte Cleantes, könte man nicht auch noch auf eine andere Weise ausführen, daß die Trägheit eine Tochter der Furcht sey? Und kan man nicht den Beweis von der Gemüthsbeschaffenheit der Völker hernehmen, denen die Furcht vor der Arbeit und die Liebe zum Müssigseyn den Namen der Trägen erworben? Ja! weil die Trägheit solcher Landesleute mit andern Wirkungen der Furcht gemischet ist; kan man denn nicht sagen, daß ihre Trägheit daher entstehe, weil sie zu der Leidenschaft geneigt sind, welche solche Fehler hervorbringet?

Dieses Urtheil, sprach der Ritter, scheinet mir um so viel natürlicher zu seyn, je weniger man die Ursache leugnen kan, indem man von ihren Wirkungen überzeuget wird. Aber, ey lieber! welches ist denn der andere Fehler, den die Furcht wirket, und welchen man, wie Sie sagen, bei denen Völkern wahrnimt, die nicht grosse Lust zu arbeiten haben? Ich

finde, gab Cleantes zur Antwort, daß es der Aberglaube sey. Denn es ist bekant, daß derselbe von Zaghaftigkeit und Furcht herrühret. Sehen Sie die heutigen Griechen an. Es ist kein träger, aber auch zugleich kein abergläubischer Volk, als dieses. Wo will man diese Fehler anders herleiten, als von der jeztbemeldeten Leidenschaft? Ich bin ganz der Meinung, unterbrach der Ritter, daß der Aberglaube aus keiner andern Quelle entspringe, als eben aus der Furcht. Und ob man gleich nicht schlechterdings sagen darf, wie ein uralter Dichter geschrieben: Primus in orbe Deos fecit timor, daß die Vorstellung der Götter von der Furcht entstanden; ja, ob gleich mit diesem Sazze einige Bosheit und Gottlosigkeit verknüpfet ist: so ist doch nicht zu leugnen, daß einige dunkele Spuren der Wahrheit in demselben anzutreffen seyn. Denn die Furcht ist es, welche die Menschen auf die Gedanken gebracht, daß man die erzürnten Götter besänftigen und versöhnen müsse; sie ist die Ursache, warum man Gelübde gethan, Tempel erbauet, Altäre aufgerichtet, und Opferthiere geschlachtet. Ueberdies wird man finden, daß keine Leidenschaft mehr zur Frömmigkeit beitrage, als die Furcht. Denn gleichwie dieselbe von aller Welt verlassen zu seyn glaubet, und sich einbildet, daß auf Erden keine Hülfe mehr zu hoffen sey; also nimt sie ihre lezte Zuflucht zu dem Himmel. In diesem Stükke bringet uns die Furcht auf sehr vernünftige Gedanken; sie kan nicht klüglicher für unsere Sicherheit und Erhaltung sorgen. Denn der Himmel, nach welchem wir unser Flehen und Seufzen schikken, kan in dem Augenblik unser Elend endigen, und unsere

Trüb-

Trübsalen in Freude und unsern Jammer in Glükseligkeit verwandeln. Aber durch ein widerwärtiges Schiksal, welches nur gar zu gemein ist, trägt es sich öfters zu, daß die Furcht solche rechtmässige und vernünftige Gedanken verdirbet, indem sie den Aberglauben mit der Gottesfurcht verbindet. Die Schwachheit des Herzens ist es, welche zu dieser schimpflichen Vermischung Anlas giebet; und man siehet also gar leicht, wie ich aus Ihrer Rede angemerkt habe, daß der Aberglaube eine Wirkung der Furcht sey. Die Wahrheit dieses Sazzes, unterbrach Cleantes, leuchtet auch daraus hervor, daß man kein Volk antrift, welches mehr zu dem Aberglauben geneigt ist, als eben diejenigen, bei denen die Inquisition stat findet. Dieses belachenswerthe Gericht, welches aber nicht minder ungerecht als fürchterlich ist, hat die Sitten verdorben, an stat dieselben zu verbessern. Denn daß diese Völker öfters auf den Aberglauben verfallen, solches rühret von nichts anders her, als von der stetswährenden Furcht, darin dieselben schweben, die Schärfe und Strenge dieser verhasseten Untersuchungen zu empfinden, wenn sie am wenigsten daran gedenken. Eben diese Furcht ist es, welche ihrer wahren Gottesfurcht schädlich fält. Ich halte dafür, lies der Ritter sich hierauf vernehmen, daß der Hof zu Rom der Inquisition wegen eines solchen Rathschlages bedürfte, als ehemals die Kaiserin Livia ihrem Gemal gab, und auch als derjenige war, welchen der grosmüthige Mecenas eben demselben Kaiser ertheilete, als man ihn bereit sahe, einige Personen zum Tode zu verurtheilen, und er nicht zu ihm kommen konte, mit ihm zu sprechen. Er warf

ihm nemlich ein Täflein zu, worauf er diese Worte geschrieben: Henker! weiche zurük. Das ist leider mehr als zu wahr, versezte Cleantes, die Schärfe und die Furcht solten billig niemals von denjenigen gebraucht werden, welche die Vorsicht, Völker zu beherschen, bestimmet hat. Das menschliche Gemüth wil überhaupt nicht gezwungen seyn. So bald man dasselbe einschränken, oder mit Gewalt zähmen wil, empöret sich dasselbe, und verkehret seine Sanftmuth in Zorn, so daß der Has unmittelbar auf die Furcht zu erfolgen pfleget.

Man mus bekennen, sprach der Ritter, daß sich das menschliche Herz niemals mehr beleidiget findet, als wenn man dasselbe unterwürfig machen wil. Man betrachte einen eifersüchtigen Eheman, welcher alle Handlungen seiner Gemalin sorgfältigst ausspähet, ihre Unternehmungen genau beobachtet, und von ihrer Aufführung eine gestrenge Rechenschaft fordert. Wohin gerathen endlich, und wozu dienen gemeiniglich alle diese Sorgen, alle diese Bewegungen eines so unvernünftigen Eheherrn? Was darauf erfolget, antwortete Cleantes, bestehet darin, daß der Man, welcher ungeschikt genug ist, um eifersüchtig zu seyn, die gute Neigung des Gemüths seiner Liebsten verlieret, und was noch schlimmer ist, eine Frau, die man dergestalt einzuschrenken trachtet, wegen dieses ihr zugefügten Unrechts allemal empfindlich zu seyn pfleget; und gleichwie es allemal angenehm ist sich zu rächen; so säumen dergleichen Personen nicht lange, Gelegenheiten zu ihrer Rache zu suchen. Aber, weil wir doch auf die Eifersucht zu reden kommen, verfolgte Cleantes, so besinne ich mich einer sehr sonder-

baren

baren Begebenheit, die sich hieher nicht übel schikken wird: denn sie wird uns in Wahrheit überführen, daß die Furcht sich öfters in Verzweifelung verkehre.

Geschichte des Graven
Gennaro Mascarelli
von Salern,
im Königreich Neapel.

Zu Salern, einer Stadt im Königreich Neapel, heirathete ein gewisser Grav mit Namen **Gennaro Mascarelli** ein junges Fräulein, welches in der Blüthe ihres Alters die Verbindung einer ausnehmenden Schönheit mit einem stillen sitsamen Wesen und angenehmen Gebehrden so reizend machte, daß man dieselbe kaum ansehen konte, ohne eine gute Neigung und Hochachtung gegen sie bei sich zu empfinden. Weit gefehlet, daß der Grav wegen seiner Verdienste eines solchen Glüks wäre würdig gewesen. Denn ob er gleich reich und aus einem der berühmtesten Geschlechter des Königreichs entsprossen war; so machte ihn doch sein rauhes und wildes Gemüth fast ganz unleidlich. Dem ohngeachtet lebten unsere jungen Eheleute eine ziemliche Zeit nach ihrem Beilager ruhig und vergnügt mit einander. Gerieth irgend der Grav aus Eifersucht in einige Tiefsinnigkeit; so

wuste

wuste die Klugheit der jungen Gemalin seine Unruhe so wohl zu vertilgen, daß dieser störrische Gemal auch wider Willen gezwungen war, den sanftmüthigen Liebkosungen der Grävin nachzugeben: endlich aber erlangeten seine so oft wiederholten Bewegungen des Argwohns eine solche Fertigkeit, daß eine volkommene Eifersucht daraus erwuchs. Das übele Betragen des Graven kränkete diese junge Gemalin um so vielmehr, als dieselbe sich äußerst bestrebete, ihm auf alle Art und Weise gefällig zu seyn. Weit von allen listigen Liebeshändeln entfernet, bemühete sie sich, ihrem Gemal auch nicht einmal Anlas zu dem allergeringsten Verdacht zu geben; sie enthielt sich aller Gesellschaften und Zusammenkünfte, und obgleich verschiedene junge Herren alle nur ersinliche Mittel, ihre Liebe zu gewinnen, versucht hatten; so war doch keiner von denselben zum Zwek gekommen. Die Tugend dieser jungen Grävin hatte alle ihre Bemühungen vereitelt. Nichts desto weniger wandte diese bekümmerte Gemalin alle ihre Kräfte an, ihren Verdrus zu verbergen. Man sahe sie stets lustig und aufgeräumt seyn. Diese Frölichkeit, dieses aufgewekte Wesen misfiel dem Graven; dieses war genug ihn eifersüchtig zu machen. Er lies auf ihre Schritte und Tritte genaue Acht geben; aber die Wachsamkeit der bestelten Aufseher war vergebens. Denn wie emsig auch dieselben in ihrem Forschen waren; so fanden sie doch nichts in der Aufführung der Grävin, welches die Schranken des Wohlstandes übergangen hätte. Der Grav war mit seinen Kundschaftern nicht gänzlich zufrieden, und weil er ein Mistrauen entweder in ihre Treue, oder in ihre Geschiklichkeit sezte,

so

so bildete er sich immer ein, daß ihm seine Gemalin untreu wäre. Da nun nichts vermögend war, ihn des Gegentheils zu überführen; so fassete er den allerseltsamsten Entschlus, den man erdenken kan, eine Ehefrau zu prüfen. Derohalben nahm er sich vor, sich selbst seines Vergnügens zu berauben, um durch die Wirkungen dieses Unternehmens dasjenige zu entdekken, welches er durch die Sorgfalt seiner Aufseher nicht erfahren zu können glaubte. Wie er inzwischen der Grävin nicht wolte merken lassen, wie weit sich seine Eifersucht erstrekkete; so sonderte er sich unter dem Vorwande einer Unpäslichkeit von ihr ab und bewohnete ein Gemach für sich alleine. Die unglükselige Grävin unterlies nicht, ein so außerordentliches Verfahren zu Herzen zu nehmen, und wuste nicht, was sie von den Absichten ihres Eheherrn gedenken solte. Sie war ungewis, ob es aus Verachtung oder aus einem andern Bewegungsgrunde herrührete, daß er also mit ihr verführe; inzwischen weil sie nachhero vielleicht wirklich glaubte, daß derselbe sich nicht wohl befände, so tröstete sie sich, so gut sie konte, und ruste nach einigen Tagen ihre vormalige gewöhnliche Munterkeit zurük. Drei Monate waren bereits verflossen, seitdem der Grav seine Ruhe und Ergözlichkeit der Eifersucht aufopferte, und die junge Grävin sich bemühete, ihren Verdrus durch unschuldige Zeitverkürzungen zu vertreiben, und sich stets beflis ein vergnügtes und zufriedenes Wesen an sich blikken zu lassen, als eben dieser äußerliche Schein der Ruhe und Zufriedenheit, welchen der Grav in dem Angesicht seiner Gemalin bemerkete, ihm neue Unruhe verursachete. Sein Herz ward beständig von

einer gewaltsamen Bewegung geängstiget. Nichts konte ihn von seiner tiefsinnigen Traurigkeit abziehen. Die Artigkeiten der Gemalin, die sorgfältigen, die emsigen, die eifrigen Beschäftigungen derselben machten gar keinen Eindruk mehr in das Gemüth dieses eifersüchtigen Herrn: er giebt nur seiner Leidenschaft Gehör, und weil er vol Verdrusses gar keine Ruhe in seinem Gemüthe findet, so enschließet er sich auf das Land zu verreisen. Dieserwegen giebt er der Grävin mit Vorschüzzung seiner Unpäslichkeit zu verstehen, wie er gesinnet sey, um frische Luft zu schöpfen, auf eines seiner Landgüter zu ziehen. Die junge Gemalin hatte ein gar zu gutes Gemüth, den geringsten Widerstand gegen des Graven Willensmeinung zu bezeugen. Vielmehr erwies sie ihm die große Begierde, so sie hatte, zur Herstellung seiner Gesundheit alles mögliche beizutragen. Ein anderer, als der Grav, würde von dem Eifer und dienstfertigen Bezeigen der artigen Grävin gerühret worden seyn, nur er blieb unbeweglich. Es geschiehet sehr selten, unterbrach der Ritter, daß diejenigen, welche sich von der Eifersucht beherschen lassen, der Vernunft Gehör geben wollen. Diese unglükliche Leidenschaft gleichet den falschen Zeugen, sie überfält die Unschuld und verdrehet und verdunkelt die Wahrheit. Ihre falschen Berichte verderben die Vernunft, und veranlassen solche Vorurtheile, daß nichts in der Welt geschikt ist, sie von dem Irwege abzuführen. Dem sey, wie ihm wolle, versezte Cleantes, unsere jungen Eheleute begaben sich von Salern hinweg, und kamen auf ihrem Landgute an. Die Grävin, welche bis hieher alles mit grosser Standhaftigkeit erduldet, oder zum

wenigsten sich auf eine geschikte Art verstellet hatte, das übele Betragen ihres Eheherrn nicht zu Herzen zu fassen, muste anjezzo ihre ganze Tugendkraft anwenden, um sich zu dem traurigen und einsamen Leben, welches sie mit dem Graven zu führen gezwungen war, zu gewöhnen. Ihr Zustand war um so viel betrübter, als sie ihre besten Jahre in der Gesellschaft eines überaus störrigen und undankbaren Gemals verstreichen sahe. Ueberdies fand sie sich aller Lust beraubet, von ihrer Verwandschaft entfernet, und hatte nicht eine Freundin, welcher sie ihr Misvergnügen entdekken konte; mit einem Worte, sie war in einer Gegend eingeschlossen, woselbst kein Trost für sie übrig blieb, als die einzige Freiheit, sich bei den Klüften und Quellen zu beklagen. Als sie einsten außerordentlich betrübt war, stieg sie nach dem Abendessen in den Garten, um ihre Traurigkeit zu lindern, und wie sie einige Lustgänge durchgewandelt hatte und auf eine Grotte sties, gieng sie daselbst hinein und sezte sich auf eine von Rasen gemachte Ruhebank, welche linker Hand an der Seite des Eingangs befindlich war. Sie war noch nicht lange da gewesen, als ihr Gemal ebenfals hereintrat. Dieses war hinlänglich die Neubegierde der Grävin zu erwekken: sie konte nicht begreifen, was ihn doch möge bewogen haben, so spät in diese abgelegene Gruft zu kommen. Begierig dieses Geheimnis zu erforschen hielt sie sich ganz stille. Die Dunkelheit der eintretenden Nacht kam ihrem Vorhaben wohl zu statten, und übrigens war sie an einem solchen Orte, wo sie nicht leicht konte wahrgenommen werden. Nicht lange darauf ward sie von einem Geheimnis unterrichtet,

darüber sie sich um so vielmehr verwunderte, je weniger sie desselben gewärtig war. Denn eine kleine Zeit nachhero sahe sie ein junges Mädchen mit Namen Dorothea hereintreten, welche man in dem Dorfe für eine Verwandtin des Amtmans hielte. Aber, o wie erstaunte die armselige Grävin, als ihr grausamer Gemal sich dieser Nymphen zu Füssen warf und ihr eine Liebeserklärung that, und als sie selbst nach verschiedenen hin und wieder gewechselten Kenzeichen einer empfindlichen Liebe ein Zeuge von der Untreue ihres Gemals wurde. Zwanzig mal war die bestürzte Grävin im Begrif ihren Verdrus losbrechen zu lassen; zwanzig mal entschlos sie sich auf diesen meineidigen Gemal zuzugehen, ihm seine Schande zu verweisen: aber es sey nun, daß sie entweder geglaubet, es wäre nicht die rechte Zeit, ihn den Schimpf, welchen seine Untreue verdienete, fühlen zu lassen, oder eine Art des Vergnügens empfand, ihre Neubegierde zu befriedigen, sie hielte für das mal genehmer, ihren Zorn und Unwillen zu unterdrükken, und lies also dieses Spiel seine Endschaft erreichen, ohne die Spieler in demselben zu stören. Nachdem selbige sich hinweg begeben, erhob sich die Grävin durch einen sichern Umweg wiederum in ihr Zimmer, ohne von jemand gesehen zu werden. Die Verwirrung, darein sie gerathen war, der empfindliche Verdrus, welchen sie bei sich spürete, verursachten ihr die unruhigste Nacht. Ach! grausamer Gemal, sprach sie bei sich selbst, wozu dienen mir alle die Sorgen, die ich angewandt habe, damit ich nur dir gefallen möchte? Verräther! belohnest du also meine Treue? Darfst du dergestalt die geheiligtesten Bande

ver-

verlezzen? Unglüklicher Ehestand, sind dieses die Ergözlichkeiten, welche ich mir von dir versprochen? Himmel! was habe ich verbrochen? Welches Lasters bin ich schuldig? Bin ich aber unschuldig, warum must du mich einem unwürdigen grausamen Wüterich überliefern, dem es nicht genug ist, daß er mich in einer verdrieslichen Dienstbarkeit seufzend ermüden lässet; sondern der sich ungestraft unterstehen darf, die mir verheißene und geschworne Treue zu schwächen? Die Morgenröthe verkündigte bereits die Wiederkunft der Sonnen, als die bekümmerte Grävin annoch in ihren Klagen fortfuhr: sie zerflos in Thränen und bezeugte durch ihre Seufzer die Größe und Heftigkeit ihres Leidwesens, als sie der Schlaf überfiel und auf einige Zeit ihre Klagen und Zähren hemmete. Aber ihre Sorgen und Bekümmernissen wachten gar bald wieder auf, und sie säumete nicht, den Vorwurf ihrer Betrübnis wieder zu betrachten. Beschäftigt mit der traurigen Sklaverei, darinnen sie die besten Tage ihres Lebens verschwinden sahe, erzürnt über einen ungetreuen und grausamen Gemal, welcher die zärtliche Liebe und Sorgfalt, so sie für ihn getragen, so schlecht erkante, empfand sie in dem Innersten ihrer Seele alle diejenigen Bewegungen, die in dem Herzen einer beleidigten Gemalin aufsteigen können, nemlich Has, Erbitterung, Zorn. Noch war sie willens hinzugehen und ihrem unwehrten Gemal seine niederträchtige Treulosigkeit vorzuhalten; allein weil sie entweder nicht so viel Kraft hatte, oder bequemer zu seyn erachtete ihren Verdrus heimlich zu halten, so entschlos sie sich, die Trübsalen, womit sie überhäufet war, standhaft zu erdulden. Sie stieg hin-

hinab in den Garten, und in der Absicht, die Einsamkeit izu Besänftigung ihres Kummers zu suchen, gieng sie in ein kleines in der Nähe befindliches Gehölz, wo selbst sie sich unter die Bäume sezte, welche einander so nahe stunden und so stark belaubet waren, daß sie mehr einen Aufenthalt der Liebe als der Traurigkeit vorstelleten. Kaum hatte sie sich daselbst einen Augenblik niedergelassen, als sie eine ihr nicht unbekante klagende Stimme hörete, deren trauriger Schal ihre Neubegierde vergrößerte. Sie stehet geschwind auf und nähert sich leise derselben so weit, bis sie alle Worte deutlich vernehmen kan. Ein Zufal hatte den Ritter Pignatelli an diesen Ort geführet. Er war ein wohlgebildeter junger Herr, welcher nicht allein von einem hochadlichen Geschlecht abstammete; sondern auch so viel Tugenden und Geschiklichkeiten besas, daß man ihn mit Recht einen der volkommensten und liebenswürdigsten seines Standes nennen konte. Er wohnete zu Salern und kante die Grävin von Jugend auf, hatte auch immer eine heimliche Neigung zu ihr bei sich geheget; aber, wie es gemeiniglich zu geschehen pfleget, diese Neigung hatte sich endlich in die zärtlichste und heftigste Liebe verwandelt. Dieser junge Ritter hatte zuweilen Gelegenheit gehabt, die Grävin in öffentlichen Gesellschaften zu sehen, wo sie sich eingefunden. Desgleichen hatte er auch alle Mittel angewandt, die er nur ersinnen können, um ihr die Beschaffenheit seines Herzens zu erkennen zu geben. Aber die Grävin hatte jederzeit sich gestellet, als ob sie seine Bemühungen nicht bemerkte, und hatte stets die Gelegenheit vermieden, sich mit ihm allein zu unterhalten. Die Gleichgültigkeit der Grävin

hatt

hatte nur die Liebe des Ritters vermehret und brünstiger gemacht. Ja diese Leidenschaft war um so viel gewaltsamer bei ihm, als er gezwungen war sich eingeschränkt zu halten. Die Hochachtung, so er gegen die Grävin hegete, die Furcht, welche er hatte, sie zu beleidigen, verhinderte ihn, das geringste zu unternehmen. Wenn zuweilen seine muntere und erhizte Augen ihr den Brand seiner Liebesflammen verrathen wolten; so gab sie hingegen mit einem ernsthaften Blikke zu verstehen, daß nichts vermögend wäre, ihrer Tugend einen Streich anzubringen. Der Ritter sahe demnach gar wohl, daß es sehr schwer sey, das Herz dieser Schönen zu gewinnen; diesem aber ungeachtet liebete er dieselbe auf das brünstigste. So viel ist gewis, daß die Liebe, wenn sie sich einmal eines Herzens bemeistert, sich nicht leicht wiederum von dannen vertreiben lässet. Weil inzwischen der Ritter nicht nahe bei die Grävin gelangen konte, so begnügte er sich, an den Geselschaften und Lustfahrten, wobei die Grävin zugegen war, Theil zu nehmen. Sein gröstes Vergnügen war die Grävin zu sehen; daher war der Kummer unbeschreiblich gros, womit er überhäufet wurde, als er diejenige nicht mehr öffentlich erscheinen sahe, welche der einzige Gegenstand seiner geschäftigen Liebe war. Die Betrübnis, darein er gerieth, bewegte ihn einen seiner guten Freunde zu besuchen, der ein Landgut zu Poutzoli hatte, woselbst er einen Theil der Sommerzeit zubrachte. Was hiebei besonders sich eräugete, ist dieses, daß der Ritter gar nicht wuste, daß der Grav Mascarelli in diesen Gegenden ein Schlos hatte; noch weniger war ihm bekant, daß derselbe mit seiner Gema-

lin dasselbe vor das mal bewohnete. Einst war er des Morgens früh aufgestanden, und that einen Spaziergang längst am Ufer des Meers, da er denn unvermerkt auf ein Gehölze zutraf, welches ihm rechter Hand belegen war. Er war ziemlich weit in dasselbe hinein gegangen, und hatte sich zwischen das Gebüsche gesezzet, welches in einen Bogen so dichte zusammen gewachsen war, daß man kaum das Tageslicht darinnen wahrnehmen konte. Als er nun keine andere Zeugen seiner Klagen um sich zu haben glaubete, als die Bäume, und Vögel dieser angenehmen Einöde; so rief er bald mit einer zärtlichen Stimme seine geliebte Grävin, bald beklagete er sich seines widrigen Glükkes halber. Ach! wertheste Grävin, sprach er bei sich selbst, wie glüklich ist doch der Grav Mascarelli, indem er Euch zu seiner Gemalin hat, aber vielleicht kennet er den Werth eines so kostbaren Schazzes nicht, oder wenigstens, wenn er ihn ja kennet, wie er billig sol, o unschäzbare Grävin, so gleichet doch seine Liebe bei weiten derjenigen nicht, die ich zu Euch trage. Aber wozu dienen mir diese Flammen? Was nüzzet mir die treue und aufrichtige Neigung, die ich gegen Euch hege, theure Grävin, wenn mir alle Hofnung genommen wird, und wenn meine Beständigkeit auch nicht den kleinesten Sieg über Eure Strenge erhalten kan? O gar zu grausame Schöne! Es war Euch viel zu wenig bei allen meinen Bemühungen die ernsthafteste Gleichgültigkeit zu bezeugen; Ihr habt mir auch Eure Geringschäzzung auf eine noch empfindlichere Art wollen zu erkennen geben. Ihr habt mich züchtigen wollen, indem Ihr Euch von mir entfernet, und mich des Vergnügens, Euch zu se-

hen,

hen, beraubet habt. Warum, grausame Grävin, sol mir nicht erlaubet seyn, Euch zu lieben? Und du, o barbarische Natur, wenn die Liebe ein Laster ist, warum erregest du dieselbe in uns? Wer kan die Verwunderung beschreiben, worein die Grävin gerieth, als sie die ihr bekante Stimme des Ritters vernahm, und hörete, wie er gegen sie gesinnet war? Wie viel verschiedene Gedanken stiegen in ihrer Seele empor? Und da sie Ursache hatte gegen den Graven ihren Gemal unwillig zu seyn, so konte sie sich nicht entbrechen, daß die Verbindlichkeit des Ritters nicht solte ihr Herz gerühret haben. Der eine schien ihrer Liebe so würdig zu seyn, als der andere ihren Has verdienete. Der Ritter, den sie jederzeit mit einer Art von Verachtung gemieden, ermangelte nicht die zärtlichste Hochachtung gegen sie zu bezeugen. Der Grav hingegen, dem sie immer so getreu gewesen, belohnete ihre Liebe mit einer störrigen unvernünftigen und einem braven Manne unanständigen Aufführung. Solche Gedanken waren es, womit sich die Grävin unterhielte, als eben der Ritter sich wieder hinweg begeben wolte, und unter dem dikken Gesträuch, welches den Rasen, worauf er sich niedergesezzet hatte, bedekkete, heraus gieng. Aber wie gros war seine Verwunderung, als er die Grävin gewahr wurde? Er läuft eiligst zu ihr hin, indem seines Herzens Lust und Freude sein Angesicht erheitert: ja seine Seufzer selbst geben der Grävin die angenehme Bewegung, die er in seiner Seele empfindet, deutlich genug zu verstehen, und sein Mund, der treue Dolmetscher seines Herzens, bedienet sich der zärtlichsten Ausdrükke, um seine Liebe an den Tag zu legen. Die

tugendsame Grävin stellete sich in dem Augenblikke alle ihre Pflichten vor, die sie bewegen konten, sich in den Schranken der treuen Keuschheit zu erhalten. Wie erbittert dieselbe auch gegen ihren Gemal war; so widerstund sie doch den Versuchungen des Ritters mit tapferm Muthe. Sie sahe gar wohl voraus, daß der Umstand, darinnen sie sich anjezzo befand, küzlich und wichtig sey, und daß ihre Tugend von einem so lebhaften und brünstigen Liebhaber alles zu befürchten hätte. Sie sezte in sich selbst ein rühmliches Mistrauen, und schien bei weitem nicht einmal durch dasjenige gerühret zu seyn, was ihr der Ritter vorgesagt hatte: und es fehlete so viel, daß sie ihm das Geheimnis ihres Verdrusses anvertrauet haben solte, daß sie vielmehr ein munters und zufriedenes Wesen annahm, um ihre Traurigkeit desto füglicher vor ihm zu verbergen. Nachdem sie ihm nun vorgestellet, daß sie vermöge der ihrem Eheherrn schuldigen Treue an keine andere Verbindung denken dürfe: so dankete sie ihm dennoch sehr höflich, um ihm zu erkennen zu geben, daß sie vielleicht seinen Wünschen mehr Gehör ertheilet haben würde, wenn sie annoch die Freiheit gehabt hätte, ihr Herz zu verschenken. Hier fiel der Ritter dem Cleantes in die Rede. Ich weis nicht, sprach er, ob man viel solche Frauen antreffen werde, die in dergleichen Umständen so viel Widerstand bezeigen, und so wohl auf ihrer Hut stehen würden, als diese Grävin. Denn kurz zu sagen, wenn man um sich zu rächen weiter nichts als sein eigenes Herz zu rathe ziehet, und sich den sanften Liebkosungen eines Liebhabers nur zu übergeben hat, so ist die Rache so leicht als angenehm;

und

und ein eifriger und brünstiger Liebhaber ist seinem Glükke ziemlich nahe, wenn er seiner Geliebten das gedoppelte Vergnügen, nemlich der Liebe und der Rache, zugleich verschaffen kan. Ja überhaupt ist es eine sehr spizzige Sache, und kostet viele Mühe, auch die strengeste Tugend bei so gefährlichen Klippen der Versuchung vor der Scheiterung zu bewahren, wenn eine Frau gerechte Ursachen hat, sich wegen des übeln Betragens ihres Ehemannes zu beschweren. Aber auf unsere Geschichte wieder zu kommen, versezte Cleantes, die Grävin bat den Ritter inständigst, daß er sich eiligst von ihr hinweg begeben möchte. Sie stellete ihm die Gefahr vor, die ihnen obschwebete, wenn jemand ihn bei ihr antreffen solte, und fügte hinzu, daß solches hinreichend seyn würde, das Gemüth ihres Eheherrn gegen sie zu entrüsten, als welcher sich einbilden würde, daß sie ihn auf gewisse Art und Weise daher beschieden hätte. Der Ritter war wegen der Zusammenkunft mit der Grävin nicht nach Wunsch zufrieden. Da er inzwischen aber eine besondere Hochachtung gegen dieselbe hatte, und sich nicht entbrechen konte, ihre Tugend zu bewundern; so säumete er nicht, den von ihr erhaltenen Befehl zu volziehen. Mitlerweile nun hatte der Grav Briefe empfangen, die ihn nöthigten, nach Salern zurük zu kehren, und zwar wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit. Demnach reisete er den andern Tag mit seiner Gemalin von dannen, und als der Ritter einige Tage nachher Nachricht erhalten, daß der Grav Mascarelli sein Landgut wieder verlassen; so begab er sich gleichfals ungesäumt nach derselben Stadt zurük, in Hofnung, seine geliebteste Grävin daselbst wiederum

anzutreffen. Und in der That lies er nichts ermangeln, sondern suchte alle Gelegenheiten, die ihm bequem zu seyn dauchten, sie zu sehen. Aber weil er diese Gelegenheiten gar zu sehr suchte; so entdekte sich seine Liebe und ward verrathen. Denn der Grav hatte verschiedene Kundschafter, welche ihm berichteten, daß der Ritter jederzeit der Grävin folgete, und wo sie auch hingienge, überal sich daselbst finden ließe. Der eifersüchtige Herr ward ob dieser Nachricht rasend; er zweifelte schon nicht mehr, daß der Ritter mit seiner Gemalin nicht in Liebeshändeln verstrikket seyn solte, er dachte darauf, wie er Mittel fände, diese ungetreue Gemalin zu strafen und sie mit ihrem Liebhaber zu überraschen. Deswegen giebt er vor, er müsse höchstwichtiger Angelegenheiten halber eine Reise nach Neapel unternehmen. Er entdekket solches seiner Gemalin im Vertrauen, veranstaltet auch alles, was zu seiner Reise erfordert wird. Der Tag seiner Abreise komt an, er nimt von seiner Gemalin Abschied, umarmet und bittet sie, sich während seiner Abwesenheit wohl zu halten. Endlich braucht er alle nöthige Vorsicht, ihr die gewisse Meinung beizubringen, daß er nach Neapel reise: anstat aber daselbst hin seinen Weg lange fortzusezzen, verbirgt er sich an einem gewissen Orte, wohin ihm seine Kundschafter von allen Schritten und Tritten der Grävin Nachricht bringen müssen. Gleichwie nun der Grav gros Geschrei von seiner Reise gemacht, und sich desfals gegen viele Leute herausgelassen; also war auch diese Neuigkeit dem Ritter zu Ohren kommen, welcher gar nicht böse war, solche zu vernehmen, indem er Gelegenheit zu finden glaubete, die

Grä-

Grävin während der Abwesenheit ihres Gemals sehen und sprechen zu können. Diese Hofnung hatte sich seinem Gemüth dergestalt eingedrükket, daß er nun meinete, daß seine Freude volkommen sey. So wahr ist es, daß uns die Liebe blendet und hindert, die Gefährlichkeiten, darein sie uns stürzet, vorherzusehen. In der That, so bald der Ritter erfuhr, daß der Grav abgereiset sey, eilete er nach der Behausung der Grävin, und fand Mittel sich heimlich hineinführen zu lassen. Die ungemein ob dem Besuch des Ritters erstaunende Grävin konte sich nicht entbrechen, ihm ihren Verdrus desfals zu erkennen zu geben. Nachdem sie ihm die möglichen traurigen Folgen seiner Vermessenheit vorgestellet, versicherte sie ihn nochmals, daß nichts vermögend seyn würde, sie zu bewegen, ihrem Gemal untreu zu werden. Mitlerweile hatten die Wächter des Graven nicht geschlafen, sie hatten den Ritter zu der Grävin hineingehen gesehen, und alsobald dem Graven die Nachricht davon überbracht. Diesen bringet solche Zeitung außer sich selbst; die Wuth nimt ihn ein; er denket auf nichts, als auf seine Rache. Derowegen nimt er die dreistesten seiner Kundschafter mit sich, rennet auf sein Haus zu, eröfnet Thor und Thüren, und steiget geradues Weges hinauf bis in das Gemach seiner Gemalin. Wie erstaunet, wie erschrikt nicht die Grävin, als sie die Stimme ihres Eheherrn vernimt! Sie kan vor Furcht und Schrekken kein Wort reden. Ihr Blut starret in ihren Adern. Auf der andern Seite ist der Ritter dergestalt mehr wegen des betrübten Zustandes der Grävin, als wegen der ihm selbst drohenden Gefahr, betroffen, daß er nicht weis, wozu er

sich entschließen sol. Die Unmöglichkeit, die er vor sich findet, entwischen zu können, vermehret seine Unruhe. Er weis wohl, daß der Grav unbändig wie ein Vieh, und nicht ein vernünftiger Mensch ist, welcher sich bedeuten lässet. Kaum hat er dieses erwogen, so siehet er sich von einer Menge Kerls umgeben und angetastet, welche nicht willens zu seyn scheinen, seiner zu schonen. Die Gefahr, darinnen er schwebet, giebt ihm neue Kräfte. Er wehret sich tapfer und fast wütend, und verwundet einige, die ihm zu nahe kommen wollen. Endlich aber ist er genöthiget, aller seiner Herzhaftigkeit und seines Widerstrebens ungeachtet, der großen Anzahl seiner Feinde zu weichen. Man bemächtiget sich seiner und entwafnet ihn. Vergebens bemühet er sich, den Graven zu überreden, daß er gar nichts mit seiner Gemalin zu seinem Nachtheil unternommen, und daß die Grävin gar zu tugendhaft sey, um das geringste zu thun, welches ihrer Pflicht entgegen stehe. Alle diese Vorstellungen rühren den Graven so wenig, daß er ihm vielmehr dasjenige zur Antwort zurük giebt, was Zorn und Eifer demselben einflößen. Er lässet ihn binden, und rufet ihm zu, er solle sich zum Tode bereiten. Hierauf ergreift er einen Dolch, gehet damit auf seine Gemalin zu, um ihr denselben in das Herz zu stossen. Da verkehrt sich die Furcht der Grävin in Verzweifelung; sie komt ihm zuvor, und erwartet nicht, bis er nahe bei ihr ist. Tödte mich, du Henker, sagt sie zu ihm, befriedige deine Wuth; ich sterbe getrost, weil ich unschuldig sterbe und mir nichts vorzuwerfen habe. Der Grav stuzzet über der Unerschrokkenheit seiner Gemalin; und da er siehet,

daß

daß auch der Tod sie nicht zaghaft machen kan, hemmet er seinen Grim, und ziehet den Arm zurük, der bereits ausgestrekt war, ihr den tödtlichen Stich zu versezzen. Ich wil meine Rache einige Minuten verschieben, sprach der Grav, um die Strafe, welche dein Frevel verdienet, dir desto empfindlicher werden zu lassen. Nim diese Pistole, fügte er hinzu, und tödte selbst den Verwegenen, welcher mich entehret hat. Zaudere nur nicht, Du Treulose, ich wil, daß du gehorchest. Die unglükselige Grävin erschrikt und zittert über einem so grausamen Zumuthen. Die Verzweifelung sezt sie außer sich selbst, sie ergreift die Pistole; aber an stat dieselbe auf den Ritter los zu drükken, zielt sie damit nach dem Graven und erschießet ihn. Zu gleicher Zeit wendet sie sich beherzt wie eine Löwin, welcher man den Raub genommen, nach den Trabanten, die den Graven begleitet hatten, eilt auf den Ritter zu und befreiet ihn von den Banden, die man ihm angeleget hatte. Eine so wenig erwartete Begebenheit sezzet die Hüter des Graven in Verwirrung; sie, die mit der Grävin nichts zu schaffen hatten, nahmen die Flucht. Inzwischen begiebt sich der Ritter an einen sichern Ort. Die Grävin thut desgleichen, und alle beide lassen die ruchtbar gewordene Sache durch ihre Freunde verhandeln und vermitteln. Man stellet eine Untersuchung desfals an, man findet, daß die Grävin unschuldig sey, man erweiset durch gültige Zeugnisse, daß ihr Gemal übel bei ihr gehandelt habe. Alle diese Gründe sind hinreichend, sie von einer obrigkeitlichen Ahndung zu befreien. Ob aber nun gleich die Grävin von einem Eheherrn, der einem Wüterich ähnlicher als einem

nem Gemal gewesen war, sich erlöset sahe, so ermangelte sie dennoch nicht, denselben zu bedauren und sein Unglük zu beweinen. Dieses that sie eine geraume Zeit, und es verstrichen verschiedene Jahre, ehe der Ritter die Belohnung seiner Beständigkeit davon trug, und die Grävin dahin vermochte, daß sie sich mit ihm vermälete.

Sie haben Wort gehalten, sprach hierauf der Ritter. Die Erzählung, so ich von Ihnen angehöret, gewähret einen ziemlich deutlichen Begrif von der Eifersucht. Man siehet in der Person des unglükseligen Mascarelli, zu welcher Ausschweifung uns diese wilde Leidenschaft verleiten könne, und an dem Beispiel der Grävin bemerket man leicht, daß die Furcht sich zuweilen in Has und Verzweifelung verwandele. Man mus bekennen, fügte der Ritter hinzu, daß die Neigungen zu der Furcht nicht minder außerordentlich sind, als die Wirkungen, welche sie hervorbringet. Wie betrübt sind nicht die Folgen des Schimpfs und der damit verbundenen Scham? Zu was für verdrieslichen Ausschweifungen ist diese Leidenschaft nicht aufgelegt, vornemlich bei einer Frauensperson, welche sich bemühet ihren Fehl zu verbergen, um ihre Ehre zu erhalten. Ich besinne mich auf eine Begebenheit, welche bequem genug ist, dieser Wahrheit ein Gewicht zu geben. Das Fräulein von C *** Kammerfräulein bei der Königin Anna von Oesterreich, ward von dieser Monarchin verstossen, weil man dasselbe eines Liebesverständnisses mit einem jungen Herrn vom Hofe beschuldigte. Die Folge dieses Handels lief unglüklich für sie ab. Denn sie entdekte ihr Geheimnis und anvertrauete sich einer Hebamme, wel-

welche, da sie ihr eine unzeitige Frucht abtreiben wolte, ihr den Tod verursachete. Ueber welche Begebenheit man folgende Verse machte, die man den Liebhabern poetischer Uebersezzungen zu Gefallen in ihrer Sprache beifügen wollen. Sie lauten also:

„Toi qui meurs avant que de naitre,
„Assemblage confus de l'etre & du néant;
„Triste avorton, informe enfant,
„Rebut du néant & de l'etre;
„Toi que l'amour fit par un crime,
„Et que l'honneur dé fait par un crime à son tour:
„Funeste ouvrage de l'amour,
„De l'honneur funeste victime,
„Laisse moi calmer mon ennui,
„Et du fond du néant, où tu rentre aujourd'hui,
„Ne trouble point l'horreur, dont ma faute est suivie.
„Deux tirans opposez ont decidé ton sort:
„L'amour malgré l'honneur te fit donner la vie,
„L'honneur malgré l'amour te fait donner la mort.

„Du, das du stirbst vor dem Genus des Lichts,
„Betrübtes Kind, des Bildung unvolkommen;
„Verwirrt Gemisch vom Etwas und vom Nichts,
„Das du am Seyn und Nichtseyn Theil genommen;
„Unglüklichs Werk der Liebe, die dich schuf,

„Die

„Die aber dich erzeugte im Verbrechen;
„Du Opferthier der Ehre zum Behuf,
„Das man erwürgt, um diese nicht zu schwächen;
„O las mich doch besänftgen meine Quaal,
„Und aus dem **Nichts**, darein dein Körper schreitet
„Und wiederkehrt, verstöre nicht einmal
„Des Schrekkens Macht, das meinen Fehl begleitet!
„Von zweenen Wütrichen stamt dein Verhängnis ab,
„Die selbiges im Streit und hartem Kampf beschlossen:
„Denn als die **Liebe** Dir das Leben ehmals gab,
„So hat dieselbe That der **Ehre** sehr verdrossen.
„Nun würgt die **Ehre** Dich der **Liebe** selbst zum Truz.
„Die Dich zuvor erzeugt, reicht Dir jezt keinen Schuz.

Diese Gelegenheit ist es nicht alleine, dabei der Schimpf und die Schamhaftigkeit fruchtbare Eltern des Lasters werden. Diese unglükselige Leidenschaft gebieret, so zu reden, allerlei Uebel. Wohin man nur sein Augenmerk richtet, daselbst entdekket man allerhand Unordnungen, welche einzig und allein ihren Ursprung von dieser unordentlichen Bewegung nehmen. Das ist eine ausgemachte Wahrheit, sprach Cleantes hierauf. Diese Art von Bösewichtern, welche unter dem Schein der Frömmigkeit ihre argen Tükke verbergen, sind in der That niemals weniger zu-

zufrieden, als wenn sie sehen, daß ihre Betrügereien entdekket werden; sie vermeiden alle diejenigen sorgfältigst, von welchen sie wissen, daß ihre Ausschweifungen ihnen bekant sind. Die Scham beunruhiget und foltert sie ohne Unterlas und treibet sie oft zu noch ungeheurern Lastern, als dieselben gewesen sind, welche sie bereits verübet haben. Wenn es erlaubet wäre, die geheiligten Beispiele hier einzumischen; so könte man die Aufführung der Potiphar mit dem keuschen Joseph herbei ziehen. Aber, unterbrach Cleantes, die Potiphar ist die einzige nicht, die aus Furcht der Schande grausam und sträflich geworden; fürwahr, diese unglükliche Leidenschaft hat sehr oft ihre Zuflucht zum Dolch und Gift genommen. Wie viel Unglükliche sind nicht ihrer störrigen Wuth aufgeopfert worden. Man darf dergleichen Potiphars Geschlecht nicht eben in Egypten und in den entfernten Zeiten suchen. Wenn nicht die Hochachtung gegen das schöne Geschlecht solches verhinderte: so könte man verschiedene derselben namhaft machen, die nicht lange vor unserer Zeit gelebet haben. Obgleich diese neuere Messalinen, ihre Leidenschaften zu vergnügen, Leute von wenigerm Gewissenszwange gefunden haben, als der ehemalige Joseph gewesen: so hat solches doch nicht gehindert, daß sie zum wenigsten nicht eben so grausam, als die unzüchtige Egypterin, solten gewesen seyn. Diese fassete aus Schamhaftigkeit, denjenigen vor sich zu sehen, welcher sich ihrem ehrlosen Begehren widersezzet, den Entschlus, ihn ins Verderben zu stürzen; jene, weil sie sich schämen, diejenigen vor Augen zu haben, denen sie sich ihre viehische Begierden zu sättigen bedie-

ner, können nicht ruhen, bis sie die unglüklichen Werkzeuge zu Volziehung ihrer Wollust aufgeopfert haben. Es giebt noch andere Begebenheiten, versezte der Ritter, woselbst die Macht dieser elenden Leidenschaft nicht minder zu befürchten ist. Denn man kan sagen, daß die Furcht vor der Schande oft große Bubenstükke verursache; sintemal oft etliche desfals zu Verräthern worden sind. Und dieselbe Furcht hat fast allemal Gelegenheit zu Unruhen und Mishelligkeiten gegeben, und eine Verschiedenheit von Meinungen auf die Bahn gebracht, welche die Einigkeit unter den Menschen aufgehoben und Feindseligkeiten angestiftet hat. Kurz, die übele Folgen dieser Leidenschaft sind fast unzählbar; sie verdirbet die Sitten, verleitet den Verstand auf so mancherlei Art und Weise, daß man fast sagen darf, es sey dieselbe gleichsam ein anderer Protheus *). Personen, die in der Welt vor vielen andern einen Vorzug gehabt haben, auch daselbst ansehnlich und begütert gewesen sind, treten nicht bald mit gelassenem Gemüth aus einem angenehmen und bequemen Stande in eine so unangenehme als betrübte Verfassung. Warum dieses? Die Schande, auf einmal in dem Stande der Dürftigkeit vor den Augen derjenigen zu erscheinen, welche zuvor durch ihren Pracht und ihre Hoheit geblendet gewesen sind, rühret sie empfindlichst. Diese elende Schamhaftigkeit verhindert sie, ihre Zuflucht zur Arbeit zu nehmen; sie stellet ihnen solches als etwas niederträchtiges und Leuten ihrer Art unanstän-

*) Von dem die Dichter melden, daß er sich in allerlei Gestalten habe verwandeln können.

ständiges vor. Daher komt es denn, daß dergleichen Personen durch ein nur gar zu gemeines Schikſal auf Abwege gerathen, welche ſie ins Verderben führen. Eben dieſe Schamhaftigkeit hat oft die Treue der Unterthanen geſchwächet, und ſie zu Verräthern ihres Fürſten und ihres Vaterlandes gemacht. So hatte, zum Exempel, ein gewiſſer Herr das Unglük, die Gnade ſeines Königes zu verlieren. Eben dieſer Herr ſchämt ſich, das Ehranſehen nicht mehr zu haben, darinnen er ehedem geſtanden. Er mus dulden, daß man ihm Schmeichler und Weichlinge vorziehet. Seine Verfaſſung iſt ihm um ſo empfindlicher, als er ſich ſchämet in Geſelſchaft derer zu ſeyn, die ihn, ehe er in Ungnade gefallen war, gekant haben. Dieſe Schamhaftigkeit hat endlich in ſeinem Gemüthe die Wirkung, daß er die ſeinem König und Vaterlande ſchuldige Pflichten hindanſezzet. Sonſt nichts, als dieſe unglükliche Leidenſchaft nöthigte den Reichsfeldmarſchal von Frankreich ſeinen König Franciſcum den erſten zu verlaſſen, und in Dienſte Kaiſer Carls des fünften zu gehen; auch würde der Bonneval jezt nicht in der Türkei ſtehen, wenn es nicht bemeldete Leidenſchaft verurſachet hätte. Was aber die Verſchiedenheit der Meinungen betrift, welche zu allen Zeiten gräsliche Unruhen unter den Menſchenkindern geſtiftet, und noch in dieſen unſern Tagen Gelegenheiten genug zu heftigen Zänkereien unter die Geiſtlichen ſtreuet, könte man da nicht ſagen, daß die Scham ſolche klägliche Trennung verurſachet habe; ja daß dieſelbe bis hiehin die Stüzze und der Grund dieſer betrübten Zwiſtigkeiten ſey? In Wahrheit, wie viele Leute haben ſolche Meinungen ergrif-

sen und angenommen, deren Irthum sie zwar wohl einsehen; aber von denen sie nur um des willen nicht wieder abtreten, weil sie sich schämen der Welt kund zu thun, daß entweder Einfalt, Geld- Ehr- oder Rachbegierde die Triebfeder ihrer Handlungen gewesen. Ein gleichmäßiger Bewegungsgrund war es, welcher Heinrich den König in England nöthigte, die Veränderung in der Religion einzuführen. Die Wahrheit zu bekennen, so gebrauchte der Pabst in einer so spizzigen Sache nicht die gehörige Klugheit, welche deren Wichtigkeit erforderte. Denn als er durch Botschafter Carls des fünften ersucht ward, so übereilete er sich, den König in den Ban zu thun, welcher bereits ziemlich geneigt war, sich bedeuten zu lassen. Es ist gewis, daß, wenn man denselben nur ein wenig gelinder zugeredet hätte, die Sachen so weit nicht gekommen wären: aber als der Pabst dieselbe auf das äußerste trieb, hielte es der König für schimpflich, sich so übereilten Entscheidungen zu unterwerfen. Die Scham, ein Urtheil über sich ergehen zu lassen, welches mehr eine Wirkung eines rottenmäßigen Verständnisses, als der Liebe zur Religion war, trieb ihn, seine Heirath mit Ernst geltend zu machen, und die Anna von Boulen für seine rechtmäßige Gemalin erkennen zu lassen. Man kan hieraus den Schlus machen, unterbrach Cleantes, daß die Scham zuweilen den Gehorsam schwächet, und es scheinet, als wenn der Höchste sich den hochtrabenden Absichten dieser Leidenschaft widersezzen wollen, da er die Menschen also unter einander verbunden, daß einer des andern bedürftig ist. Ja die weise Fügung der Vorsicht ist es, welche die Menschen

schen hindert, daß sie sich der Schuldigkeit, in Beobachtung der Pflichten gegen einander, nicht aus Scham entziehen. Ein jeder würde sonst für sich allein und niemanden unterwürfig haben seyn wollen, und jederman würde es sich zur Schande gerechnet haben, für seinen Nächsten zu arbeiten. Denjenigen, welche die mächtigsten Reiche beherschet, und den Grund der Monarchien geleget haben, ist nicht unbekant gewesen, wie wichtig es sey, den Misbräuchen vorzubeugen, welche diese Leidenschaft veranlassen könte. Sie glaubten, daß der Anfang hiezu müste gemacht werden durch Verbannung der Scham, als welche dem nothwendigen Gehorsam im Wege stünde. Und wie wäre es ohne diese weise Einrichtung möglich, daß eine fast unzählbare Menge Menschen von allerlei Alter und Gemüthsverfassung einem einzigen Oberherrn gehorchen könten? Ja, wie würde sich ein Hauptman, der zuweilen kurz zuvor annoch gemeiner Soldat gewesen, unterstehen dürfen, seiner Manschaft zu befehlen, wenn es dieser schimpflich wäre, zu gehorsamen? Ich glaube, versezte der Ritter, daß von dieser Sache noch vieles zu sagen wäre; man könte nemlich auf gewisse Weise alle im gemeinen Leben vorkommende Fehler und Verwilderungen menschlicher Gemüther von dieser Schamhaftigkeit herleiten. Und wenn ja diese nicht gänzlich die Hauptursache derselben seyn möchte: so halte ich doch dafür, daß sie nicht wenig Theil daran nehmen würde. Ist diese Scham nicht in der That oft eine Mutter der Unwissenheit? Wie viele findet man nicht, welche aus Scham lieber in ihrer Unwissenheit beharren, als sich unterrichten lassen wollen?

„Cur nescire pudens prave, quam discere malo *)?

spricht jener alte lateinische Dichter, welches uns der Herr Gottsched also verdeutschet:

„Was stört mich denn die Scham, daß ich die Kunst nicht lerne?

Wie viele Lehrer siehet man, welche gerade so viel Geschik zum Schreiben haben, als der Esel zum Lautenschlagen, und dennoch ungeduldig werden, wenn man ihnen zu verstehen giebet, daß sie gefehlet haben, und welche die Erinnerungen der geschiktesten Männer kaum ohne Murren vertragen? Das darf Ihnen nicht wundern, sprach Cleantes: denn weil es eine Schande ist, dum und unverständig zu seyn; so ist es gar was gemeines, daß die größesten Thiere für wizzige und kluge Männer angesehen seyn wollen, und alles anwenden, um ihren Mitbürgern einen hohen Begrif von ihren Gaben und von ihrer Geschiklichkeit beizubringen. Schändlich ist es, treulos erfunden zu werden, und der Aufrichtigkeit und Frömmigkeit entgegen zu handeln; dieserwegen bemühen sich die ärgesten Betrüger, den Schein eines ehrlichen Mannes zu haben. Wie viele Leute findet man nicht, die sich gerne in allen Arten der Wollüste herum wälzen, und dennoch sehr entrüstet seyn dürften, fals man ihnen wissen ließe, wie man sie zu solchen Unordnungen aufgelegt hielte? Das hat seine völlige Richtigkeit, versezte der Ritter, Sie geben mir hiedurch Anlas an eine sehr sonderbare Geschichte zu gedenken, welche uns hievon des mehrern überzeugen kan,

*) Horat. de Arre Poet.

kan, daß es nemlich Leute gebe, wie Sie sagen, welche zu groben Ausschweifungen geneigt; aber auch sehr sorgfältig sind, dieselben geheim zu halten. Fügt es sich zuweilen, daß ihre Blöße entdekket zu werden Gefahr läuft, und ihr gutes Gerüchte Schifbruch leiden wil: so säumen sie keinen Augenblik, sondern fliehen zu ihrem Geldbeutel, um diesem Uebel zu steuren und sich von der anscheinenden Gefahr zu retten.

Ein gewisser Edelman aus der Stadt Ancona in Welschland hatte von seinen Vorfahren Geld und Gut genug geerbet, um das Ehransehen, welches ihm die Geburt verliehen, zu erhalten; auch hatte er das Glük gehabt eine Gemalin zu überkommen, welche außer den Annehmlichkeiten der Jugend und Schönheit ihm einen sehr beträchtlichen Brautschaz zugebracht hatte. Dem ohngeachtet stürzete sich dieser junge Mensch in kurzer Zeit ins Verderben, massen er nicht nur durch ein liederliches Leben seine elterliche Verlassenschaft, sondern auch die mit seiner Gemalin erhaltene Morgengabe verschleuderte. So lange seine Mittel zureichten, gedachte er an die künftige Zeit gar nicht: sondern seine einzige Sorge beschäftigte sich damit, wie er sich täglich neue und nur ersinliche Lustbarkeiten verschaffen möchte. Zu seinem größesten Unglük hatten ihn seine Glüks- und Tischfreunde, die ihm in seinen wüsten Wollüsten Gesellschaft leisteten, verlassen und, seitdem er gedarbet, allen Umgang mit ihm aufgehoben. Inzwischen brachte die dringende Noth, darin sich dieser Edelman befand, ihn auf die Gedanken, daß er sich irgend womit beschäftigen müsse, wovon er wenigstens

den nothdürftigen Unterhalt haben könne. Er erinnerte sich, daß er ein Kenner von Pferden sey. In seinem Wohlstande hatte er sich allemal ein Vergnügen gemacht, deren eine gute Anzahl zu haben, und hatte Fleis angewandt, gute Kunde davon zu erlangen. Weil er nun glaubte, daß ihm dieses Erkäntnis in seinem jezzigen Zustande gut zu statten käme: so entschles er sich um so viel lieber diesen Weg einzuschlagen, als solches mit seiner natürlichen Neigung übereinstimmete. Also ward aus unserm Edelman ein volkommener Rostäuscher. Aber da er nicht Geld genug zum Ankauf übrig hatte: so behalf er sich blos damit, daß er Käufern und Verkäufern seine Meinung entdekte, welchergestalt denn sein Gewinst von keiner sonderlichen Erheblichkeit war. Man hält alle Jahr zu Ancona ein ansehnliches Pferdemarkt; die Rostäuscher aus ganz Welschland kommen dahin und führen eine große Menge Pferde mit sich. Unser Herr Roskam hatte die List gebrauchet, die mehresten fremden Roshändler samt ihren Pferden zu sehen und kennen zu lernen. Unter andern hatte er sich mit einem Roshändler aus Ferrara eingelassen, welcher einen Gaul von hohem Werth gerne verkauft hätte. Der Unterhändler bestieg dieses Pferd zum öftern, lies es allerlei Sprünge machen, und vergas nichts, was die Käufer anlokken konte. Endlich fand sich jemand, welcher, von des Pferdes Schönheit und Vortreflichkeit gereizet, einen ziemlichen Ernst bezeugete, dasselbe an sich zu erhandeln. Der Verkäufer und der Unterhändler priesen dem Käufer die seltenen Tugenden und Volkommenheiten des Thiers ohne Unterlas an. Der Käufer auf der andern

Seite

Seite bemühet sich solche Maasregeln zu nehmen, die ihn vor einen schlechten Kauf verwahren können. Nachdem er also den Gaul in der Nähe allenthalben wohl betrachtet, verlanget er, daß man ihn im Galop einen ziemlich langen Weg laufen lassen solle. Alsobald macht sich unser Mäkler fertig den Käufer zu befriedigen. Er reitet im vollen Galop dahin und entfernet sich mit solcher Geschwindigkeit, daß man ihn in wenig Minuten aus dem Gesichte verlieret. Der Ferrarische Roshändler nicht weniger, als der gesinnete Käufer, wartet mit großem Verlangen auf die Rükkehr des Reiters. Wie sie alle beide eine ziemlich lange Zeit vergebens gewartet, werden sie ungeduldig. Der von Ferrara insonderheit, und weil ihm am meisten daran gelegen war, fieng an einigen Argwohn zu schöpfen und zu befürchten, daß der Unterhändler mit dem Gaule durchgegangen sey; ja es fand hieran kein Zweifel mehr stat bei ihm, als er nach geraumer Zeit seinen Bereiter nicht wiederkommen sahe. Der Roshändler betrog sich auch in seiner Meinung nicht. Denn der Mäkler hatte den Weg nach Meiland genommen, in Absicht, daselbst das Pferd für sich zu verkaufen. Inzwischen wolte unser Roshändler für Verzweifelung rasend werden, weil er sich solchergestalt betrogen sahe, und dieses um so vielmehr, als sich der Werth seines Rosses sehr hoch erstrekkete. Er schikkete allenthalben Leute aus, um Kundschaft von dem Unterhändler einzuziehen: allein wie sehr er auch nachforschete, so konte er doch gar keine Nachricht von ihm erlangen. Indessen ward ihm kund gethan, daß die Ehefrau des Mäklers in der Stadt wohnete, dieses bewog ihn zu

glauben, daß ihr Man sich nicht sehr weit würde entfernet haben; sondern daß er sich vielleicht an einem Orte in der Nähe verborgen hielte, von wannen er sich von Zeit zu Zeit zu seiner Liebsten begeben könte. Um in dieser Muthmassung mehr Licht zu bekommen, schikket der beunruhigte Roshändler gewisse Leute auf Kundschaft aus. Diese Kundschafter, welche fleißig Acht hatten auf das Haus, wo des Mäklers Liebste wohnete, berichteten ihm einsten, daß sie etliche Tage nach einander des Morgens sehr frühe eine mit einem Mantel umkleidete Person aus dem Hause des Mäklers herausgehend wahrgenommen, dieselbe aber nicht wohl erkennen können. Ein mehrers war nicht nöthig, die Hofnung des Pferdehändlers wieder zu erwekken. Deswegen übergab er seine Klage der Obrigkeit, und erhielte mit leichter Mühe ein rechtliches Bescheid, wegen persönlicher Gefangenschaft des Mäklers, welcher aber seiner Seits an einem so sichern Orte war, daß er die Verfolgungen der Gerechtigkeit wenig befürchtete. Während dieser Begebenheiten machte sich ein junger und wohlbemittelter Abt einer so günstigen Gelegenheit nach Herzenswunsche zu Nuzze. Derselbe hatte sich in die Frau unsers Mäklers unsterblich verliebt. Das junge Weib ihrer Seits lies sich die Bemühungen des Liebhabers nicht übel gefallen, und weil sie entweder einige Neigung gegen den jungen Herrn trug, oder in ihren dermaligen Umständen seines Geldes bedürftig war, nahm sie denselben nächtlich in ihrem Schlafzimmer auf. Um aber allen Verdacht zu verhüten, hatte sie die Vorsicht, ihn mit anbrechendem Tage von sich gehen zu lassen. Als nun die Schaarwache, die sich

nahe

nahe an die Wohnung der schönen Liebhaberin gestellet, den bemäntelten Herrn heraus kommen sahe, und sich einbildete, dieser sey der gesuchte Mäkler, sprung ein jeder eilfertigst auf unsern Herrn Abt zu, und man bemächtigte sich seiner. Der Liebhaber, welcher sich eines solchen Streichs nicht versehen, gerieth in große Verwunderung, wolte den Häschern zureden und ihnen bedeuten, daß sie sich in der Person irreten: aber diese Trabanten, an stat ihm Gehör zu geben, giengen mit ihm als mit einem Schurken und Spizbuben um, und schwuren ihm, daß er das entwandte Pferd theuer genug bezahlen solte. Als der Abt aus diesen Reden merkete, daß man ihn für einen Räuber hielte, wolte er die Häscher abermal versichern, daß er derjenige nicht sey, welchen sie suchten; und um sie zu überzeugen, daß sie ihn für den unrechten hielten, entblößete er sein Haupt, und zeigete ihnen dessen abgeschorene Platte. Die stets unerbitlichen Häscher wolten sich ganz und gar nicht bedeuten lassen. Der fast verzweifelnde Abt wiederholete und verdoppelte seine Bitte und gab den Häschern alles Geld, so er bei sich hatte, versprach ihnen daneben eine noch weit grössere Summe, im Fal sie ihn würden gehen lassen. Hiedurch bewogen ließen sich die Fusknechte etwas williger finden, und entschlossen sich, den Liebhaber zu dem Ferrarischen Roshändler zu führen, damit er ihnen sagen könne, ob dieser, den sie gefangen genommen, der Pferdedieb sey? Der Handelsman sahe gar bald, daß es sein Man nicht war, weil er aber merkete, daß der Abt in Angst gerathen war, und muthmaßete, daß er mit der Ehefrau des Mäklers in einem Liebeshandel verwikkelt seyn dürfte, gedach-

dachte er aus diesem Umstande einen Vortheil zu ziehen, um sich wegen seines Verlustes zu erholen. Dahero redete er den Abt folgender massen an: Ich weis, sprach er, daß der Herr an dem Diebstahl meines Pferdes Theil hat, und sich mit dem Räuber desselben wohl verstehet. Ich habe auch um so weniger Ursache daran zu zweifeln, weil mir bewust ist, daß er seiner Frauen alle Nacht Zeitung von demselben zubringet. Mein Herr, fuhr der Handelsman fort, ich sehe hier kein ander Auskommen, als daß er, um sich von der Sache los zu machen, mir meinen Gaul bezahle, und die desfals verwandte Kosten erstatte, alsdenn kan er gehen, wohin er wil. Diese Bedingungen kamen unserm Liebhaber sehr hart vor. Das Pferd war kostbar, dazu beliefen sich die aufgewandten Kosten gar hoch. Alles dieses zusammen gerechnet machte eine Summe von zwei hundert Dukaten. Aber auf der andern Seite fürchtete der Abt ein Gespötte der Leute zu werden, wolte also lieber das von ihm begehrte Geld geben. Er bezahlete demnach das Pferd, befriedigte die Häscher, erstattete die Kosten, und war überdis noch zufrieden, daß er seine Ehre mit Geld erhalten und sich aus dieser verdrieslichen Sache ohne weitere Umstände herauswikkeln können. Dieses beweiset uns, fügte der Ritter hinzu, daß die Scham vieles vermöge, und grosse Macht über die Herzen der Menschen besizze. Aber, fuhr der Ritter fort, nachdem wir nun von der Schamhaftigkeit geredet haben, welche nichts anders ist, als die Furcht vor der Schande: so müssen wir auf die Furcht zurük gehen, und untersuchen, ob dieselbe nicht noch andere Laster erzeugen könne, als die, wovon wir bisher

her gehandelt haben. Außer der Trägheit und dem Überglauben, welche oft von der Furcht abstammen, unterbrach Cleantes, bin ich der Meinung, daß die Zaghaftigkeit, die verächtliche und furchtsame Rathgeberin, keiner andern Ursache, als dieser Leidenschaft, zuzuschreiben sey. Ich glaube solches auch, versezte der Ritter, denn die Furcht schwächet den Muth, und verbannet alles das aus dem Herzen, welches die Tapferkeit aufmuntern könte; sie stellet der Seelen nichts als Schwachheit und Unvermögen vor. Sie ist ein verzagter Kundschafter, welche den Feind allemal stärker und zahlreicher angiebet, als er in der That ist. Gleich als ob sie das Böse nur durch solche Gläser erblikkete, welche die Gegenstände vergrößern und vervielfältigen, so hält sie solches nicht nur für wichtiger, sondern stellet es auch immer größer und furchtbarer vor, als es wirklich ist. Auch bedienet sie sich der schädlichen List, das gemeiniglich mit dem Uebel vermischte Gute davon abzusondern. So fangen auch, verfolgte der Ritter, die Anführer der Kriegesheere allemal an, zuerst diese verzagte und niederträchtige Leidenschaft zu unterdrükken. An deren Plaz rufen sie die Herzhaftigkeit und Unerschrokkenheit herbei, wohl wissend, daß, daferne sie nicht die kluge Vorsicht gebrauchen, die Furcht aus den Gemüthern ihrer Kriegesknechte zu verjagen, ihre Heerschaaren, wie zahlreich auch dieselben seyn mögen, niemals große Beute machen, oder einen wichtigen Sieg erfechten werden. Diese Wahrheit zu bestätigen, fügte Cleantes hinzu, darf man nur sein Augenmerk auf die Eroberungen richten, welche die Spanier in der neuen Welt gemacht haben. Der größeste Theil der

Einwohner dieser weitläuftigen Gegenden wurden durch das Donnern der Carthaunen dergestalt betäubet, und durch den Anblik der Schiffe und Pferde, welche vor ihnen erschienen, in ein solches Erstaunen gesezzet, daß die Furcht sich alsobald ihres Herzens bemächtigte, und ihnen die Gedanken einflösseten, die Spanier müsten entweder Götter, oder wenigstens ganz außerordentliche Menschen seyn. Die von dieser Vorstellung, als vom Bliz, gerührеten Wilden ließen sich, so zu reden, überwinden, ohne den geringsten Widerstand zu thun. Man sahe diese Völker, welche nicht minder durch ihre Menge, als durch ihre Unerschrokkenheit furchtbar und schreklich sind, in Stükke zerhauet und in die Flucht gejaget, als ob es wilde unvernünftige Thiere wären. Die Furcht vertilgete aus ihren Herzen die unschrekhafte Dreistigkeit. Ja, was das merkwürdigste ist, bestehet darinnen, daß sie von Natur herzhaft waren, indem sie nach ihrer gewöhnlichen grausamen Wildheit ihre Kriegesgefangene selbst zu tödten und zu fressen pflegten, und sich dieser Ursache halber folglich in ihren sonstigen Kriegen gegen ihre Feinde mit ungemeiner Muth und Tapferkeit wehreten. Auch die Geschiklichkeit dieser Einwohner, welche nicht minder zu bewundern war, als ihre Regimentsverfassung, konte ihnen kein Mittel an die Hand geben, sich vor der Furcht zu verwahren: denn man kan sagen, daß diese Leidenschaft den Sieg über sie erhielte; diese benahm ihnen ihre Freiheit, und machte sie und ihr Land andern Völkern unterwürfig. In der Eroberung von Mexico führeten sich die Spanier gewis sehr klüglich auf, sie legten überal Proben ihrer Tugend

und

und Tapferkeit ab: aber aller ihrer Klugheit und Herzhaftigkeit ohngeachtet, hat man Ursache zu glauben, daß der Sieg gar anders ausgefallen seyn würde, wenn die Mexicaner nicht auf den närrischen Wahn gerathen, daß diese fremde Manschaft von göttlicher und vortreflicher Art wären. Es ist wahr, unterbrach der Ritter, die Eroberungen der Spanier in der neuen Welt haben allezeit so außerordentlich geschienen, daß, wenn die Furcht der Besiegten den Grund hievon nicht entdekket hätte, man nicht hätte umhin können, es für erstaunliche Wunder auszugeben; allein es ist ganz natürlich, daß eine so große Menge Volks verwirret werden mus, und also sich selbst aufreiben hilft, wenn es einer Leidenschaft Raum giebet, welche ihrer Seele alles dasjenige entziehet, was zur Vertheidigung und Beschüzzung derselben erfordert wird. Man würde sich sonder Zweifel verwundern, daß die Furcht solche Unruhe in dem Herzen anstiften könne, man würde sich niemals vorstellen können, wie einen lebhaften Eindruk dieselbe in das Gemüth zu machen vermögend sey, wenn man von den ungemeinen Wirkungen, welche sich auf das Aeußere der Menschen erstrekken, keine Wissenschaft hätte. Darf man sich aber auch verwundern, daß sie das Blut in den Adern erkältet und folglich die Tapferkeit, so zu sagen, auslöschet? Indem sie bald einen kalten Schweis über den ganzen Leib schüttet, bald die Haare zu Berge richtet, bald eine blasse Farbe dem Gesichte anstreichet, bald ein Herzpochen und Zittern aller Glieder erreget, bald den ganzen Körper zu einer unbeweglichen Maschine macht, bald Flügel verleihet und mit unglaublicher Hurtigkeit die

Flucht befördert, bald auch so gar die Sprache hemmet, und fast allemal die Ohren zur Aufmerksamkeit anstrenget. Aber, antwortete Cleantes, der Spanier größester Vortheil bestund darin, daß sie ihr grobes Geschüz und ihre Pferde bei sich hatten. Diese beide Vorwürfe thaten durch ihre Gegenwart einen mächtigen Eindruk in die Gemüther der Americaner. Denn wenn die Furcht Bestürzung und Unruhe in der Seele erregen kan, da sie ihr entfernte Gegenstände vorstellet; wie viel mehr Ursache hat man denn nicht zu glauben, daß diese Unruhe, diese Bewegung des Herzens weit größer seyn müsse, wenn die gefürchteten Dinge gegenwärtig sind? Der Beweis, unterbrach der Ritter, daß die Gegenwart der gefürchteten Dinge nicht nöthig sey, um die Seele in Bewegung zu bringen, lieget vor Augen, wenn man erweget, daß der bloße Begrif von einem abwesenden Uebel, oder einer entfernten Gefahr vermögend ist, uns in eine erschrekliche Angst und Unruhe zu stürzen. Als die Kundschafter, welche Moses in das Land Canaan gesandt hatte, die Nachricht von dannen zurük ins Israelitische Lager brachten, daß die Einwohner desselben Landes Riesen wären, und man große Schwierigkeit haben würde, ein von so mächtigen und überaus starken Völkern zahlreich bewohntes Land zu erobern: so war diese Botschaft allein hinlänglich genug, den Muth der Israeliten niederzuschlagen. Ohnerachtet ihnen GOtt der HErr die Verheißung so oft wiederholet, daß er ihnen dies Land geben wolle: so ließen sie dennoch alle Hofnung, dasselbe einzunehmen, schwinden. Vergebens wolten Caleb und Josua, welche klüger als die vorigen Kundschafter waren, diesem

sem verzagten und furchtsamen Volke zu Gemüthe führen, daß man so den Muth nicht müsse sinken lassen. Diese weisen Rathschläge waren unfruchtbar; die Israeliten äugeten auf nichts anders, als auf das Uebel, womit sie gedrohet zu seyn glaubten; die Furcht stellete ihnen erschrekliche Gefahren und unüberwindliche Feinde vor. Diese traurige Vorstellungen stürzeten sie in große Unruhe; sie gedachten mit Schmerzen an Egyptens Zwiebeln, und wünschten ferner noch in der Dienstbarkeit zu seyn, woraus Moses dieselben auf GOttes Befehl befreiet hatte. Aber, fügte der Ritter hinzu, wenn die Vorstellung einer fernen Gefahr, und der bloße Bericht der Kundschafter in die Herzen der Israeliten Schrekken und Verwirrung zu bringen vermochte, solte man denn nicht eingestehen müssen, daß gegenwärtige Vorwürfe eine weit größere Macht über das Gemüth haben und dasselbe weit lebhafter rühren? Dem sey, wie ihm wolle, versezte Cleantes, es bleibet doch dabei, daß die Furcht eine sehr schädliche Leidenschaft sey. Denn sie begnüget sich nicht, die Zaghaftigkeit einzuflössen und den Muth zu schwächen: sondern bemühet sich, ihre grausame Tyrannei noch auf eine ungestümere Art auszuüben, inmaßen sie den Menschen seines edelsten Kleinods, nemlich der Vernunft, beraubet. Denn so bald die Furcht sich des Herzens bemächtiget, vertreibet sie die Klugheit, den sichern und getreuen Wegweiser desselben, von dannen, ja eben diese klägliche Leidenschaft zerrüttet nicht selten ganz und gar den Verstand. Wie viele Personen siehet man, welche unsinnig worden sind, weil sie mit einer außerordentlichen Furcht befallen? Aber, sprach der Ritter, ist es nicht auch

ein Beweis, daß die Furcht Wiz und Verstand raube, weil die Furcht vor dem Tode bekanter massen öfters einige dahin verleitet, daß sie selbst Mittel und Wege suchen, um sich das Leben zu nehmen? Ist es nicht wunderbar, daß die Furcht, welche natürlicher Weise das zu fürchtende Uebel solte vermeiden heißen, eine dieser Absicht schnur gerade entgegen laufende Wirkung hervorbringet, und so gar verursachet, daß derjenige dem Tode freiwillig sich übergiebet, der denselben fürchtet? Dieses, erwiederte Cleantes, giebt gnugsam zu erkennen, daß die Furcht Vernunft und Wiz verderbe. Allein wie kan uns dieses wunderbar scheinen, daß nemlich die Heftigkeit dieser Leidenschaft alle diese Wirkungen hervorbringe, da sie an und für sich selbst vermögend ist, den Tod zu verursachen, und man keine Art des Gifts antreffen wird, welches heftiger und schneller wirken könne, als eben die Furcht? Es hat wenigstens die Erfahrung gelehret, daß einige Menschen in dem Augenblik, da sie von einer Furcht überfallen sind, das Leben verloren haben. Es ist wahr, unterbrach der Ritter, eine solche Wirkung hat diese Leidenschaft manches mal blikken lassen, und vornemlich diejenige Art der Furcht, welche mit einem ungemeinen Schrekken vergesellschaftet ist, und welche mit derjenigen plözlichen Bewegung überein zu kommen scheinet, wovon man bei gewissen Gelegenheiten gerühret wird, wenn man nemlich außerordentliche Begebenheiten höret oder siehet, und entweder in äußerster Gefahr zu seyn, oder von einem unvermeidlichen großen und schrekklichen Uebel gedrohet zu werden, glaubet. Ich besinne mich, sprach Cleantes hierauf, einer sonderbaren

Geschichte, welche sich zu dieser Ihrer Anmerkung nicht unbequem schikken wird. Ein sicherer Fürst in Welschland hatte einen Hofnarren, welcher sich ungemein bekümmerte, weil sein Herr eine geraume Zeit krank war, er sahe mit Unmuth, daß alle Mühe und Sorgfalt der Aerzte nichts fruchtete, und kein einziges Arzneimittel das Fieber, welches den Fürsten sehr entkräftete, vertreiben konte. Gleichwie nun der Narr mit seinem Herrn sehr vertraulich umgehen durfte: so gerieth er auf den Einfal, ihm einen Streich nach seiner Art zu spielen, in Hofnung, daß seine Erfindung mehr als alle übrige Arznei ausrichten würde. Es verstrich fast kein Tag, daß der Fürst nicht einen Spazziergang hielte in einem kleinen Gehölze, welches nahe an dem Ufer des Po Flusses belegen war. Er nahm gemeiniglich sonst niemand mit sich, als seinen Narren, welchen er in der That lieb hatte, weil ihm derselbe sehr getreu war, und durch seine wizzigen Scherzreden oft nicht wenig Ergözzung und Zeitvertreib verschaffete. Der Narr hatte an dem Ufer des Flusses einen Ort bemerket, wo die Tiefe nicht sehr gros war. Da er nun wuste, daß der Fürst gerne nahe an dem Ufer zu gehen pflegte: so entschlos er sich, diese Gelegenheit zu ergreifen, denselben in das Wasser zu stürzen, weil er glaubte, daß er durch dieses furchtbare Schrekken von seinem Fieber würde befreiet werden. Der Narr ermangelte auch nicht, dieses Vorhaben zu bewerkstelligen. Denn als der Fürst einsten mit ihm allein gieng, und eben an dem Orte war, den sich der Narr bemerket hatte, sties ihn dieser, daß er hinab in den Flus fiel. Er hatte aber einige Tage vorher die Vorsicht gebraucht,

einen nicht weit davon wohnhaften Müller zu bespre-
chen. Zu diesem hatte er gesagt, daß er mit einem
gewissen Edelman gewettet hätte, er wolte ihn in das
Wasser springen lassen. Er wüste nun zwar gewis,
daß der Edelman die Wette verlieren würde: allein
es wäre ihm doch viel daran gelegen, daß er jemand
hätte, der ihn bald wieder aus dem Wasser heraus-
ziehen könne. Nachdem er nun dem Müller ein ge-
wisses Geld gegeben, und ihn solchergestalt bedungen
hatte, sich zu bestimter Zeit an dem Orte, den er ihm
angezeiget, einzufinden, volführete er diesen Streich.
Der Müller hatte auch treulich Wort gehalten, und
seinen Kahn nahe an das Ufer geführet. So bald
er nun den Fürsten hinein in den Flus fallen sahe, ei-
lete er zu ihm hin, um ihn wieder heraus zu brin-
gen. War nun aber der Müller sehr bestürzt, an stat
des vermeinten Edelmans den Fürsten selbst vor sich
zu sehen: so wuste auch der Fürst an seiner Seite
nicht, was er von einer solchen Begebenheit gedenken
solte. Er konte inzwischen doch nicht glauben, daß
ein Mensch, den er liebete, und dessen Treue und Ver-
bindlichkeit ihm bekant war, ihn aus böser Absicht
solte ins Wasser gestürzet haben. Die Vorsicht, die
derselbe genommen, da er sich einige Tage zuvor mit
dem Müller besprochen, gab satsam zu erkennen, daß
er keine übele Absicht geheget hatte. Indessen dachte
der Prinz nicht daran, daß man ihn diesen Sprung
thun lassen, um ihn von dem Fieber zu befreien; denn
man weis, daß es eben nicht gewöhnlich ist, sich ei-
nes solchen Mittels zu bedienen. Mit einem Worte,
diese Kurzweil gefiel unserm Fürsten gar nicht. Er
begab sich vol Zorns nach seinem Schlosse zurük. Der

Narr

Narr hielte unterdessen gut zu seyn, dem Herrn nicht so bald wieder nahe zu kommen, aus Furcht, er möchte bei demselben in der ersten Hizze übel anlaufen, und sich wegen der genommenen Freiheit eine harte Strafe zuziehen. Dahero erschien er zuerst nach zween Tagen wieder bei Hofe. So bald ihn der Prinz sahe, befahl er, man solte ihn in Verhaft nehmen, und in Ketten und Banden legen. Vergebens bemühete sich der Narr, seine Entschuldigungen vorzubringen; vergebens versicherte er, daß er bei Volziehung dieser That keinen andern Endzwek gehabt, als dem Prinzen sein Fieber zu vertreiben: seine Vorschüzzungen wurden nicht angenommen; sondern man warf ihn ins Gefängnis, unter dem Bedeuten, daß er sich zum Tode gefast machen könne. Dieser Bericht erregete bei dem Narren wenigstens so viel Furcht und Schrekken, als der Fürst kaum mochte gehabt haben. Inzwischen war der Prinz volkommen von seinem Fieber wieder erlediget. Und ob er gleich die Art der Genesung nicht billigte: so hegete er doch so viel Gnade gegen den Narren, daß er bereit war, demselben eine Kühnheit zu verzeihen, an welcher sein Wiz mehr Theil hatte, als seine Bosheit. Er wolte sich nur das Vergnügen machen, ihm ein Schrekken einzujagen, übrigens aber wirklich kein Leid zufügen. Es war bei dem allen auch nicht unbillig, daß der Fürst dem Narren ein gleichmäßiges Schrekken einjagte. Diesemnach befahl er, man solte wider denselben den Proces der beleidigten Majestät führen. Der Narr verdoppelte sein Bitten und Flehen, und führete alles an, was er zu seiner Entschuldigung vorzubringen vermochte: aber alles, was er sagen konte, war

vergebens; er war verdammet, enthauptet zu werden. Als ihm dies Urtheil gesprochen war, führete man ihn auf den Richtplaz. Man lies ihn auf die Richtbühne steigen, verband ihm die Augen, und unterlies nichts von allen den Handlungen, welche man mit denen zum Tode verdammeten Personen vorzunehmen pfleget. Wie nun der auf den Knien sizzende Narr in der Stellung eines gleich enthauptet zu werdenden Missethäters sich befand: so wurden demselben zween Eimer mit Wasser über den Kopf geschüttet. Hiernächst band man ihm die Augen wieder los: aber, zu nicht geringer Verwunderung, fand man ihn ohne einige Bewegung und ohne ein einziges Zeichen des Lebens. Man meinete zuerst, er sey in Ohnmacht gefallen, man bemühete sich, ihn durch allerlei Mittel wieder zu ermuntern, aber es war alles vergeblich. Er war vom Schrekken wirklich gestorben.

Diese Begebenheit, fügte Cleantes hinzu, beweiset zur Gnüge die ungestüme Macht der Furcht. Denn diese Leidenschaft mus sehr gewaltthätig seyn, solche Wirkungen hervorzubringen, und in einem Augenblik das Band zwischen Seele und Leib aufzulösen.

Es ist wahr, versezte der Ritter darauf, daß die Furcht eine grausame Unruhe in den Gemüthern anrichtet. Diese Bewegung bemerket man oft an denen zum Tode verurtheileten Missethätern; zuweilen sind dieselben ganz außer sich, ihr Gesicht ist verstellet, und ihre Unruhe verursachet ihnen fast allemal einen heftigen Durst, welches gewis von denen zu erleidenden Uebeln nicht das kleinste ist.

Aus allem, was wir bisher gesprochen haben, verfolgte der Ritter, ist es leicht zu schliessen, daß, weil die Furcht eine so schädliche Leidenschaft ist, man sich nothwendig dagegen mit Vernunft rüsten müsse, um den Gefährlichkeiten, worein uns dieselbe stürzen kan, vorzubeugen. Durch diese so weise Vorsicht, das ist, indem wir Verstand und Klugheit mit unserer Furcht verbinden, werden wir ansehnliche Vortheile in dieser Leidenschaft antreffen.

Drittes Gespräch.

So bald die verabredete Stunde einer anderweiten Zusammenkunft herannahete, begab sich Cleantes in den Lustwald. Währender Zeit, da er den Ritter erwartete, hatte er sich zu einer Parthei Brabänder verfüget, welche ihm nicht so bäurisch vorkamen, als ihre Landesleute. Zween Blumenliebhaber, welche die Zierde dieser Bande waren, hatten eine Art eines gelehrten Streits mit einander

gehabt über die Eigenschaften, welche eine schöne Tulipan an sich haben müste. Nachdem sie bereits viel von deren Zeichnung, Kelch, Blat, Stengel und andern Kunstwörtern geredet hatten, waren sie noch nicht völlig einig, welche Farbe der andern vorzuziehen sey. Es war die Frage, ob eine braune violette Tulipan weis oder vielmehr gelb müste eingefasset seyn.

Einer von diesen Blumisten, welcher an Blumentöpfen und dazu gehörigem Geräthe reicher war, als an Baarschaften, und welcher von seinen Vorfahren mehr Zwiebeln und Saamen, mehr Mist und zubereitete Erde, als andere Haabseligkeiten geerbet hatte, dieser, sage ich, behauptete, mit einer etwaigen Entzükkung, die weiße Einfassung. Der andere Gartenfreund, nachdem er eine lange Vorrede von seiner mehr als zwanzigjährigen Erfahrung gehalten, und alle hochzuschäzzende Seltenheiten her erzählet hatte, welche die besondern Gattungen eines jeden Pflanzengeschlechts von einander unterscheiden müsten, räumete der gelben Einfassung den Vorzug ein. Der Streit ward hizzig, und es fehlete wenig, daß unsere Herren Brabänder nicht mit einander ins Handgemenge geriethen. Dem Cleantes, der die Ungeschliffenheit der Sitten dieser Art Leute gar wohl kante, gereuete es nunmehro gar sehr, daß er sich zu ihnen gesellet hatte. Und, was das besonderste hiebei war, die übrigen Brabänder hielten den Streit wegen der Blumen Einfassung für eine Sache von grosser Wichtigkeit, ohnerachtet ihnen der Zank ihrer Mitbrüder verdrieslich fiel. Voller Begierde, den Zweifel aufgelöset zu wissen, welchen ihre Gelehrten

auf

auf die Bahn gebracht hatten, umringeten sie den Cleantes, und sagten ziemlich unhöflich zu ihm, er müste einen Ausspruch in dieser Sache thun, und mit guten Beweisgründen beträftigen, ob die weiße oder die gelbe Einfassung den Vorzug habe. Vergebens schüzzete Cleantes seine Unerfahrenheit in dieser Sache vor; umsonst bediente er sich aller Gebehrden, womit man denen Ungestümen den Verdrus anzuzeigen pfleget, welchen man aus einem widerwärtigen Umgange schöpfet: denn unsere Brabänder gaben sich desfals nicht zufrieden, sondern sie würden ihre närrische Grobheit bis in die Nacht fortgesezzet haben, wenn der Ritter nicht zu allem Glük dazu gekommen wäre, und ihn von dieser Verwirrung los gemacht hätte.

Nun wohlan, mein Her, sprach Cleantes zu ihm, Sie sehen, wie richtig uni genau ich die Zeit unserer Zusammenkunft in Acht nehme. Ich bekenne, versezte der Ritter, daß Sie brechtiget sind, mir einen kleinen Verweis zu geben: bei einer solchen Gelegenheit, als diese ist, solte ich Ihnen billig zuvor gekommen seyn; das Vergnügen Ihrer Gesellschaft zu genießen solte bei mir mehr gilten, als alles, was mich sonsten irgendwo aufhalten könte. Ihr begangener Fehler ist nicht gros, antwortete Cleantes, ich verzeihe Ihnen denselben gerne, aber mit der Bedingung, daß Sie mir heute etwas nichtiges vorsagen. Sie können mir dadurch das angnehmste Vergnügen machen, inmaßen ich sehr begieig bin, mich von Ihnen unterrichten und belehren zulassen.

Ich sehe wohl, sagte der Ritter, daß Sie eine gar zu gute Meinung von mr gefasset haben; es wird

mir sehr schwer werden, dieselbe zu unterhalten. Glauben Sie denn wohl, mein Herr, daß, weil ich ein wenig gereiset, oder mit einigen Gelehrten umgegangen bin, ich mir schon Geschiklichkeit genug erworben hätte, einen solchen, wie Sie sind, unterrichten zu können? Besinnen Sie sich besser, mein Herr, es würde eine Vermessenheit seyn, wenn ich mich erkühnete, etwas zu unternehmen, welches meine Kräfte übersteiget.

Wenn alle Menschen, sprach Cleantes, so wenig Werk von ihren Gaben mochten, und mit so vieler Bescheidenheit von sich selbst redeten: so würde man in der Welt kaum wissen, was die Vermessenheit sey.

Wohlan, erwiederte der Ritter, ich begehre nicht, daß Sie Ursache haben solken, sich über mich zu beklagen. Wir haben anjezo der Vermessenheit Erwähnung gethan. Gefält es Ihnen, daß ich eröfne, was ich von dieser Leidenschaft gedenke? Ich werde mit Lust zuhören, sprach Cleantes, die Sache scheinet mir werth zu seyn, daß man ihr mit Aufmerksamkeit nachdenke. Ich glaube auch, daß wir dabei etwas finden werden, welches uns nicht minder belustiget, als unterrichtet. Damit wir aber in unserer Unterredung desto weniger gestöret werden, so mögen wir, wenn es Ihnen beliebt, nach jenen grossen Bäumen hinzu gehen, welche wir dort vor uns sehen. Der Ritter machte sich ein Vergnügen, nach dem Orte, welchen ihm Cleantes zeigete, mitzugehen. So bald er daselbst angelanget war, sazte er sich auf einen angenehmen grünenden Rasen. Cleantes lies

sich

sich neben ihm gleichfals nieder, und der Ritter erhub seine Rede unverzüglich folgender maßen:

„Ich glaube, mein werther Cleantes, daß die „Leidenschaft, wovon wir im Begrif sind uns mit „einander zu unterreden, einiger maßen mit den „adelichen Geschlechtern könne verglichen werden, „bei welchen eine Misheirath geschehen, und welche „desfals weder an der Ehre, noch an andern Vorzügen ihrer Geburt einigen Antheil mehr haben. „Denn es scheinet wirklich, daß die Vermessenheit, „diese ungestüme Dreistigkeit, den Vorsaz gefasset „habe, sich von der wahren Tapferkeit abzusondern. „Diese leztere, als eine vernünftige und weise Tugend, „übernimt nichts ohne reife Ueberlegung, und verdienet billig dasjenige Lob, welches man derselben beileget. Die Vermessenheit hingegen lässet sich niemals von der Vernunft einreden, und die heftige „und übereilige Bewegung, welche ihre Handlungen „befördert, verhindert, daß man ihr den Namen „der Tapferkeit nicht geben kan. Dafern es wahr „ist, daß die wahre Tapferkeit, welche man eine „Tochter des Muths und der Klugheit nennen kan, „ihren größesten Ruhm von der Berathschlagung und „Vorsichtigkeit hernimt, würde es denn nicht unrecht „seyn, dieselbe mit der Vermessenheit zu vermengen, „welche nur einem aufgebrachten eigensinnigen Eifer folget, mithin einen Plaz unter den Lastern, oder „unter den ungestümen Leidenschaften verdienet?

Aber, sprach Cleantes hierauf, solte es mir nicht möglich seyn, die Sache dieser Unglüklichen zu vertheidigen, indem ich Ihnen vorstelle, daß der verschiedentliche Ausgang ihrer Thaten und Unternehmun-

mungen ihr entweder Ehre oder Schande zuwege bringe?

„Ich bekenne, versezte der Ritter, daß die Men„schen selten den Grund einer Sache recht unterfu„chen. Sie urtheilen oft von Sachen nach ihrem „äußerlichen Schein, oder nach dem glüklichen Er„folg, der dieselben begleitet, weil sie entweder nicht „hinlänglich davon unterrichtet, oder mit irrigen Be„griffen und vorgefasseten Meinungen zu sehr einge„nommen sind. Aber dieser Irthum wird niemals „der Vermessenheit das Wort führen, noch dieselbe „entschuldigen können. Wie? weil irgend ein nie„derträchtiger Verehrer, oder ein furchtsames Volk „entweder Ehrgeiz, oder Furcht, oder auch Einfalt „genug besessen, um einem Thoren, dem etwa ein „lächerlicher Anschlag glüklich gelungen, einen Eh„rentempel zu bauen, und den Weirauch des Lobes „zu verschwenden; folget denn hieraus, daß wir eine „ungestüme Regung gut heißen müssen, welche oft „nur durch Unverschämtheit und Thorheit unterstüz„zet wird?

Das ist nicht billig, sagte Cleantes, indessen aber bin nicht einerlei Meinung mit Ihnen, daß nemlich diese Leidenschaft so tadelnswürdig sey, als Sie dieselbe machen; so gar empfinde ich bei mir eine heimliche Widerspenstigkeit, dieselbe zu verdammen. Die außerordentlichen Thaten, die zu allen Zeiten durch dieselbe geschehen sind, die großen Männer, welche die Unsterblichkeit ihres Namens keiner andern, als ihr, zu danken haben, halten mein Urtheil zurük.

Siehe da, erwiederte der Ritter, die betrübten Vorurtheile, welche unsere Vernunft fast immer unter-

terdrükken, und uns in schrekliche Irthümer stürzen. Wie? wenn man mir einen Alexander nennete, welcher mit einem Kriegesheere von ohngefehr vierzig tausend Man sich unterfänget die ganze Welt zu bekriegen und unter seine Botmäßigkeit zu bringen; wenn man mir ferner diesen Fürsten, als einen aus tausend Gefährlichkeiten glüklich entrunnenen Ueberwinder der Völker, die sich seinen Waffen widersezzet, vorstellete, wollen Sie denn daraus den Schlus machen, daß die Vermessenheit eine Tugend sey? Eine solche Meinung würde mit der Weisheit schlecht zusammen stimmen, fuhr der Ritter fort. Alexandro erat pro virtute felix temeritas. Das ist: Der Alexander besas nicht so wol Tapferkeit, als vielmehr eine glükliche Vermessenheit, sagt der weise Seneca. Und es ist gewis, daß er oft mehr vom Glük als von seiner Tapferkeit unterstüzzet wurde. Er selbst erkante dieses gar wohl: denn nachdem er in Cilicien durch den berüchtigten engen Weg, welchen die Landeseinwohner die Thür nanten, eingedrungen war, und als er nachhero die natürliche Lage dieses Orts in Erwegung zog: so bewunderte er selbst seinen glüklichen Erfolg, und bekante, daß man ihn mit seiner ganzen Macht gar leicht hätte überwinden und mit Steinen todt werfen können. Denn es war dieser Weg nicht nur so schmal, daß kaum vier bewafnete Männer auf einmal hindurch gehen konten: sondern es konte derselbe auch von der Höhe des Gebirges bestrichen werden. Ueberdieses brachen auch an verschiedenen Orten strömende Bäche durch das Gebirge, und stürzeten sich in denselben engen Weg jählings hinunter. Ja, wenn man die Aufführung dieses

ses Prinzen mit Aufmerksamkeit untersuchet: so wird man gewahr werden, daß er die kluge Vorsichtigkeit nicht gehabt habe, derer sich die geschiktesten Heerführer zu bedienen pflegen, wenn sie wissen, daß ihre Macht der feindlichen nicht gewachsen ist. Er würde Vortheil gehabt haben, wenn er den Darius in der Nacht angegriffen hätte: denn die Perser, deren Mannschaft fast unzählbar war, waren bereits wegen ihrer großen Menge in einiger Unordnung, und würden um so viel weniger im Stande gewesen seyn, zu widerstehen, als die Dunkelheit der Nacht ihnen hinderlich gewesen wäre, zu bemerken, daß die Macht der Macedonier so geringe sey; an stat, daß des Alexanders Heer bei Tage in Gefahr stund, von der feindlichen Menge endlich umringet zu werden. Parmenion, als ein geschikter Feldhauptman, stellete zwar seinem Prinzen alle diese Vortheile vor; aber vergeblich. Umsonst bemühete er sich ihm anzurathen, daß er auf die Sicherheit seiner Mannschaft bedacht seyn möchte; seine Rathschläge wurden nicht gehöret. Alexander wolte den Tag abwarten, und die Sonne zum Zeugen seines Sieges haben; er hielte es nicht für ruhmwürdig genug, bei Nacht einen Sieg zu erfechten. Eine solche Vermessenheit trieb ihn, die, ob sie gleich vom Glük unterstüzzet wurde, dennoch nicht werth ist, daß sie gelobet werde.

Ich fürchte, sprach Cleantes, daß Sie in einen gefährlichen Umstand gerathen, indem Sie den Alexander so herunter machen. Ich besorge, mein Herr, daß Sie die Sache zu weit treiben, und diese edle Dreistigkeit, die sich nur in den Gemüthern großer Männer befindet, Helden nähret, und die-

selben zu schweren und gefährlichen Unternehmungen geschikt machet, gänzlich ausrotten.

Beunruhigen Sie sich desfals nur nicht, versezte der Ritter. Obgleich die Tapferkeit eine Tugend ist, die sich für große Helden schikket: so ist es doch allemal ein Fehler der Klugheit, wenn man sich lediglich dem Glükke anvertrauet, da man Gefahr läuft, das Opfer seines Eigensinnes zu werden. Also versäumen die geschiktesten Feldherren niemals, die Rathschläge genau zu prüfen, welche ihnen die Hofnung an die Hand giebet. Sie erwegen stets zuvor ihre Stärke, ehe sie den Regungen der Dreistigkeit Raum geben. Sie mögen nun dem Feinde eine Schlacht zu liefern haben, oder einer Gefahr entgegen gehen, oder sonsten einige Schwierigkeit überwinden müssen: so gehen sie allemal vorher mit der Vernunft zu Rathe, und scheiden Herzhaftigkeit und Klugheit nie von einander. Aber die Vermessenheit, welche, gleich den andern Leidenschaften, den niedrigsten Plaz in der Seele besizzet, überleget nichts mit Vernunft sondern gehet unbehutsam zu Werke. Ihr Augenmerk gehet einzig auf ihren Vorwurf, und mit einer blinden Wuth nähert sie sich entweder demselben, oder entfernet sich davon. Sie ist so fertig und geschwind mit ihrem Urtheil, daß es fast immer auf eine Uebereilung damit hinaus läuft. Kaum hat sie den Bericht der Sinnen vernommen: so bringet sie den Menschen auf, ohne dasjenige, was die Vernunft befiehlet, abzuwarten. Sie untersucht nicht lange, ob ihre Kräfte hinreichen, den Gegenstand zu überwinden. Nein, sie übereilet sich ohne Bedacht, und lässet alles auf ein Gerathewohl ankommen. Dahero

geschiehet es auch oft, fuhr der Ritter fort, daß einen vermessenen Wagehals, wenn er mit Schwierigkeiten überhäufet wird, die er nicht vorher gemuthmaßet, sein Vorhaben gereuet, und er dasjenige nun selbst verwirft, was er kurz zuvor gut geheissen. Da verkehrt sich seine Tolkühnheit in Furcht, und er trägt von seinen unnüzzen Bemühungen keine andere Beute, als den Verdrus, daß er übeln Rathschlägen gefolget ist, und sich in Sachen eingelassen hat, die er nicht vermögend gewesen zu volführen. Dahingegen eine mit Vernunft begleitete Tapferkeit fast allemal den Sieg davon bringet. Ja, es geschiehet gar selten, daß diese von dem Glükke solte hülflos gelassen werden. Einer von den alten Schriftstellern *) schreibet hievon, daß die großen Feldhauptmänner ihren Ruhm nur der Klugheit zu danken hätten. Und Titus Livius **) ist einer Meinung mit demselben, wenn er von dem Siege schreibet, welchen die Volsker über die Römer erfochten. Das Glük, spricht dieser Verfasser, wie es gemeiniglich zu geschehen pfleget, lenkete sich auf die Seite der Klugheit. Ein ander alter Schreiber und Dichter ***) lehret uns, daß die von der Klugheit entblößete Stärke sich selbst den Umsturz verursache, und unter ihrer eigenen Last liegen bleibe und erstikke; auch sagt er, daß eine von der Klugheit gemäßigte Stärke oder Tapferkeit allezeit vom Glük unterstüzzet werde. Seine Worte lauten also:

*) Fabric. Max. in vita Liuii, lib. 22.
**) Idem. lib. 4.
***) Horat. Od. IV. Lib. III.

Vis consilî expers mole ruit sua:
Vim temperatam Dî quoque prouehunt
In majus - - - -

Homer *) leget dem Agamemnon diese Worte in den Mund: er wünschete sich, damit die Belagerung der Stadt Troja gut von statten gehen möchte, gehen Männer, welche zwar nicht so tapfer und streitbar, als Achilles oder Ajax, seyn dürften, allein wohl so klug seyn müsten, als Nestor.

Es ist wol wahr, sprach Cleantes hierauf, daß alle große Feldherren jederzeit die Klugheit als eine ihnen nothwendige Eigenschaft gehalten haben, wovon entweder das Wohlergehen oder der Verderb eines Staats abhienge, indem sie wohl einsahen, daß es zu Ausführung großer Thaten nicht genug sey, mit Leibesstärke und Herzhaftigkeit ausgerüstet zu seyn. Als die Römer den Hannibal mit offenbarer Macht bekriegeten, gerieth ihre Republik in Gefahr, und sie würde gewis zu Grunde gegangen seyn, wo nicht versuchte und erfahrne Obristen die Zuflucht zu der Klugheit genommen, und derselben ihre Rathgebungen den siegreichen Waffen ihrer Feinde entgegen gestellet hätten.

Aber, versezte der Ritter, was haben wir nöthig, in die alte Geschichte zurük zu gehen, um zu beweisen, daß Muth und Stärke im Kriege weniger auszurichten vermögen, als die Klugheit? Die meisten Potentaten, welche sich in schwere und gefährliche Unternehmungen eingelassen, und sich gar zu sehr auf

*) Lib. 2. Iliad.

auf die Macht ihrer Waffen und auf den Muth ihrer Soldaten verlassen haben, sind fast allemal in ihrer Hofnung betrogen worden. Wo ist jemals ein Herr gewesen, der muthiger, herzhafter und unermüdeter gewesen, als Carl der XII. König in Schweden? Wo hat man jemals geschiktere und besser abgerichtete Soldaten gehabt, als eben die seinigen? Was für Vortheile aber hat das Königreich Schweden von allen den großen Eigenschaften dieses Fürsten gezogen? Wozu hat der Muth und die Stärke seiner Manschaft geholfen? Ist nicht dieses Königreich an Volk und Geld erschöpfet und beinahe zu Grunde gerichtet worden? Da hingegen diejenigen Staaten, welche nichts auf eine vermessene Weise vorgenommen, sich aufrecht erhalten und an Macht zugenommen haben. Diese Wahrheit zu bestärken, darf man nur auf die Regimentsverfassung der Holländer sein Augenmerk richten. Diese weise Republik hat sich durch kein ander Mittel zu so hoher Macht erhoben, als einzig durch ihre kluge Aufführung, und eben diese ist es, wodurch sie sich noch bis auf den heutigen Tag in diesem blühenden und glükseligen Zustande erhält. Sie machet sich selbst eine Ehre daraus, welches auf der Münze zu ersehen, die daselbst gepräget wird. Sie spricht von der Gerechtigkeit: *Hanc tuemur, hac nitimur.* Das ist: **Diese beschüzzen wir, auf diese verlassen wir uns.** Gleichwie nun die Gerechtigkeit ein Stük der Klugheit, ja so gar die vernünftigste von allen Tugenden ist: so kan man nicht in Abrede seyn, daß diese weise Republikaner sich mehr auf ihre Klugheit, als auf die Macht ihrer Waffen verlassen. Desgleichen hat auch die Repu-

dik Venedig wohl eingesehen, daß es ihr vortheilhafter sey, sich in Zeit der Noth klüglich aufzuführen, als die Waffen zu ergreifen; und darinnen bestehet auch ihre meiste Stärke. Dominico Trevisano, ein Vorsteher dieser Republik, legte diese Wahrheit zur Gnüge an den Tag, als er einsten in der Rathsversamlung folgender maßen redete: „Schon seit vielen „Jahren her, sind wir genöthiget, uns in die Zeit zu „schikken, öfters unsere Willensmeinung, unsere Absichten, unsere Freunde und Feinde zu verändern, „alle fremde Macht für verdächtig zu halten, vieles „zu befürchten, mit steter Sorgfalt anderer Mächte „Handlungen zu bemerken, damit wir die unsrigen „darnach einrichten können, da wir doch bei aller dieser Unbeständigkeit nur einen einzigen Endzwek haben, nemlich die Erhaltung unsers Staats, und „die Ruhe und Freiheit unsers gemeinen Wesens. „Diese kluge Aufführung ist es, welche uns schon „oft erhalten und von manchem uns angedroheten „Uebel befreiet hat. Werden wir hinfort beständig „also verfahren: so werden wir unserer Republik gut „vorstehen, und unsern Bürgern Ruhe und Sicherheit verschaffen.“

Aus dem allen, verfolgete der Ritter, was wir bisher gesagt haben, ist zu schließen, daß große Leute niemals der Vermessenheit trauen, sondern allezeit ihren Muth wohl einzuschränken wissen.

Sie überführen mich, sprach hierauf Cleantes, daß die Tapferkeit eine sehr zarte Tugend sey, welche wohl einer Stüzze bedarf, und allezeit die Klugheit zu ihrer Begleiterin haben mus.

Das ist wahr, antwortete der Ritter, es mag ein

Mensch noch so viel Erfahrung haben, seine Gaben und seine Geschiklichkeit mögen so gros und viel seyn, wie sie wollen: so mus er sich doch niemals in schwere Sachen einlassen, ehe und bevor er die Umstände, so damit verknüpfet sind, genau erwogen, und die Schwierigkeiten mit seinen Kräften gehörig verglichen hat.

Aber, versezte Cleantes, weil wir nun gleich beschäftiget sind, die Kenzeichen der Vermessenheit zu betrachten, welche die gewöhnliche Quelle kühner Unternehmungen ist: so sagen Sie mir doch, was halten Sie von der Aufführung des Freiherrn von Neuhof?

Ich bin der Meinung, sagte der Ritter, daß an einer Entschließung, wie die seinige ist, die Klugheit nicht sonderlich Theil nehme. Der Herr Theodor hatte sich mit der Hofnung, einen Zepter zu erlangen, geschmeichelt, er hat gedacht König zu werden. Er hat sich dem Glük überlassen, beinahe so, wie es ein Spieler zu machen pfleget, der alle sein Geld auf ein Blat sezzet. Mit einem Wort, wir sehen den Herrn von Neuhof in großen Weitläuftigkeiten stekken, und die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, sind so gros; die Gefahr, darinnen er schwebet, ist so schreklich, daß fast keine Hofnung ist, daß er ganz frei ausgehen werde. Es ist in Wahrheit zu verwundern, daß der Herr Theodor zu einer solchen Unternehmung sich entschlossen hat. Denn wie hat er sich doch schmeicheln können, den Gehorsam eines Volks zu erlangen, das an ungezähmter Frechheit den ehemaligen Scythen nicht sehr ungleich ist? Wie hat er sich versprechen können, so unschlachtiger Gemüther zu schonen, und ein aufrührisches,

ver-

verwegenes und auf ihre Freiheit pochendes Volk unter das Joch des Gehorsams zu zwingen? Was hatte er für Hofnung, sich eines Landes zu bemächtigen, darinnen außer verschiedenen festen Plätzen auch insonderheit eine wohlbefestigte und mit Mannschaft verwahrete Hauptstadt befindlich ist, die allenfals eine förmliche Belagerung auszuhalten im Stande ist? Zu einer solchen Unternehmung werden wenigstens mächtige Quellen erfordert, nemlich eine ansehnliche Geldsumme, ein zahlreiches Heer geübter Soldaten, und dergleichen, welches alles aber diesem neuen Helden mangelt. Aus welchem Rechtsgrunde wil endlich der Herr von Neuhof sich zum Herrn eines Landes aufwerfen, welches ihm ganz und gar nicht gehöret. Was hat er für Ursache, sich eines aufrührischen Volks anzunehmen, welches sich dem Gehorsam ihrer rechtmäßigen Herschaft entziehet? Dafern es wahr ist, daß unsere Handlungen nach der Richtschnur der Gerechtigkeit und Klugheit geordnet seyn müssen: so hat man völlig Ursache zu glauben, daß das Vorhaben des Herrn Theodors höchst ungerecht und unvernünftig sey. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß die Corsikanische Empörung niemals anders, als ein Straßenraub werde gehalten werden. Wenn nun der gemeinen Wohlfahrt halber Krieg geführet wird: so werden allezeit die Grundsäzze, der Gerechtigkeit beobachtet. Es scheinet aber nicht, daß der Herr von Neuhof dieses alles wohl erwogen habe. Derohalben kan man denselben auch nicht anders ansehen, als einen Thoren, oder als einen Vermessenen.

Aber, unterbrach Cleantes, heißet dieses nicht,

den Herrn Theodor ein wenig zu scharf beurtheilet? Könten Sie nicht etwa zu seinem Nachtheil eingenommen seyn?

Ich versichere, erwiederte der Ritter, daß niemand mit mir seinethalben große Unterredung gepflogen, sondern daß alles, was ich von seiner Geschichte weis, von dem algemeinen Ruf herrühre. Man sagt, er sey ein Deutscher von Geburt; daß er sich zu Tunis auf ein englisches Schif begeben, um nach Corsika zu gehen.

Bei so bewandten Umständen, versezte Cleantes, mus ich Ihnen zuvor einige Begebenheiten seiner Lebensgeschichte erzehlen, von welchen man versichern wil, daß sie wahrhaftig sind, ehe wir uns weiter von der Unternehmung dieses Freiherrn unterreden. Theodor von Neuhof ist, wie man sagt, schon vor seiner Geburt ein Bal des Glüks gewesen. Obwol sein Herr Vater von einem ansehnlichen, erhabenen Geschlecht entsprossen war, und dessen Vorfahren sich im Kriege besonders hervorgethan hatten: so war er doch nicht wohl bemittelt. Er starb als Hauptman bei dem Leibregiment des Bischofs von Münster. Nach seinem Tode hinterlies er in seinen Sachen eine so große Unordnung, daß seine Gemalin genöthiget wurde, sich nach einem ihrer Anverwandten zu begeben, welcher zu Altena in Westphalen wohnete. Diese kleine Stadt war der Geburtsort des Herrn Theodors. Im zehnten Jahre seines Alters ward er nach Münster gesandt, um daselbst bei den Jesuiten erzogen und unterwiesen zu werden. Weil er nun einen aufgewekten Geist, muntern Wiz und ein glükliches Gedächtnis hatte: so legten seine

Lehr-

Lehrmeister Ehre mit ihm ein, und er wandte seine Zeit daselbst so wohl an, daß sein Vetter sich entschlos, nichts zu schonen, was zu einer Erziehung gereichete, die seinem Stande gemäs war. Er sandte ihn nach Cöln, um daselbst den Wissenschaften obzuliegen. Damals war der junge Theodor in einem Alter, darinnen allerlei Ausschweifungen zu befürchten stehen. Die angebohrne Leidenschaften haben so viel stärkern Eindruk auf ein jugendliches Herz, als demselben die Erfahrung fehlet, und als dasselbe fast nicht vermögend ist, die vernünftigen Vorstellungen zu erwägen. Theodor konte diesen Klippen nicht entweichen: er lies sich in Liebeshändel ein, welche traurige Folgen nach sich zogen. Dieser mit Zank und Liebe vermischte Vorfal zwang ihn, Cöln zu verlassen. Nachdem er also eine Zeitlang in Deutschland herumgeirret, begab er sich nach Holland, und von da nach Spanien, woselbst er zu einer Zeit eintraf, die seinen Umständen ziemlich günstig und bequem war. Denn die Mauritanier waren mit Spanien im Kriege verwikkelt, und hatten eben die Stadt Oran belagert. Dieser Umstand, wie auch einige Empfehlungsbriefe, nebst seiner Geburt und seines äußerlichen guten Ansehens, waren ihm behülflich, daß er die Stelle eines Lieutenants bei dem Regiment von Mondeza erhielte, welches damals in Oran lag. Dieses kleine Glük war ein nicht geringer Trost für unsern Theodor; anjezzo dachte er auf nichts mehr, als welchergestalt er sich nach Africa begeben möchte. Er landete daselbst glüklich an, kam auch wirklich in die belagerte Stadt hinein, woselbst er bald Gelegenheit genug fand, seine Tapferkeit zu zeigen. Es giengen wenig Tage vor-

bei, daß nicht zwischen beiden Partheien einige Scharmüzzel vorfielen. Theodor war verschiedene male dabei, wenn ein Ausfal geschahe, und erwies seinen Muth auf eine ihm so vortheilhafte Art, daß der Obriste des Regiments von Mondeza von der Tapferkeit dieses seines neuen Officiers so eingenommen wurde, daß er sich ein Vergnügen machte, auf seine Beförderung bedacht zu seyn. Er schrieb ihm zu gefallen nach Hofe, und rühmete den jungen Theodor. Dieser dagegen ward durch die Achtung, welche sein Obrister für ihn hatte, so gerühret, daß er keine Gelegenheit, sich je mehr und mehr hervorzuthun, versäumete. Er fand sich aller Orten ein, woselbst Gefahr vorhanden war: daher es auch einst wenig gefehlet, daß er seine Dreistigkeit nicht mit dem Leben büßen müssen. Denn als er in einem Ausfal mit begriffen war, dagegen sich die Mauritanier halsstarrig zur Wehre sezten: drang er so weit ins Gefechte hinein, daß er nicht frühzeitig genug merkete, in wie große Gefahr er sich begeben. Er sahe sich endlich von den Feinden ganz umringet, welche ihm den Rükgang von allen Seiten versperreten. Hier fochte er nun mit solcher Wuth, daß die Feinde darob erstaunten. Inzwischen aber drungen die Mauritanier so nachdrüklich auf ihn ein, daß er, alles Widerstrebens ohnerachtet, genöthiget war, sich zu ergeben. Man nahm ihn gefangen. Aber, wie es oft zu geschehen pflegt, daß die Widerwärtigkeiten selbst in dem Schoos des Glüks erzeuget und gebohren werden: also siehet man auch nicht selten, daß ein Glük aus einem Unglük entspringet. Theodor, welchem der Verlust seiner Freiheit nunmehro alle Hofnung

ran-

rauben sollen, fand im Gegentheil in seiner Gefangenschaft ein gar unverhofftes Glük. Denn da er nebst vielen andern auch die Sprache dieser Barbarn mit einer solchen Fertigkeit sprechen konte, als ob er ein Africaner von Geburt wäre: so war dieses genug, ihn den übrigen Gefangenen vorzuziehen, und außerordentlich zu halten. Man stellete ihn dem Dey von Algier vor, als einen Officier, der sich besonders hervorgethan. Als ihn der Dey betrachtet hatte, gewan er ihn lieb, und behielte ihn zu seinem Dolmetscher bei sich. Theodor seiner Seits beflis sich, die Gnade des Dey immer mehr zu gewinnen. Er brachte es auch so weit, daß ihn der Dey wegen der Religion nicht einmal beunruhigte; sondern ihm alle mögliche Freiheit verstattete. Er machte ihn zu seinem Vertrauten, und zog ihn in allen Sachen, wobei er einige Schwierigkeiten fand, zu Rathe, ja, er brauchte ihn zu verschiedenen wichtigen Geschäften. Theodor volstrekkete alles auf das Beste. Er that verschiedene Reisen nach Tunis unter dem Namen und in der Kleidung eines Kaufmans, und erforschete mit geheimen Fleis die Neigungen der Misvergnügten, unter dem Vorwande, daß er einige die Handlung angehende Geschäfte daselbst zu verrichten hätte. Er war endlich so glüklich, daß er durch seine listigen Anschläge die Empörung befördern half, welche sich zum Vortheil des Enkels von dem Dey zu Algier entspan. Der neue Dey war nicht unerkäntlich; sondern bezeigte sich gegen den Theodor überaus gnädig. Während dieser Zeit ertrugen die Corsikaner, welche von den kaiserlichen Kriegesvölkern unter die Botmäßigkeit der Republik Genua waren gezwungen worden,

dieses ihnen aufgebürdete Joch mit groſser Ungeduld. Derowegen, als sie sahen, daſs der Kaiser in einem Kriege verwikkelt war, der ihm nicht erlaubte, seine Macht zu zertheilen, versäumeten sie diese Gelegenheit keines weges, sondern bestrebten sich von neuem, ihre Freiheit zu behaupten. Wie sie aber merketen, daſs sie nicht mächtig genug waren, den Genuesern zu widerstehen: so nahmen sie Zuflucht zu den Barbaren von Algier und Tunis. Diese beschlossen auch, den Corsen einige Hülfe zuzusenden, und sie äugeten in dieser Absicht auf den Herrn von Neuhof. Dieser ward froh über den Antrag, den ihm die Africaner thaten, weil er glaubte, daſs er von den Corsischen Sachen einigen Vortheil erlangen könte. Als er aber sahe, daſs die Hülfe derer von Algier und Tunis nicht sonderlich war, worauf schlechte Hofnung zu machen sey: so wil man wissen, daſs der Herr Theodor das Geheimnis gefunden, sich mit gewissen Personen in einen Briefwechsel einzulassen, die ihm bis hiehin gar sehr nüzlich gewesen sind. Dem aber sey, wie ihm wolle, Theodor hatte Geld, Kriegesbedürfnis und Waffen. Man gab ihm einige Manschaft, wenigstens warb man eine gewisse Anzahl Volks, welche mit ihm nach der Insel Corsika segelten. Die Ankunft dieses Freiherrn erregte bei den Corsen ein ungemeines Vergnügen; sie gaben sich viele Mühe, ihm ihren Eifer und ihre Erkäntlichkeit zu bezeugen; sie nahmen ihn an zu ihrem Befehlshaber, und schwuren ihm den Eid einer unverbrüchlichen Treue. Von der Zeit an hat der Herr Theodor sich durch seine Klugheit gewust auf der Insel in Ansehen zu erhalten. Dieselbe hat er behauptet, und ob sich

wol

wol verschiedene Partheien gegen ihn erhoben: so hat er sich doch eine so unbedingte Gewalt angemaßet, daß auch diejenigen Einwohner der Insel selbst, welche es mit der Republik halten, sehr in Furcht stehen. Kurz zu sagen, man versichert, daß der Herr Theodor noch stets mit seinen Correspondenten gut stehe, und von Ihnen oft mit Gelde und andern Bedürfnissen versehen werde. Gewis ist es, daß einer von seinen Vettern, der in französischen Diensten gestanden, sich zu ihm begeben hat: auch ist hiebei merkwürdig, daß die Genueser, als sie vernommen, daß dieser Vetter des Theodors zu Villafranca sich zu Schiffe begeben, so gleich desfals bei dem König von Sardinien Klage geführet. Denn sie stelleten vor, daß es ihnen wunderte, daß seine Unterthanen sich in die Sachen des Theodors mischeten, und seinem Vetter diejenigen Bedürfnissen gereichet, deren er zu seiner vorhabenden Reise benöthiget gewesen. Und der König von Sardienien hat diese Klagen nicht sonderlich geachtet, indem er darauf zur Antwort gegeben, daß sein Hafen zu Villafranca ein freier Hafen sey, und er den Fremden nicht wehren könne, sich daselbst einzuschiffen, auch könte er seinen Unterthanen nicht verbieten, denselben das benöthigte darzureichen. Solchergestalt hat denselben, welcher den Vetter des Theodors zu Villafranca auf sein Schif genommen, das Schikfal nicht betroffen, welches dem englischen Schifshauptman wiederfahren ist, der den Theodor zu Tunis eingenommen. Sie werden es ohne Zweifel gehöret haben, daß der König von Grosbritannien die Aufführung dieses seines Unterthanen misbilliget, und ihm desfals einen Verweis geben lassen. Welches

ches dem Schifshauptman so sehr verdrossen, daß er sich durch einen Pistolenschus des Lebens beraubet. Aber wieder auf den Herrn von Neuhof zu kommen, hat man nicht Ursache zu glauben, daß, indem er sich bis hieher möglichster maßen aufrichtig aufgeführet, er aller seiner Tapferkeit ungeachtet den Endzwek seiner Unternehmung nicht erlangen können? Und kan man nicht billig zweifeln, daß er vermessen gewesen sey, da alle seine genommene Maasregeln so wohl eingerichtet gewesen sind; vornemlich wenn man erwäget, daß seine Correspondenzen so wohl bestellet sind, und daß die zwischen den Corsen und Genuesern obhandene Feindschaft sein Ansehen nicht wenig unterstüzzen, und die gute Neigung der Insulaner gegen ihn befördern werde?

Ich sehe, sprach hierauf der Ritter, welch einen Zug wir beständig zu außerordentlichen Dingen haben. Diese natürliche Neigung, die wir in uns empfinden, kühne Unternehmungen zu billigen, überraschet unsern Geist, und verhindert uns, die verschiedenen Begebenheiten des Lebens mit Billigkeit zu beurtheilen. Um aber zu erfahren, ob Theodor ein Verwegener sey, so wollen wir auf den Grund zurük sehen. Es ist gewis, daß die Kühnheit wenn sie nicht von der Klugheit und Gerechtigkeit begleitet wird, nur als eine Thorheit und Verwegenheit zu betrachten ist. Was die Klugheit betrift, so behaupten Sie mir, daß diese dem Theodor nicht gefehlet habe, weil er gewust hat nach Corsika zu gelangen, Hülfe dahin zu bringen und das Herz der Misvergnügten zu gewinnen. Ob man gleich hierauf vieles einwenden könte, so will ich Ihnen doch wol diesen Punct einräumen. Ich

gestehe selbst, daß der Herr Theodor noch mehr Klugheit besessen habe, als Sie ihm zuschreiben, und daß nicht allein die Algierer und die von Tunis ihn mit Gelde versehen und ihm einige Manschaft gegeben haben. Ich wil noch, wenn Sie es gern sehen, daß selbst Spanien ihm günstig gewesen sey, und daß es hierin vielleicht zur Absicht gehabt habe, den Genuesern zu schaden, die es als seine ehemaligen Unterthanen betrachtet. Es könte auch noch möglich seyn, daß es bei der Begierde, die es hat, die Algierer und Tunetaner zu entkräften, die Sachen des Theodors mit Bedacht in einen guten Stand sezze, damit diese Reizung die Africaner verbinden möge, Kosten zu machen und sich in einen Krieg einzulassen, der in Europa und Africa die Völker auf einmal verderbe, denen es nicht gar zu günstig ist, nemlich die Tunetaner, die Algierer und die Genueser. Wie wil man aber endlich das Unternehmen des Barons von Neuhof in Ansehung der Gerechtigkeit entschuldigen? Welch ein Recht wil er vorschüzzen Aufrührer zu unterstüzzen? Was hat er für Gründe, eine Krone an sich reißen zu wollen, die ihm nicht zukömt? Derjenige, der für eine ungerechte Sache die Waffen ergreifet, verdient den Namen des Beherzten nicht; sein Vorsaz entehret seine Leidenschaft, und seine Kühnheit wird strafbar, weil er den rechtmäßigen Zwek nicht erwählet hat. Also kan das Unternehmen des Barons von Neuhof nur als eine Verwegenheit betrachtet werden, und es ist glaublich, daß wenige dasselbe billigen.

Aber, erwiederte Cleantes darauf, das Unternehmen des Barons würde der Gerechtigkeit nicht

entgegen seyn, wenn die Corsen Recht hätten die Waffen zu ergreifen, um sich von der Tyrannei der Genueser zu befreien; denn in diesem Fal würden sie sich rechtmäßiger Weise einen Anführer haben wählen können. Man mus deshalb untersuchen, ob die Corsen berechtiget sind, den Genuesern den Gehorsam zu versagen. Der Ruhm dieser Insulaner mag auch noch so schlecht seyn, und man mag ihnen auch ein noch so wildes Naturel beilegen: so mus man sie doch nicht eigensinnig beurtheilen, und man mus ihnen so wol als andern Völkern Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Nun ist es gewis, daß so wol das Ansehen der Beherscher, als der Gehorsam der Unterthanen seine Gränzen und Einschränkungen haben müsse. Denn wenn wir auf die Quellen zurük sehen wollen, und untersuchen die Ursachen, welche die Menschen verbanden, Gesellschaften unter sich zu errichten, und Herren zu erwählen: so werden wir sehen, daß die Privatpersonen, die nicht vermögend waren, sich zu unterstüzzen, oder selbst zu vertheidigen, sich mit ihren Nächsten vereinigten, um sich durch ihren Beistand zu bevestigen: indem sie sich aber auf diese Art vereinigten, sahen sie nur auf ihre Sicherheit und Nuzzen. Eben so unterwarfen sich die Völker, die Beherscher unter sich erwähleten, denselben nur, um ruhiger zu leben: denn es würde abgeschmakt seyn, wenn man sagen wolte, daß die Menschen bei der Wahl der Regenten den Vorsaz gehabt hätten, ihren Zustand zu verschlimmern. Daraus folget, daß die Regenten bei der Erhaltung der Herschaft über die Völker sich verpflichtet haben, Väter, Erhalter und Vertheidiger derselben zu seyn. Wenn der

Re-

Regent sein Wort bricht, und sein Ansehen nur gebraucht, um zu wüten und seine Unterthanen zu verderben: so sind auch seine Völker ihrer Pflicht entlassen, und in diesem Fal dürfen der Fürst und die Unterthanen nicht die geringste Beziehung mehr auf einander haben. Jezt geschiehet es, daß die Corsen sich über die Tyrannei der Genueser beklagen. Die Republik wird beschuldiget, daß sie ihr Ansehen gemisbrauchet habe, und die Corsen verlangen Recht zu haben, ihr den Gehorsam zu versagen. In diesem Fal, nemlich wenn man voraus sezt, daß die Klagen der Corsen wohl gegründet sind, und daß sie berechtiget sind, die Waffen zu ergreifen und sich wider die Republik zu vertheidigen: so kan man glauben, daß diese Insulaner sich rechtmäßiger Weise den Baron von Neuhof zum Anführer haben wählen können, welcher an seiner Seite nichts wider die Gerechtigkeit gethan hat, indem er eine Anführung übernahm, die man ihm angeboten hat.

Ich gestehe Ihnen, erwiederte der Ritter, daß, wenn ich die Rechtfertigung der Genueser übernähme, ich mich mit einer schlimmen Sache belästigen würde. Diese würde nicht besser seyn, als des Barons seine. Sonst bin ich auch noch nicht genug von der Regierung dieser Republik unterrichtet, um zu entscheiden, ob die Corsen gerechte Ursach haben, sich zu beklagen. Nur hierin werde ich mit Ihnen eins seyn, daß sich die Genueser in ein übel Gerücht gebracht haben. Sie gleichen den Nachteulen: niemand wil sie mit einem geneigten Auge ansehen. Sie wissen das Sprichwort: Mare senza pesce, montagne senza legno, huomini senza fede, donne senza vergogna.

Meer

Meer ohne Fische, Berge ohne Holz, Menschen ohne Treue, Frauen ohne Schaam. Selbst die Italiäner verabscheuen sie, und verlangen nicht sehr etwas mit Ihnen zu thun zu haben, weil sie überredet sind, daß man nichts bei ihnen gewinnen könne.

Es ist so wenig bei Ihnen zu gewinnen, sagte darauf Cleantes, daß die Juden, die man in ganz Italien duldet, sich niemals in Genua haben niederlassen wollen, indem sie vorher sehen, daß sie daselbst verhungern müsten, und daß sie daselbst nichts gewinnen können, weil alle Genueser selbst Juden sind. Die Italiäner haben ihnen die Ehre erwiesen, ihnen den Titel Moro battezato zu geben; getaufte Juden, das ist ihr gemeiner Name. Es ist ganz gewis, fügte Cleantes hinzu, daß die Genueser in Ansehung des Geizes nicht ihres gleichen haben, und daß sie in der unersättlichen Begierde nach Reichthümern dem Vespasian nicht übel zu vergleichen sind. Wenn sie auf den Urin keinen Zol legen, wie dieser Kaiser gethan hat, so ist doch ihre Vorsicht nicht weniger groß. Sie erstrekket sich so weit, daß sie Keller und Kornboden haben, die dem gemeinen Wesen sehr unbequem sind. Der Bekker käuft daselbst sein Korn, was er nöthig hat, der Wirth den Wein, den er verkäuft, und er wird sich nicht unterstehen, eine Bouteille zu verkaufen, die nicht aus dem Keller der Republik kömt. Eben diese Republik ist so eifersüchtig auf ihre Keller und Kornboden, oder sie läst sich vielmehr ihr Getreide und ihren Wein so theuer bezahlen, daß die Stadt Genua eben so stark zum Hunger, als gros Kairo zur Pest gewohnt ist. Um aber wieder auf

unsern Gegenstand zu kommen, sagte darauf der Ritter, so sind solche kühne und außerordentliche Unternehmungen, als die, von denen wir eben geredet haben, allezeit schädlich. Wenn sie von statten gehen, so richten sie gewis eine große Unordnung an. Sie sind Arten von Ungeheuren, die überal Schrekken und Furcht ausbreiten. Wenn sie fehlschlagen, wie es gemeiniglich geschiehet, so ziehet das Verderben ihrer Urheber vieler anderer nach sich. Dis läst uns sehen, verfolgte der Ritter, daß das Beispiel des Alexanders nicht allezeit nachzuahmen ist, und daß es demjenigen, dem es in einer Gelegenheit glükket, nicht immer gelinget. Das Glük, welches diesem Eroberer in der Jugend folgte, hätte ihn vielleicht im Alter verlassen. Seine Verwegenheit wäre nicht immer glüklich gewesen; und wenn er seine Eroberungen in Europa angefangen hätte, so würde er sie nicht haben in Asien übertragen können. Das entstehende Rom würde seine Siege aufgehalten und ihn nach Macedonien zurükgetrieben haben. Also ist die Verwegenheit immer eine schlimme Sache. Es giebt aber doch gewisse Gelegenheiten, wo diese Leidenschaft nicht strafbar ist. Man würde zum Beispiel einen übeln Dank verdienen, wenn man einen Soldaten tadeln wolte, der, um den Befehlen zu gehorchen, die er erhalten hat, verbunden ist, sich der Gefahr auszusezzen, sein Leben zu verlieren. Eben so kan auch bisweilen die Liebe, die ein Bürger zu seinem Vaterlande trägt, ihn berechtigen, schwere Sachen zu unternehmen, und es scheinet, daß man einen Privatman nicht verdammen mus, der gefährliche Unternehmungen versucht, in der Begierde, die er hat, sein Va-

terland zu erretten, und seine Mitbürger von Gefahren zu befreien, mit denen sie bedrohet werden.

Aber ich bitte Sie, unterbrach ihn Cleantes, was denken Sie von dem Caesar?

Ich glaube, antwortete der Ritter, daß er auch sehr viel wagte. Er konte den Anschlag nicht fassen, die Republik zu vernichten, ohne eine große Meinung von sich selbst gefasset zu haben. Wenn aber dieser Anschlag verwegen war, so wurde er doch mit vieler Klugheit und Weisheit ins Werk gerichtet. Er überlies dasjenige niemals dem Geschik, was ihm seine Klugheit erwerben konte; so daß er seiner Vorsicht mehr Siege zu verdanken hatte, als seinem Glük. Nichts desto weniger, fuhr der Ritter fort, werde ich bekennen, daß dieser große Man sich bisweilen ein wenig zu verwegen ausgesezzet hat. Caesar, sagt Plutarch in dem Leben dieses Eroberers, war zu Apollonia, und weil er daselbst nicht Völker genug hatte, um ein Treffen zu wagen, und er überdies wuste, daß die Armee, die er aus Italien erwartete, nur mit kleinen Tagereisen anrükte: so fassete er einen ziemlich außerordentlichen und ihm gefährlichen Entschlus. Obgleich die Feinde die Herschaft zur See hatten, und sie alle Zugänge derselben mit einer mächtigen Flotte verwahret hielten: so fassete er doch den Entschlus, nach Brundis zu gehen. Deswegen verkleidete er sich, nachdem er die Nacht erwartet hatte, in einen Sklaven, und sezte sich in ein Schif mit zwölf Rudern. Das Schif kam bis an den Mund des Flusses Anio, aber es konte nicht ins Meer kommen. Ein erschrekliches Ungewitter hatte sich in der Nacht erhoben. Die wütenden Wellen, die fast so hoch stiegen als

Ver-

Berge, machten ein fürchterliches Geräusch. Das Wasser des Flusses, welches sich darbot, um in das Meer zu laufen, wurde allezeit mit Gewalt durch die ungestümen Wellen zurük gestossen, und wenn es darauf an das Schif sties, so sezte es dasselbe in Gefahr zu verderben. Der Schiffer war schon lange bemühet gewesen, sich einen Weg mitten durch die Wellen zu eröfnen; die Ruderer hatten schon lange alle ihre Kräfte angewandt, um diesen gefährlichen Schrit zu thun, als die Gefahr endlich dringender wurde, und der Schiffer glaubte, man müsse der Nothwendigkeit nachgeben. Die Bootsknechte hatten ihren Muth verloren, und sie konten nichts mehr thun, als zurükkehren. Caesar, den diese Gefahr wenig rührete, wagte es indes sich zu erkennen zu geben; und in dem Verlangen, das er hat, seinen Weg fortzusezzen, ergreift er die Hand des Schiffers, und ermuntert ihn durch diese Worte *): „Fürchte nichts, „du fährest den Caesar und dessen Glük.“ Darauf wenden die Ruderer von neuem ihre Kräfte an, und bleiben, ohngeachtet der Gefahr, bei dem Vorsaz, sich einen Weg zu machen. Endlich werden alle ihre Bemühungen unnüz. Sie werden schon mit einem unvermeidlichen Schifbruch bedrohet. Bald sehen sie sich zwischen Wasserbergen, die über das Schif herfallen; bald fast in einen Wirbel verwikkelt, oder in einen Wasserschlund gestürzet. In dieser äußersten Noth ermuntert Caesar die Bootsknechte wakker zuzurudern, aber sie können ihm nicht gehorchen.

*) Caesarem vehis, Caesarisque fortunam, nauigationis comitem. Plut. Vit. Caes.

Die Gefahr wird so gros, daß sie gezwungen sind, den Weg aufs eiligste nach Apollonia zurükzunehmen *).

Es ist nicht in dieser einzigen Gelegenheit, daß Caesar das blinde Glük versuchet hat, unterbrach ihn Cleantes. Man kan sagen, daß er sich sehr aussezte, als er das zweite mal nach England gieng, und seine Völker über die Temse gehen lies. Es war nur ein Durchgang daselbst durch den Flus, der aber sehr gefährlich war. Man hatte Pfäle darin gepflanzet, die man nicht sehen konte. Die Engländer besezten die andere Seite des Ufers, und hatten sich so gar daselbst vortheilhaft verschanzet. Es mochte so gefährlich seyn, als es wolte, es zu wagen, durch den Flus zu gehen, so hielte es Caesar doch seinem Zwek nicht gemäs, seine Entschließung zu verändern. Er lies die Reuterei vorausgehen, und befahl den Fusvölkern ihr zu folgen. Die zu Fus hatten viel zu thun, weil der Durchgang so tief war, daß man ihnen kaum die Köpfe außer dem Wasser sehen konte. Wenn die Engländer fest gehalten, und ihre Stellen nicht verlassen hätten, so wäre es sehr glaublich, daß Caesar seinen Zwek, sie aus den Verschanzungen zu verjagen, nicht würde erreichet haben.

Diese Handlung, erwiederte der Ritter, reichet noch nicht zu, um zu beweisen, daß Caesar ein Verwegener gewesen sey. Gewis, wenn ein General einer Armee die Liebe erkennet, die seine Soldaten für ihn haben, wenn er von ihrem Muth und von ihrer Unerschrokkenheit überzeuget ist: so ist es nichts außerordentliches, daß er sich gefährlichen Unternehmungen ausezt. Es ist eben so wenig zu bewundern, daß Caesar mit denen, die zum

*) Caes. de Bel. Gal. l. 5.

zum Kriege abgerichtet und ihm günstig waren, es gewagt hat, durch die Temse zu gehen. Es ist wahr, daß die Flucht der Engländer eine Wirkung des ihm günstigen Glüks war, und daß die Gefahr der Römer größer gewesen wäre, wenn die Feinde sich besser vertheidiget hätten. Man mus aber doch bekennen, daß Caesar bei mehrern Gelegenheiten sich so weislich verhalten hat, daß man sich nicht enthalten kan, zu sagen, daß oft das Glük nicht den geringsten Theil an seinem Ruhme gehabt habe, und daß es allein seine Klugheit sey, die über die Menge und über die Tapferkeit seiner Feinde gesieget hat. Die Belagerung von Alexia, die allen Kriegen der Gallier ein Ende machte, sezte alle diejenigen in Erstaunen, die davon reden höreten. Gewis, Caesar wagte nichts, er bedienete sich der Erkäntnis, die er in der Kriegeswissenschaft hatte, mit so vielem Vortheil, daß er den glüklichen Fortgang seiner Waffen nur allein seiner Vorsicht zu verdanken hat. Vercigentorix, der ein Heerführer der Gallier und einer ihrer besten Hauptleute war, sahe sich von dem Caesar verfolgt, und war mit neunzig tausend Soldaten nach Alexia geflohen. Weil nun diese Stadt oben am Berge lag, und nicht gros genug war, alle diese Völker in sich zu fassen, so war Vercigentorix gezwungen, sich an dem Berge zu lagern. Er entfernte sich nicht weit von den Stadtmauren, und umgab sein Lager mit einer sechs Fus hohen Mauer. Caesar, der die Erfahrung des Gallischen Feldherrn, die Anzahl seiner Leute, die vortheilhafte Lage seines Orts, und überdies die römische Armee betrachtete, die nur aus sechs Legionen bestund, glaubte, daß er seine Feinde

in ihren Verschanzungen nicht angreifen dürfte. Er glaubte, daß es besser sey, die Stadt belagert zu halten, indem er vorhersahe, daß Vercigentorix sich nicht lange halten könte, und daß die Stadt, so bald sie keine Lebensmittel mehr hätte, gezwungen seyn würde, sich zu ergeben. Deshalb lies er zwischen seinem Lager und der Stadt einen Graben von eilf Meilen in die Weite ziehen. Vercigentorix, der das Vorhaben des Caesars bemerket hatte, befahl seiner Reuterei, sich in die Ebene herab zu begeben, und lies diejenigen angreifen, die an dem Graben arbeiteten. Die Bemühungen der Gallier waren unnüz, die Römer vertheidigten sich muthig, und zwungen ihre Feinde sich zurükzuziehen. Da begrif Vercigentorix, daß er nicht im Stande sey sich zu vertheidigen, und da er sahe, daß ihm die Reuterei nicht nuzte: so fassete er den Entschlus, sie zurük zu schikken, ehe der Graben geendiget sey. Er lies sie deshalb des Nachts wegziehen, und schrieb an die übrigen Generale seines Volks, daß sie ihm binnen einem Monat zu Hülfe kommen müsten, weil er auf nicht längere Zeit Lebensmittel hätte. Caesar, der von dem Vorhaben seines Feindes Nachricht empfieng, dachte darauf, sich noch besser zu befestigen. Er lies an der Seite der Stadt einen Graben machen, der zwanzig Fus tief und eben so breit war; zwanzig Schrit davon lies er einen von funfzehen Fus ausgraben, und noch einen dritten, der dem zweiten gleich war. Und nachdem er in den lezten Wasser gelassen hatte, durch das Mittel zweier Flüsse, die ziemlich nahe waren, so warf er hinten einen zwölf Fus hohen Wal auf, und um denselben noch fester zu machen, so sezte er unterschiedene Thürme dar-

darauf. Zwischen den ersten und zweiten lies er noch einen fünf Fus tief machen. Man pflanzete daselbst Baumstämme, und man lies nur das Aeußerste von ihnen aus der Erde stehen, welches sehr spiz war. Einige Schritte davon lies er acht Reihen Löcher machen. Sie wurden wie ein Schachbret geordnet, und waren oben enge und unten breit. Man pflanzete daselbst auch starke Pfäle. Ihre Spizzen, die sehr scharf waren, stunden ohngefehr vier Finger breit aus der Erde. Vor allen diesen Graben her hatte man Stükken Holz gesezzet, an welche eiserne Spizzen und Haken gemacht waren. Caesar, der sich hinter alle diese Werke gelagert hatte, befestigte sich auf dieselbige Art an der Seite, von welcher die Hülfe des Feindes kommen solte; so daß der lezte von den Laufgraben vierzehn Meilen im Umkreise hatte. Es ist am außerordentlichsten, daß sein ganzes Werk in einem Monat geendiget wurde, und eben in der Zeit, in welcher die Hülfe der Gallier ankam. Sie bestand in zwei hundert und vierzig tausend Man zu Fus und acht tausend Pferden, unter der Anführung von vier Generalen. Die Gallier verloren keine Zeit, und rükten gegen die Armee der Römer, und fielen dieselbe muthig an. Zu selbiger Zeit fielen auch die in Alexia aus, und fülleten den ersten Graben. Caesar wurde gar nicht bestürzt, und vertheidigte sich mit so vieler Klugheit, daß die Bemühungen der Feinde unnüz wurden. Die Gallier verloren indes den Muth nicht: sie wiederholeten den Angrif, und fielen die Römer auf allen Seiten an. Sie versuchten den Anfal noch zum dritten male. Caesar hatte so gerechte Maasregeln genommen, und sich so wohl ver-

schanzet, daß die Feinde allemal den Kürzern zogen. Einer von den Generalen der Gallier wurde getödtet, ein anderer wurde gefangen, und Vercigentorix, der erfahrenste Hauptman der Gallier, wurde gezwungen sich zu ergeben. Diese so zahlreiche Armee, die ihm zu Hülfe gekommen war, wurde durch die einzige Klugheit des Caesars gänzlich zerstreuet.

Die Aufführung dieses Eroberers in der Eroberung von Alexia, verfolgte der Ritter, ist eine gute Lehre für diejenigen, die sich zu schweren Unternehmungen verbunden sehen. Wirklich, Cleantes, man siehet, daß Caesar auf alles dachte; auf die Zeit, auf den Ort, wo er handeln solte, und auf die Leute, mit denen er zu thun hatte. Was die Leute betrift, so überlegte er die Erfahrung des Vercigentorix; er verglich das Heer der Gallier mit der kleinen Anzahl der Römer. Was die Zeit anlangt, so sahe er voraus, daß Vercigentorix gezwungen seyn würde, sich zu ergeben, wenn er keine Lebensmittel mehr in Alexia hätte. Er gebrauchte alle Vorsicht, die er nöthig hatte, um sein Lager zu befestigen, ehe die Hülfe der Gallier ankäme. In Ansehung des Orts untersuchte er anfänglich die Beschaffenheit von Alexia: und indem er die Lage gar zu vortheilhaft fand, hielte er es nicht für gut, dasselbe anzugreifen. Er erkante auch, daß sein Lager befestiget werden müste. Alle diese Betrachtungen waren die Wirkung von der Klugheit des Caesars: so kan uns auch der Sieg, den Caesar über seine Feinde davon trug, beweisen, daß die Tapferkeit von der Klugheit unterstüzzet zum Zwek der gefährlichsten Unternehmungen gelangen kan.

Aber, unterbrach Cleantes, die Anmerkung, die Ihr über die Vorsicht des Caesars gemacht habt, die Oerter zu betrachten, wo er handeln solte, erinnert mich an eine ziemlich genaue Geschichte, die da bestätiget, daß der Umstand des Orts einige Aufmerksamkeit verdiene. Man wolte eine Bildsäule des Jupiters haben, um sie in seinem Tempel an einem erhabenen Orte aufzurichten. Weil man nun wünschete, daß diese Bildsäule gut gemachet werden möchte, so wählete man zween geschikte Bildhauer. Man that einem jeden von ihnen den Vorschlag, an seiner Seite zu arbeiten, und eine Bildsäule zu machen, und man versprach demjenigen eine wichtige Belohnung, dem es am besten gerathen würde. Ein jeder Bildhauer gab sich alle Mühe, um sein Werk volkommen zu machen. Der eine von ihnen hatte seine Bildsäule fertig, und man fand die Arbeit sehr schön: nicht allein alle Theile des Leibes, sondern auch die Haare, die Nägel und Runzeln, waren so fein ausgearbeitet, daß man nicht umhin konte, die Geduld und die Geschiklichkeit des Werkmeisters zu bewundern. Der andere Bildhauer machte seine Bildsäule auch, aber man verwarf dieselbe, und man fand, daß sie schlecht gemacht, und daß sie kaum aus dem Gröbsten herausgearbeitet war. Der Bildhauer indes, der da sahe, daß jederman seine Bildsäule verachtete, bittet, daß man ihm für sein Gehalt erlauben möchte, sie einen Augenblik an ihre Stelle zu sezzen. Der Bildhauer erhält seine Bitte, und sezzet seine Bildsäule an den Ort, wo er wil. Zu derselbigen Zeit erhob man auch diejenige, die so volkommen geschienen hatte: wie gros war aber nicht

das Erstaunen der Zuschauer, als sie sahen, daß sie sich in dem Urtheil betrogen hatten, das von ihnen gefället war. Die Bildsäule, von der man geglaubet hatte, daß sie nur aus dem Gröbsten heraus gearbeitet sey, schien ein volkommenes Werk zu seyn. Ihre Züge, die vorher grob schienen, erlangten durch die Entfernung eine unendliche Zärtlichkeit und Anmuth. Die Erhebungen der Muskeln, die man entsezlich gefunden hatte, zeigten sich nur mit einer Ründung, die mit der übrigen Gestalt übereinstimmete. Die Schönheit der andern Bildsäule hingegen verschwand, man fand keine Gleichförmigkeit mehr, und man bemerkete nicht einen einzigen gesezten Zug daran.

Ich gestehe, erwiederte der Ritter, daß dies Beispiel bestätigen kan, daß das Nachdenken unumgänglich nöthig sey, um in unserm Vorhaben fortzukommen; es ist immer eine Thorheit, die Folgen nicht zu untersuchen, welche die Sachen haben können, in die wir uns einlassen. Der grosse Scipio, zubenamt der Africaner, sezte sich in eine große Gefahr, weil er diesen Grundsaz vergas; und wenn sein günstiges Glük ihn nicht aufbehalten hätte, so könte man dreist glauben, daß er das Schlachtopfer seines Unverstandes geworden wäre. Als dieser General in Spanien war, und auf Mittel dachte, sich zum Herrn von Karthago zu machen: so bildete er sich ein, daß er leicht zum Zwek seines Unternehmens kommen könte, wenn er die Freundschaft des Siphax, des Königes in Macedonien, gewinnen könte. Die Ausführung folgete dem Entwurf des Generals gleich. Scipio nahm, ohne viel zu überlegen, zwo Galeeren mit

sich,

sich, und ohne andere Zubereitungen gieng er zu Schiffe nach Numidien. Das Glük fügte es, daß Asdrubal, der General der Karthaginienser, zur selbigen Zeit ausreisete, um sich zu dem Siphax zu begeben. Die Römer und Karthaginienser begegneten sich. Asdrubal, der fünf Galeeren hatte, und sahe, daß sein Feind nur zwo habe, entschlos sich, ihn anzugreifen. Er mochte sich aber auch noch so viel bemühen ihn einzuholen, so konte er doch nicht zum Zwek kommen. Zum Glük für den Scipio erhob sich ein Wind, der ihn aus der Sache zog. Er kam zuerst in den Hafen. Asdrubal unterstund sich, aus Hochachtung gegen den Siphax, nicht, etwas zu unternehmen. Scipio, der dieser Gefahr entgangen war, würde nicht sicherer gewesen seyn, wenn Siphax vorsichtiger gewesen wäre. Dieser lezte hätte eine so schöne Gelegenheit ergreifen müssen. Es war sein Vortheil, sich eines römischen Generals zu bemächtigen. Hätte er sich dessen bedienet, so würde er sein Königreich und seine Freiheit nicht verloren haben. Kurz, fügte der Ritter hinzu, man mus bekennen, daß Scipio bei dieser Gelegenheit sein Heil nur dem Fehler des Siphax zu danken hatte.

Die großen Männer, unterbrach Cleantes, fehlen oft an dieser Seite. Weil sie sich der Unternehmungen erinnern, in denen sie glüklich gewesen sind, so wagen sie sich allezeit leichter, als andere; und es mag aus einem Zutrauen auf ihr gutes Glük, oder durch die Rechnung, die sie sich auf ihre Eigenschaften machen, kommen, sie machen sich wenig aus der Gefahr. Wenn Milon seine Stärke nicht gekant hätte; wenn er nicht gehoffet hätte, sich derselben mit eben

dem

dem Vortheil zu bedienen, als in dem Streit mit den Fechtern: so würde er sich niemals unterstanden haben die schädliche Eiche zu zerspalten, die, indem sie sich mit Gewalt wieder zusammenfügte, ihm die Hände dergestalt zerdrükte, daß er sie niemals wieder aus der Oefnung herausziehen konte, in die er sie gestekt hatte. Er diente den wilden Thieren zum Raube, und seine ganze Stärke konte ihn vor ihrer Wuth nicht beschüzzen.

Aus allen diesen, antwortete der Ritter, mus man schließen, daß die Verwegenheit eine thörichte Versicherung sey, die uns mehr hoffen lässet, als wir müssen, und die uns verhindert, die Gefahr vorherzusehen. Diese unmäßige Versicherung, die aus einer zu guten Meinung herrühret, die man von seiner Stärke und von seinen Eigenschaften hat, reizet die Seele durch ihre Lebhaftigkeit, verwirret sie durch ihre Bewegung, und überredet sie leicht, daß ihre Kräfte größer wären, als sie wirklich sind, und daß sie allezeit im Stande sind, ihr zu dienen. Man mus sich nicht darüber wundern, wenn die Seele, die sich von einer so mächtigen Hülfe unterstüzzet siehet, sich schmeichelt, und sich im Stande zu seyn glaubet, alles zu unternehmen, und allem zu widerstehen.

Dieser Fehler findet sich bei allen Ständen und Würden des Menschen, fügte der Ritter hinzu. Wir haben heut zu Tage Frauen in der Welt, die da glauben, ihr Herz sey anders gemacht, als andere. Diese Art giebt sich insgemein durch eine schwarze Kleidung zu erkennen, oder durch einen andern schlechten Puz, der dazu dienet, sie von andern zu unterscheiden. Man findet auch andere Heilige, die auch

ohne

ohne diese Kleidung doch denselben Charakter haben. So wol die ersten, als die andern, bauen so sehr auf sich selbst, daß sie glauben, nichts sey vermögend ihrer Freiheit zu schaden. Die Erfahrung hat uns indes gelehret, daß sie nicht unempfindlich sind. Man wil so gar, daß es einige unter ihnen giebt, die viel zärtlicher und verliebter sind, als andere Frauen.

Wie ich nun sehe, sagte darauf Cleantes, so erstrekt sich die Verwegenheit sehr weit.

Man darf nicht daran zweifeln, antwortete der Ritter, und wenn man vorausseżt, daß man jedesmal verwegen handelt, so oft man Unternehmungen wagt, die über unsere Kräfte reichen: so mus man bekennen, daß die Verwegenheit ein zahlreiches Gefolge hat. Denn wie viel Leute, verfolgte der Ritter, zerbrechen sich die Nase, indem sie Dinge unternehmen wollen, die sie nicht kennen; wie viel, die, ohne ihre Kräfte zu untersuchen, sich den grösten Männern gleich schäzzen wollen; wie viel, die, indem sie sich zu hoch erheben, sich dem Falle des Ikarus ausseżzen *).

Pindarum quisquis studet æmulari,
Iule, ceratis ope Daedalea
Nititur pennis, vitrio daturus,
Nomina ponto.

Außer der Verwegenheit, von der wir eben geredet haben, fügte der Ritter hinzu, giebt es noch eine, die sehr besonders ist. Es ist eine Art von Unverstande und Verwegenheit. Diese Art von Verwegenen ist destomehr zu befürchten, weil sie ihre Entwürfe mit einer so außerordentlichen Kühnheit ausführen, daß

*) Hor. Od. lib. I. 4.

daß man es nicht glauben würde, wenn die Geschichte und die tägliche Erfahrung uns nicht Beispiele davon gäben. Virgil hatte die folgenden Verse gemacht:

Nocte pluit tota, redeunt spectacula mane
Diuisum imperium cum Joue Caesar habet.

Der Dichter schmeichelte dem August darin, daß er sagte, daß dieser Fürst, indem er die Vergnügungen des Friedens den Kriegsverwirrungen folgen ließe, seine Gewalt mit dem Jupiter theilete, der nach einer finstern und regenhaften Nacht einen schönen Tag erscheinen ließe. Als diese Verse offenbar wurden, so versprach August dem Urheber derselben eine Belohnung. Weil nun Virgil sich nicht entdekte, so hatte ein schlechter Dichter, Batille genant, die Unverschämtheit gehabt, sich die Verse zuzueignen, um die Belohnung deshalb zu empfangen. Man sagt, daß diese Begebenheit den Virgil anreizte, die vier folgenden Verse zu machen:

Sic vos non vobis vellera fertis oves
Sic vos non vobis mellificatis apes
Sic vos non vobis nidificatis aves
Sic vos non vobis fertis aratra boves.

Man mus bekennen, antwortete Cleantes, daß Batille ein kurzweiliges Urbild war.

Gut, erwiederte der Ritter, die Verwegenen, von denen wir reden, bleiben nicht bei so kleinen Dingen, sie treiben ihre Arglistigkeit und ihre Unverschämtheit noch viel weiter. Das Recht, welches uns die Geburt giebt, ist in allen Zeiten und bei allen Völkern als eine heilige und unverlezliche Sache angesehen worden. Auch der Unterscheid einer jeden Familie und eines jeden Menschen macht einen jeden von

dem

dem gewis, was ihm zukömt, und verhindert einen Fremden, daß er sich dasselbe nicht zueigne.

Wenn das nicht so wäre, unterbrach Cleantes, so würde eine häsliche Verwirrung in dem Leben seyn. Ein Mensch, der der Gesellschaft unnüz ist, würde sich ungestraft das Wachen desjenigen zueignen, der sich dem Nuzzen des Vaterlandes gewidmet hat; der Faule würde dem fleißigen Bürger die Belohnung seines Fleißes nehmen; der Boshafte würde mit dem Tugendhaften den Werth theilen, der nur dem Verdienst zukömt.

Ey wohl, sagte der Ritter darauf, so traurig auch eine solche Unordnung für die menschliche Gesellschaft seyn mag, so giebt es doch immer solche Leute, die sich von bösen Griffen ernähren, die ungestraft Titel annehmen, die ihnen nicht zukommen. Diese Art von Leuten, die sich so verkleidet haben, und mit dem Namen eines Graven oder Marquis bedekket, lassen es nicht, die Welt zu durchlaufen und das gemeine Wesen zu betriegen; es ist nicht außerordentlich, von Zeit zu Zeit einige von ihnen zu sehen, die sich der Güter eines andern geschikt bemächtigen, und wol gar zu einem ansehnlichen Glük gelangen.

Ich erinnere mich, unterbrach Cleantes, eines Stüks aus der Geschichte, das sich hier ziemlich hin schikket. Nach dem Tode des Herodes, der seine zwei Kinder, den Alexander und Aristobul, hatte hinrichten lassen, erschien ein falscher Alexander, der, indem er demjenigen volkommen gleich sahe, dessen Namen er angenommen hatte, so ungescheut behauptete, Herodes sey sein Vater, daß viel Juden ihm erkanten, ihm eine große Summe Geldes verschaffe-

ten, und ihn in den Stand sezten, die Würde zu behaupten, die er sich gegeben hatte. Der Kaiser Tiberius, der wohl wuste, daß die Kinder des Herodes todt waren, verlangete den Betrüger zu sehen, und lies ihn nach Rom kommen. Nachdem er einige Fragen an ihn gethan hatte, so bemerkte er, daß er harte und grobe Hände habe. Es ist nicht natürlich, sagte er zu ihm, daß ein Prinz keine schöne Haut hat, es ist also glaublich, daß Alexander ein Betrüger ist. Dieser wurde so verwirret, daß er seine List bekante. Der Kaiser verdammete ihn auf die Galeeren, und lies denjenigen mit dem Tode bestrafen, der ihn unterrichtet hatte.

Sehet noch ein besser Urbild, antwortete der Ritter. Unter der Regierung des Sylla kam ein Betrüger, der wenigstens eben so frech war, als der, von dem wir eben geredet haben, zu jemand, der Asinius Dion hies, fiel ihn um den Hals, und nante ihn seinen Vater. Der gute Dion ward ohne Zweifel bestürzt, einen Sohn zu sehen, den er nicht kante. Der Betrüger lies es dabei nicht, er suchte den rechten Sohn des Dions, überhäufte ihn mit Scheltworten, und jagte ihn aus dem Hause seines Vaters.

Cleantes, der diesen Tag gern zu guter Zeit nach Hause gehen wolte, nahm Abschied von dem Ritter, als er, indem er sich umdrehete, einen französischen Edelman hinter sich erblikte, der seit einigen Tagen zu Brüssel angekommen war, den man aber selten auf dem Spazziergange sahe. Der Edelman suchte lieber eine geheime Unterredung, oder er verschafte sich lieber eine verliebte Zusammenkunft. Weil er indes angenehm in Gesellschaft war, und es überdies

gut

gut Spazzierengehen war, so verschob Cleantes seine Geschäfte, die ihn nach Hause riefen, leicht auf eine andere Zeit. Er entschlos sich desto ehe dazu, da Montigni, dies war der Name des Edelmans, der Gesellschaft eine sonderbare und angenehme Geschichte versprach. Und das sonderbareste war noch, daß, als er vernahm, daß die Unterredung des Cleantes und des Ritters die Verwegenheit und Unverschämtheit betroffen hatte, er ihnen noch versprach, daß seine Geschichte einige Beziehung auf diesen Gegenstand habe.

Kurzweilige Begebenheit eines Normans.

Ein Norman hatte aus gewissen unbekanten Ursachen sein Vaterland verlassen, und war nach Salon, einer kleinen Stadt in der Provence, gekommen. Es sey nun, daß er sein Geld verschwendet hatte, oder daß er der jüngste von Caux war, ein Land in der Normandie, wo die Aeltesten Herren sind, und wo die Jüngsten schlecht bedacht werden, so viel ist doch gewis, daß unser Norman sehr dürftig nach Salon kam, das ist, mit einer Tasche, die mit wenigen Münzsorten versehen war. Dieses hinderte ihn doch nicht, nach einiger Zeit an eine Heirath zu gedenken. Er hatte so gar das Glük, eine Frau zu finden, die ihm ein ziemlich ansehnliches Heirathsgut zubrachte. Es sey aber, daß der Norman sein Glük zu machen gedachte, oder daß er Ursachen hatte, seine neue Wohnung zu verlassen; er fassete den Entschlus, nach den Americanischen Inseln zu reisen. Er schiffete sich des-

halb zu Marseille ein. Die vielen Dinge, deren man auf der See entbehren mus, das schlechte Wetter, und die Länge der Reise würden die Schiffahrt unerträglich machen, wenn man sich nicht auf eine andere Art schadlos halten wolte. Deshalb hatten auch die Reisenden, die mit Flavigni, dies war der Name des Normans, zu Schiffe waren, alle Vorsicht gebraucht, die sie nöthig geglaubt hatten, um die Zeit angenehm zuzubringen. Weil aber kein Vergnügen volkommen ist, so hatten auch unsere Reisende nicht alle die Genugthuung, die sie sich versprochen hatten. Wirklich, als sie sich bemüheten lustig zu seyn, so hatten sie den Verdrus zu sehen, daß einer ihrer Reisegefährten nachdenkend, traurig, tiefsinnig und gleichsam von dem Gewicht einer verdrieslichen Sache niedergedrükt war. Und das Besonderste war noch, daß Fontenelle, dies war der Name des schwermüthigen Reisenden, dem Norman so gleich sahe, daß man Mühe hatte, sie zu unterscheiden. Er war von derselben Größe, er hatte dieselbe Gestalt, sein Ansehen, seine Augen und alle seine Züge. Es sey nun, daß diese Aehnlichkeit, oder ein anderer Bewegungsgrund Eindruk in das Gemüth des Normans gemacht hatte, er hatte große Lust zu wissen, welches die Ursach von dem Verdrusse des Fontenelle sey. Der verschmizte Norman glaubte, daß es, um dieses Geheimnis zu entdekken, nöthig sey, sich in das Herz des Reisenden einzuschleichen. Um darin glüklich zu seyn, zwang er sich, auch schwermüthig zu seyn, und indem er seine Zeit in Acht nahm, daß Fontenelle allein war, so gieng er mit einem traurigen und tiefsinnigen Ansehen auf ihn zu. Die List

des

des Flavigni glükte ihm wunderbar; durch dies Mittel gewan er die Gunst des Fontenelle. So halten sich die Menschen aus sonderbaren Ursachen zusammen. Dies mag seyn, Flavigni, der seinen Man auf dem Punct sahe, wo er ihn haben wolte, zwang sich noch mehr traurig zu scheinen, und stellete sich so gar, als wenn er ihm seinen Verdrus anvertrauen wolte. Ach mein lieber Fontenelle, schrie der Norman, mit wie viel Schmerz bin ich nicht überhäufet, wenn ich daran denke, daß ich von einer Frau getrennet bin, die ich mehr als mich selbst liebe, von einer Frau, die meine ganze Lust und mein ganzes Vergnügen ausmachte? Ich leide mehr, als ich ausdrükken kan. Meine Bekümmernis übertrift vielleicht die empfindlichsten Uebel. Ach! wenn ich bisweilen aufgeräumt scheine, so bin ich nicht weniger zu beklagen; niemals leidet die Seele mehr, als wenn sie sich zwingen wil. Der verstelte Flavigni endigte diese Worte mit einem so traurigen Tone, daß man niemals hätte argwohnen sollen, daß es nicht wahr sey, was er sagte. Bei allem diesen war es noch das Besonderste, daß die Erdichtung des Flavigni bei dem Fontanelle was wirkliches war. Flavigni dachte nach aller Wahrscheinlichkeit niemals weniger an seine Frau. Und vielleicht war auch niemals einer gewisser verliebt gewesen als Fontenelle. Wir sind volkommen in einerlei Zustande, antwortete der tiefsinnige Reisende, ich bin von der liebenswürdigsten und volkommensten unter allen Frauen getrennet. Diese Trennung, fügte er hinzu, ist mir desto empfindlicher, da ich befürchte, daß das arme Kind aus Verdrus sterben wird, denn man kan es Euch wohl sagen, daß sie

von ihrer Familie entfernet ist, und daß sie noch nicht viel Bekantschaft zu Marseille hat, wo ich mich nur seit zween Monaten niedergelassen habe, indem meine Handlung gemacht hat, daß ich Avignon habe verlassen müssen, welches mein und meiner jungen Frau ihr Vaterland ist. Der Norman lobte die treue Glut des Fontenelle sehr, und sagte ihm die besten Sachen von der Welt, um ihn zu trösten. Fontenelle that dasselbe, und nachdem sie sich einer den andern getröstet hatten, so giengen sie hin, sich zu den übrigen Reisenden zu verfügen, die sich nicht wenig wunderten, den Fontenelle aufgeräumter zu sehen, als gewöhnlich. Flavigni, der ein Vertrauter des Provencers geworden war, war indes derjenige, der den grösten Theil an seinen Geheimnissen hatte. Er war von allen seinen häuslichen Sachen, und von allen Umständen seiner Familie und seiner Frau unterrichtet. Während dieser Umstände kam das Schif nach Martinique; und wenn die Reisende über den glüklichen Fortgang ihrer Reise zufrieden waren, so betrübten sie sich nicht weniger, weil sie verbunden waren, sich zu trennen. Besonders Fontenelle verlies den Flavigni nur mit vieler Bekümmernis; und vielleicht würde ihm diese Trennung noch empfindlicher gewesen seyn, wenn er sich nicht geschmeichelt hätte, bald wieder nach Frankreich, und zwar in der Gesellschaft seines Vertrauten zu kommen. Seine Wünsche wurden indes nicht erfüllet; er konte seine Geschäfte nicht so bald endigen, als er gewünschet hatte, und er vernahm, daß das Schif, auf welchem er nach Martinique gekommen war, bald unter Segel gehen müste, und daß Flavigni sich darauf sezzen würde,

um

um wieder nach Frankreich zu kehren. Der betrübte Fontenelle nahm Abschied von dem Norman, und nachdem er ihm einen Brief an seine Frau mitgegeben hatte, so bat er ihn, denselben seiner Frau selbst zu geben, so bald er nach Marseille käme. Der Norman übernahm die Verrichtungen alle, die man ihm auftrug, und versprach, sie genau auszurichten. Er reisete von Martinique ab, kam nach Marseille, seine Briefe aber und seine Verrichtungen wurden vergessen. Er sezte sich hingegen in den Kopf, einen Streich auf seine Weise zu spielen. Er entschlos sich deshalb, zu der Frau des Fontenelle zu gehen, und ihr weis zu machen, daß er ihr Man sey. Weil er sich der Umstände vortreflich erinnerte, die er während seiner Reise gehöret hatte, und er überdies dem Manne der jungen Frau volkommen gleich sahe, so glaubte er, daß es ihm nicht schwer werden würde, in seinem Vorhaben glüklich zu seyn. Kurz, der Norman vergas nichts, um seinen Entwurf auszuführen. Er nahm alle Vorsicht, die er nöthig glaubte, er nahm ein Kleid und eine Peruque als Fontenelle. Er übete sich unterschiedene Tage auf die Gebehrden und auf den Gang desselben; und als er hernach durch das Mittel einer geschikten Kuplerin gewis erfuhr, daß die Fontenelle allein war, so begab er sich nach ihrer Wohnung. Flavigni frug eine Magd, die da kam, um ihm die Thür zu eröfnen, mit einem Tone als ihr Herr, wo seine Frau sey, und ohne ihr Zeit zur Antwort zu lassen, stieg er mit einer stolzen Miene bis in das oberste Stokwerk. Nachdem er einige Kammern durchgegangen war, so kam er in ein Zimmer, in welchem er eine junge Person mit einer gu-

ten Bildung erblikte, die sich nachlässig auf einen Kanapee geleget hatte, und in dieser Lage den Schlaf zu erwarten schien. Weil unser Avanturier die Vorsicht gebraucht hatte, sich die Fontenelle zeigen zu lassen, so hatte er nicht viel Mühe sie zu erkennen. Er lief mit einem eifrigen Ansehen auf sie zu, fiel ihr um den Hals, nante sie seine liebe Frau, seine liebe Hälfte, und vergas nichts, um ihr die Freude zu bezeugen, die er hatte, sie wieder zu sehen. Die Fontenelle, die von dem Erstaunen wieder zu sich selbst gekommen war, welches ein so unerwarteter Besuch bei ihr verursachet hatte, betrachtete die Person genau. Weil nun die junge Frau Verstand hatte, so erkante sie leicht, das dies nicht ihr Man sey. So volkommen auch die Gleichheit zweier Personen seyn mag, so findet sich doch allezeit etwas, das ihre Züge verändert. Die Stimme, die Manieren, unterscheiden sich immer durch ein ich weis nicht was. Kurz, die Fontenelle erkante den Betrug, und sie hatte gar keine Ursache mehr zu zweifeln, als sie, indem sie den Avanturier zum zweiten mal betrachtete, ein Zeichen nicht an ihm fand, das ihr Man im Gesicht hatte, und das ihm von einem Schlage übrig geblieben war, den er sich in der Jugend ins Gesicht gegeben hatte. Die Fontenelle, die entschlossen war sich zu rächen, und die befürchtete, daß der Mensch ihr entkommen möchte, glaubte, daß es dienlich sey, sich zu verstellen. Es glükte ihr wunderbar; und es sey nun, daß man sich von demjenigen leicht überredet, was man wünschet, oder daß die junge Frau sich gut zu verhalten wuste: genug der Betrüger Flavigni zog sich selbst in die Falle, und so listig er auch

war,

war, so dachte er doch nicht daran, daß man ihn betrügen wolte. So weit waren die Sachen gekommen, als man stark an die Thür klopfen hörete. Die Fontenelle sahe alsobald aus dem Fenster, und da sie erkante, daß dieses drei von ihren guten Freundinnen waren, so lief sie ihnen entgegen. Nachdem sie dieselben in einen Saal hatte gehen lassen, so erzählete sie ihnen geschwind ihre Geschichte. Diese Frauen, die von einer aufgeräumten Gemüthsart waren, wünschten ihr zu diesem glüklichen Zufal Glük, und stiegen eiligst hinauf, um den Urheber einer so sonderbaren List zu sehen. Der Norman, der ihnen entgegen gekommen war, obgleich ein wenig bestürzt wegen dieser Ansprache, begrüßete sie, doch mit einer Stimme, die seine Bestürzung nicht entdekte. Er fieng so gar die Unterhaltung mit einer so leichten Art an, und verfolgete sie mit so vieler Artigkeit, daß so gar eine von den Freundinnen der Fontenelle aufstund, um ihr zu sagen, daß sie sich wol könte geirret haben; und was sie beträfe, so wäre sie völlig überzeugt, daß der Neuangekommene der Herr Fontenelle sey. Man mus nicht vergessen, daß die Frau des Normans, nachdem sie von Salon abgereiset, nach Marseille gekommen war, wo sie einen Lehrmeister auf dem Klavier angenommen hatte. Weil sie eine gute Fähigkeit zur Musik hatte, und sehr geschikt war, so sahe sie sich bald im Stande, sich durch sich selbst volkommen zu machen. Wirklich, sie machte sich so geschikt, daß alle Frauen, die einen Geschmak an der Tonkunst oder an den Instrumenten hatten, sich ein Vergnügen daraus machten, sie in ihrer Gesellschaft zu haben. Das Glük fügte es, daß

sie diesen Tag bei der Fontenelle war. Eben in der Zeit, da ihr Man hereinkam, war sie in der Stimmung eines Flügels begriffen. Weil sie ihr Gemüth mit ihrer Arbeit angefüllet hatte, so kam sie nicht aus der Kammer heraus, in der sie war. Weil indes nur ein einfaches Tafelwerk den benachbarten Saal von ihr absonderte, so hörete die Tonkünstlerin ein jedes Wort, was man sagte; und wegen der Begrüssungen die gegenseitig gemacht wurden, glaubte sie wirklich, daß dies der Herr des Hauses sey, der von seiner Reise zurük käme. Sie wurde aber nicht wenig bestürzt, als die Fontenelle, die sehr vertraut mit ihr war, kam, ihr ihre Geschichte zu erzehlen, und sie zugleich um Rath zu fragen, was sie dabei zu thun hätte. Die Flavigni, die von Natur neugierig war, lief in das Zimmer, wo die Gesellschaft war. Wie erstaunte sie aber nicht, als sie, indem sie näher hinzugieng den Avanturier zu betrachten, erkante, daß es ihr Man sey. Die Bewegung, die sie bei sich verspürte, machte ihrem Unwillen Plaz; es fehlete nicht viel, daß sie ihren Zorn nicht ausbrechen lies: es sey aber durch Vernunft oder Höflichkeit, sie hielte es zuträglicher sich zu entfernen. Aus Furcht, daß die Bewegung, die sie hatte, sie kentbar machen möchte, so gieng sie aufs eiligste aus dem Saale und wieder in ihr Cabinet. Die Fontenelle, die darin geblieben war, wurde außerordentlich bestürzt, sie mit einem finstern und tiefsinnigen Ansehen wiederkommen zu sehen. Sie wuste nicht, wem sie die Traurigkeit zuschreiben solte, die über ihrem Gesicht verbreitet war. Die Flavigni machte kein Geheimnis aus ihrem Verdrus, sie entdekte sich der Fontenelle, und

gab ihr von der Entdekkung Nachricht, die sie gemacht hatte. Man kan es niemals ausdrükken, was damals in der Seele dieser beiden Frauen vorgieng. Die Tonkünstlerin verabscheuete die Untreue ihres Mannes, die Fontenelle entrüstete sich über seine Unverschämtheit, beide hatten Lust sich zu rächen, und beide hatten Ursachen, die dieser Rache widerstritten. Der Zufal war gewis kizlich, mehr als eine Frau hätte Mühe gehabt sich seiner anzunehmen. Die Fontenelle betrachtete den Betrug des Normans als eine Nachstellung ihrer Ehre. Sie hätte seine Unverschämtheit gerne bestraft, sie befürchtete aber, daß man die Sache übel auslegen, und derselben einen schlimmen Zug geben möchte, wenn das Publicum von dieser Begebenheit unterrichtet würde. Man siehet auch gemeiniglich, daß die Frauen in Ansehung der Ehre so wenig Gerichtshändel anfangen, als ihnen möglich ist. Die Tonkünstlerin war am verwirtesten, und das ist nicht außerordentlich. Sie hatte ihren Man lange nicht gesehen, und gesezt, daß sie ihn in Ansehung seiner nicht geliebt hätte, so liebte sie sich selbst doch genug, um sich seiner nicht berauben zu wollen. Sie war indes lebhaft gerührt, und sie wolte sich rächen. Es war schwer, dies alles mit einander zu vereinigen. Sie kam indes doch zum Zwek, und sie machte ihre Rechnung so gut, daß sie Liebe und Rache vereinigte, und daraus kan man die Größe der weiblichen Geschiklichkeit erkennen. Die Flavigni gab der Fontenelle von ihrem Entwurf Nachricht. Die Fontenelle fand denselben so vernünftig, daß sie ihn billigte. Nachdem von beiden Seiten die Maasregeln genommen waren,

und man bestimmet hatte sie auszuführen, so hielte die Tonkünstlerin, die sich nicht zeigen konte, ohne Gefahr zu laufen erkant zu werden, für nöthig, in dem Cabinet zurük zu bleiben. Die Fontenelle gieng wieder zu ihren Freundinnen, und nachdem sie ihnen ins Ohr gesagt hatte, daß sie an das Schiksal ihres Avanturiers gedacht habe, so zauderte sie nicht lange, ihnen das Verlangen zu entdekken, welches sie hatte, dieselben zum Abendessen zurük zu behalten. Der Betrüger hingegen, der sehr gewünscht hatte, sich mit der jungen Frau allein zu finden, bemühete sich geschikt sie weggehen zu lassen: die Fontenelle blieb aber unveränderlich, und bezeugte ihren Frauen von neuem das Vergnügen, welches sie haben würde, den Abend mit ihnen zuzubringen. Ihr seyd unsere gar zu gute Freundinnen, sagte darauf der Betrüger, indem er wohl sahe, daß dies nicht leicht zu hintertreiben sey, als daß ihr uns diese Gunst versagen woltet. Meine Frau und ich, fügte er hinzu, behalten Euch zum Abendessen bei uns. Die Freundinnen der Fontenelle waren gar zu ungeduldig, den Ausgang dieses Auftrits zu sehen, als daß sie das Anerbieten nicht hätten annehmen sollen, das man ihnen gethan hatte. Die Fontenelle, welche die Sachen auf dem Punct sahe, wo sie dieselbe haben wolte, stund auf, um die nöthigen Befehle zu geben. Sie lies eine artige Mahlzeit zubereiten. Der Tisch war gedekt, und jeder nahm seinen Plaz. Das Gastmahl war sehr lustig; die Frauen, die sehr aufgeräumt waren, ergözten sich besonders. Man hatte schon Obst gebracht, und der Avanturier, der in der besten Gemüthsverfassung stund, hatte eben ein Lied her-

hergesagt, als er plözlich die Farbe veränderte, die Augen zuthat, und ohne die geringste Bewegung hinfiel. Dieser unvermuthete Zufal sezte die Gäste in eine außerordentliche Verwunderung. Sie betrachteten sich einer den andern mit Augen voller Unruhe, als die Fontenelle, um sie aus der Verwirrung zu ziehen, ihnen entdekte, daß dies die Wirkung eines Pulvers sey, welches sie in eine Flasche Wein hätte mischen und ihn während der Mahlzeit damit bedienen lassen. Das Ergözzendeste ist aber noch, fügte sie hinzu, daß die Frau des Cavaliers sich hier befindet: und weil sie diejenige ist, die ihrem Manne dies verordnet hat, so zweifele ich nicht, daß sie nicht über die Wirkung sehr vergnügt seyn solte, die es hervorgebracht hat. Die Flavigni, die in dem Kabinet gehöret hatte, daß man von ihr redete, kam, sich in die Gesellschaft zu mischen. Nachdem sie ihre Begebenheiten erzählet hatte, so verlor sie keine Zeit, sie lies sich eine Kutsche suchen und wünschte den Frauen einen guten Abend. Nachdem die Tonkünstlerin nach Hause gekommen war, so war sie doch wegen ihres Schläfers etwas unruhig. Gewis, ein eingeschläferter Mensch ist dasjenige so wenig, was er einer Frau seyn mus, daß es ihr etwas gereuete, an das schlafmachende Pulver gedacht zu haben. Weil nun nach allen ihren gemachten Betrachtungen kein Mittel zu ersinnen war, so lies sie ihren Man entkleiden, und während, daß man ihn ins Bette brachte, so bediente sie sich der Zeit, ihre Kammermagd von dem zu unterrichten, was sie zu thun habe. Nachdem sie indes die Befehle ertheilet hatte, so legte sie sich zu ihrem Man, indem sie ohne Zweifel glaub-

te, daß seine Einschläferung vergehen, oder doch wenigstens von keiner langen Dauer seyn würde. Es daurete indes länger, als sie geglaubt hatte. Erst gegen den Tag kam Flavigni wieder zu sich selbst, nachdem ohne Zweifel der schlafmachende Trank seine Wirkung gethan hatte. Er war anfangs bestürzt, als er aufwachte, indem er sich nicht erinnern konte, wenn er sich niedergelegt, oder wie er die Nacht zugebracht habe. Er bemühete sich, sein Gedächtnis zurükzurufen, als er heftig an die Thür klopfen hörte. Dies war die ungeduldige Fontenelle, die sehr früh aufgestanden war, und die mit ihren Freundinnen einen erschreklichen Lerm machte. Obgleich die verschlagene Flavigni die Erfinderin dieser List war, so stelte sie sich doch erstaunt. Die Kammermagd ebenfals, die da Bescheid wuste, schrie aus allen Kräften, daß man vor der unrechten Thür sey, und daß man hier nicht die Gewohnheit habe, so früh aufzustehen. Die Fontenelle indes, gab sich als den Herrn Fontenelle, den Man der Frau Fontenelle, an, und die Kammermagd lief alsobald hin, um ihrer Frau anzuzeigen, daß ihr Man, der Herr Fontenelle, vor der Thür sey. Gut, sagte darauf die Flavigni, ich glaube Margot, daß ihr närrisch seyd; wisset ihr nicht, daß mein Man seit gestern wiedergekommen und mit mir zu Bette gegangen ist? Auf mein Gewissen, antwortete Margot, es ist doch ein Man vor der Thür, der sich Herr Fontenelle, den Man der Frau Fontenelle, nennet. Auf diese Betheurung wird der Man sehr ängstig; er glaubt wirklich, daß der Man der Fontenelle angekommen ist; und in der Furcht, die er hat, erwischet zu werden, springt er unten

ten vom Bette, und wil sich in ein benachbartes Kabinet verbergen. Ach mein Herr, was macht ihr? sagte darauf seine Frau. Solte es möglich seyn, fügte sie hinzu, daß mein Man den Verstand verloren hätte? Während dieser Handlungen kömt die Fontenelle mit ihren Freundinnen herein, und gehet gerades Weges in das Kabinet, in welchem sich der Betrüger verborgen hat. Der ganze Haufe wünschet ihm wegen seiner glüklichen Wiederkunft Glük, und bemühet sich ihn wieder zu seiner Frau zu bringen. Der Avanturier ist wegen dieses Auftrits sehr bestürzt. Er weis nicht, ob das, was er siehet, ein Traum ist. In der Verwirrung, in welcher er ist, hat man nicht viel Mühe, ihn wieder zu seiner Frau zu bringen. Die Tonkünstlerin, um die Begebenheit zu endigen, versprach förmlich, daß sie nicht ermangeln würde, allezeit an diesen Liebeshandel zu gedenken. Ihre Drohworte und Verweise trugen nicht viel bei, um die Sinne ihres Mannes zurük zu rufen.

Viertes Gespräch.

*****
* D *
* er Ritter war in dem Lustwalde angekom-
***** men. Er hatte schon einige Gänge daselbst gethan, als er Cleant von ferne erblikte, welcher

cher mit schnellen Schritten auf ihn zueilete. Der Ritter, der ihm entgegen gegangen war, wurde bestürzt, ihn nicht so aufgeräumt zu sehen als gewöhnlich. Er wolte ihm seine Verwunderung entdekken, als ihm Cleantes zuvorkam, und also zu ihm redete:

Ihr könnet es nicht glauben, mein lieber Ritter, wie viel ich in der Gesellschaft habe ausstehen müssen, die ich jezt verlassen habe. Man mus bekennen, daß es sehr eigensinnige Leute und manchen lächerlichen Eigensin in der Welt giebt. Ich gieng mit zween Italiänern aus, der eine ist ein römischer Ritter, der andere ein Edelman aus Piemont. Unser Gespräch war anfänglich ziemlich lustig. Wir unterhielten uns lange von der Art, mit welcher in Italien ein Liebhaber seine Liebste liebet, und über die Aufführung des Mannes in Ansehung seiner Frau. Endlich fielen wir auf die Wunderwerke.

Aber, unterbrach der Ritter, diese Unterredung muste angenehm seyn, ich begreife nicht, wie Ihr habt dabei verdrieslich seyn können.

Die Erzählung gewisser Wunderwerke, erwiederte Cleantes, von denen man mich überzeugen wolte, schien mir unerträglich. Ich habe niemals etwas verdrieslichers gehöret: dasjenige im Gegentheil, was ich von den Besessenen hörte, ergözte mich sehr. Nach demjenigen, was mir diese Italiäner sagten, bestehet der grösseste Theil ihrer Landesleute entweder in Hexenmeistern oder Besessenen; und das außerordentlichste ist noch, fuhr Cleantes fort, daß die italiänischen Teufel sehr andächtig sind, und große Gesellschaft lieben; es ist keine fromme Feierlichkeit, wo die Teufel nicht mit bei sind. Sie lieben die

Wal-

Walfahrten, und besonders die, welche sehr weit sind. Sie gehen z. B. von Loretto nach Rom; von Rom gehen sie nach Neapel, um dem Feste des heiligen Januarius beizuwohnen; von Neapel begeben sie sich nachher nach St. Niklas von Barbi mitten in Apulien.

Auf diese Art, unterbrach der Ritter, sind die italiänischen Teufel sehr von den Teufeln der vorigen Jahrhunderte unterschieden. Diese waren mürrisch und tiefsinnig; sie flohen die Gesellschaft der Menschen und wohneten in den Gräbern. Sie werden aber vielleicht nach so vielen Jahrhunderten ihre Beschaffenheit verändert haben, und weniger wild und mehr geistig geworden seyn.

Dies mag seyn, wie es wil, antwortete Cleantes, hierin war mir das Gespräch nicht verdrieslich. Ich litte nur alsdenn, wenn man mich überreden wolte, daß die einfältigsten und natürlichsten Dinge Wunderwerke wären. Weil ich sahe, daß meine Reisende sehr eingenommen und eigensinnig waren, so unternahm ich es nicht einmal, ihre Neigungen zu bestreiten, und fieng an, ihren Possen zuzuhören, aber aus Rache fluchte ich wol vier mal bei mir selbst, und wäre gerne von ihnen los gewesen.

Dies unglükliche Vorurtheil, antwortete der Ritter, ist ein entsezlicher Fehler. Wenn man aus Schwachheit, aus Unwissenheit, oder aus Mangel der Ueberlegung, eine seltsame oder außerordentliche Meinung gefasset hat, so verläst man sie selten. Man siehet nicht, daß ein eigensinniger und eingenommener Kopf seine gefasten Begriffe fahren lasse: aber niemals ist ein Vorurtheil hartnäkkiger, niemals han-

delt

delt es mit mehrerer Stärke und mehrerm Eindruk in das Gemüth, als wenn es die Religion oder die Wunderwerke betrift.

Darüber wundere ich mich nicht, antwortete Cleantes, denn es ist natürlich, daß ein Mensch für seine Religion eingenommen sey, es sey, auf was Art es wolle. Alles befiehlet ihm diesen Eifer. Hat er sie von seinen Vorfahren empfangen, oder ist er darin gebohren, so weis man, daß dasjenige, was man in der Jugend lernet, nicht aus dem Gemüth ausgelöschet wird. Die Begriffe, die man sich in einem so zarten Alter fasset, werden fast nicht vergessen. Es ist mit dem Verstande, sagt man, wie mit einem Gefäs, welches den Geruch von dem ersten Safte, den es in sich gefasset hat, niemals verlieret. Es ist nicht weniger natürlich, fuhr Cleantes fort, daß ein Mensch, der die Religion verlassen hat, in der er gebohren ist, auf diejenige eifrig sey, die er ergriffen hat, besonders, wenn er es Gewissenshalber gethan hat; denn in dem Fal können nur starke Gründe ihn bewogen haben, diesen wichtigen Schrit zu thun, und diese Gründe haben zum wenigsten Meinungen entdekken müssen, die er vernünftiger fand, als diejenigen, die er verlassen hat. Man darf sich deshalb nicht wundern, fügte Cleantes hinzu, wenn man einen Hang hat, sich zum Vortheil der Religion einnehmen zu lassen. Ueberdies wird die unüberwindliche Liebe, welche die Menschen für ihren besondern Gottesdienst haben, noch dadurch vermehret, daß sie wissen, daß sie nicht die einzigen in der Religion sind, welche sie bekennen. Eine jede Sekte stelles sich die großen Männer ihrer Parthei

vor.

vor. Ein jeder Besonderer weis mit Vergnügen, daß eine fast unendliche Zahl seinen Meinungen folget; und wenn die Gesellschaft angenehm ist, so ist sie es nicht weniger bei dieser Gelegenheit. Man siehet deshalb auch viele Leute, die keine bessere Versicherung von der Güte ihrer Religion haben, als die Gewisheit, in der sie sind, daß viele andere eben so denken, wie sie. Man darf sich nicht weniger wundern, daß die Begriffe von außerordentlichen Dingen so geschikt sind, Vorurtheile zu erregen. Begebenheiten, die wunderbar sind, tragen, so zu sagen, gewisse Reizungen bei sich, die sich fast immer des Verstandes bemächtigen. In diesen Gelegenheiten werden die Menschen gemeiniglich durch Schwachheit und Unwissenheit zu einer Art von Leichtgläubigkeit gebracht, die nicht leicht zu zerstören ist. Man mus deshalb auch bekennen, daß diese Art von Vorurtheilen schwer zu heilen sey: zum wenigsten hat uns die Erfahrung gelehret, daß sie mehr Stärke hat, als die Vernunft, und daß sie mehr über den Verstand vermag, als alle mögliche Mittel.

Ich weis eine besondere Geschichte, unterbrach der Ritter, welche zum Beweise dienen kan, daß der Begrif von außerordentlichen Dingen die Natur bisweilen zwinge. Oft ist nichts mehr nöthig, um den hartnäkigsten Widerstand zu überwinden, und eine der gefasten Entschließung ganz widrige Parthei ergreifen zu lassen.

Eine junge und sehr schöne Frau hatte ihren Man verloren, den sie recht zärtlich liebte. Ob ihr Schmerz gleich länger gedauret hatte, als der Matrone zu Ephesus ihrer, so litte doch ihre Schönheit

dabei nicht, und sie behielte in der Trauerzeit ein frisches Ansehen, und gewisse Reizungen, die durch ein tiefsinniges Gesicht noch lebhafter und stärker gemacht zu werden schienen. Es fehlete deshalb der jungen Schönheit nicht an einer Menge von Leuten, die sich bemüheten, ihr aufzuwarten. Es war keiner von diesen Liebhabern, der nicht alle seine Geschiklichkeit anwandte, um die Gunst der Schönen zu gewinnen: aber die Bemühungen dieser Verehrer waren unnüz. Die junge Witwe antwortete auf ihre Wünsche nur gleichgültig. Sie hatte sich in den Kopf gesezzet, Witwe zu bleiben, vielleicht aus einem Ueberbleibsel von Freundschaft, die sie für ihren Man auch nach seinem Tode erhielte, vielleicht um ein freieres und weniger abhängendes Leben zu führen. Alles dies ist nicht zu ergründen: zum wenigsten wird man jezt die Bewegungsgründe nicht entdekken, nach welchen eine Frau handelt. Dies mag seyn, als einer von diesen Liebhabern, der hartnäkkiger war, als alle die andern, sahe, daß die junge Frau alle seine Mitbuhler weggeschaffet habe, so glaubte er, daß er die Hofnung zu seiner Eroberung nicht so bald aufgeben dürfte. Die Liebe, welche er für seine Schöne hatte, gab ihm immer neuen Muth, und er dachte nur auf Mittel, wie er ihre Gunst erlangen könte. Dieser Gedanke beschäftigte seine Seele beständig, und lies ihm seine Zuflucht zu einer sehr artigen Erfindung nehmen. Er wohnete nahe bei seiner Schönen, und eben diese Nachbarschaft war es, die ihn auf seine List denken lies. Um sie auszuführen, suchte er einen jungen Savoyer. Als er seinen Man gefunden hatte, gab er ihm etwas Geld, und versprach ihm noch mehr,

wenn

wenn er verschwiegen seyn, und sich geschikt aufzuführen wissen würde. Der Savoyer, welcher wegen seiner guten Begebenheit froh war, wartete mit Ungeduld auf die Verrichtung, zu der er bestimmet war; und der verliebte Jonquille, dies war der Name des Liebhabers, dachte nur auf seinen Entwurf. Er stieg geschwind auf den Hausboden, von da gewan er das Dach, und nachdem er den Schornstein, der in die Kammer seiner Schönen gieng, erforschet hatte, unterrichtete er den Savoyer von allem, was er thun müsse. Der gelehrige Italiäner richtete seine empfangene Befehle genau aus; er gieng in den Schornstein und stieg leicht herunter. So bald er sahe, daß er nahe genug bei dem Zimmer der jungen Witwe war, und daß man ihn leicht hören konte, so fieng er ein Geschrei an, welches einem Brüllen ähnlich war, und bemühete sich ihre Stimme nachzumachen. Das ganze Haus erschallete von dieser widrigen Musik. Die Witwe erwachte von einem so außerordentlichen Lerm. Ihre Kammermagd, ihre Bedienten, alles war in einer tödtlichen Furcht, und wusten nicht, was sie von einem solchen Geschrei denken solten. Die junge Witwe, welche von Natur furchtsam war, sezte sich in den Kopf, daß der Geist ihres Mannes aus der andern Welt wiedergekommen sey. Dieser Gedanke, und die widrige Musik, die noch eine ziemliche Zeit dauerte, machte bei der jungen Frau einen solchen Eindruk, daß sie den übrigen Theil der Nacht in einer entsezlichen Unruhe und Bewegung zubrachte. Das Sonderbarste war noch, daß sie so gewis glaubte, daß es der Geist ihres Mannes sey, der sich habe hören lassen, daß sie

sich nicht einen Augenblik bedachte, um diese Neuigkeit auszubreiten. Die ganze Gegend wuste es des Morgens so gar schon, daß der Geist des Herrn Papillon aus der andern Welt wiedergekommen sey, und daß er bei seiner Ankunft einen ziemlichen Lerm gemacht habe. Die Witwe war desto verwirreter, da sie nicht wuste, in welcher Absicht sie von diesem Geiste besuchet würde. Die Begebenheit der vergangenen Nacht wurde ihr eine Ursache zu tiefen Ueberlegungen: bald fürchtete sie, ihrem Manne Verdrus gemacht zu haben; bald glaubte sie, er käme wieder, um eine Hülfe von ihr zu verlangen, die er nöthig hätte. Diese verschiedene Gedanken hatten sie verhindert, so früh zu Bette zu gehen, als sie gewohnt war, ob sie gleich sehr schläfrig war. Es war schon über zwölf Uhr, als sie noch nicht schlafen konte, und sie war noch mit den lächerlichen Gedanken beschäftiget, die sie sich auf Rechnung ihres Mannes gemacht hatte, als der Savoyer durch den Schornstein stieg, und seine Musik mit einem noch außerordentlichern Tone anfieng, als die vorige Nacht; denn, es sey, daß ihm dies Spiel gefiel, oder daß er durch die Freigebigkeit des verliebten Jonquille muthig gemacht wurde, er schrie so wunderbar und seltsam, daß die Witwe keine Ursache mehr hatte, zu zweifeln, daß es nicht ihr Man sey, der sie mit dieser schönen Musik beehrete. Ein dienstfertiger Nachbar der Witwe, der dergleichen Mährchens nicht glaubte, war, als sich die Nachricht von der Wiederkunft des Geistes des Herrn Papillons ausgebreitet hatte, zu der jungen Frau gegangen, und hatte alles mögliche gethan, um sie aufzurichten, und ihr begreiflich zu machen, daß

die

die Geister aus der andern Welt nicht wiederkämen: aber alles dieses konte zu nichts helfen. Die junge Frau war von dieser Sache so eingenommen, daß nichts in der Welt vermögend war, ihr diese Meinung zu benehmen. Als die Nacht kam, so war der Savoyer fleißiger, als die vorige Nacht, und er kam noch vor der ordentlichen Stunde der Musik. Es war noch nicht Mitternacht, als er durch den Schornstein gieng, und anfieng sein widriges Brüllen hören zu lassen. Der Nachbar indes, der bei die Frau Papillon zum Besuch gekommen war, hatte die Neugier gehabt, sich in alle Zimmer führen zu lassen. Weil er bemerket hatte, daß kein anderer Ausgang war, als die Thüren und Fenster, so hatte er sich gleich eingebildet, daß jemand durch den Schornstein steige, und darin den Lerm mache, welchen man dem Geiste des Herrn Papillon zueignete. Um sich wegen seines Zweifels zu erklären, war er mit einem von seinen Freunden auf einen kleinen Thurm gestiegen, der auf dem Dache des Hauses stund, und hatte sich daselbst an ein Fenster gestellet, aus dem er den Schornstein leicht wahrnehmen konte, der in die Kammer der Schönen gieng. Der Nachbar hatte sich in seinem Muthmaßen nicht betrogen. Er war noch nicht lange auf der Schildwache gewesen, als er den Savoyer ankommen sahe, der sich bemühete in den Schornstein zu gehen. So bald er seine Musik anfieng, glaubten der Nachbar und sein Freund, daß es Zeit sey, von dem Thurm zu steigen, und giengen auf das Dach, und erwarteten die Zurrükkunft des Schornsteinfegers mit Ungeduld. So bald sie ihn zurüksteigen höreten, wurden sie ganz stille, und

da sie ihren Man bereit sahen herauszugehen, griffen sie ihn an die Haare und hoben ihn aus dem Schornsteine. Der Schornsteinfeger, welcher außerordentlich erschrokken war, glaubte, er sey unter den Klauen des Teufels. Die Furcht, in der er war, machte ihn stum; ein kalter Schweis lief über alle seine Glieder, das Herz bebete ihm, und er fiel in eine Ohnmacht. Dies hinderte nicht, daß man ihn in ein benachbartes Zimmer brachte, wo man ihn, nachdem er wieder zu sich selbst gekommen war, mit heftigen Schlägen bedrohete, wenn er nicht diejenigen bekennete, die ihm eine solche Verrichtung aufgetragen hätten. Der Savoyer lies sich nicht lange bitten. Er erzählete seine ganze Begebenheit. Er zeigete die Person an, die ihn zu dieser Handlung verbunden hatte, und er zeigete sie so wohl an, daß es nicht schwer war, sie zu erkennen. So bald der Tag kam, und ehe die Witwe aufgestanden war, gieng der Nachbar zu dem verliebten Jonquille, dem Urheber der List. Er stellete ihm die Gefahr vor, welcher er die Frau Papillon ausgesezzet hatte, den Schrekken, den er ihr verursachet hatte, und alle die Einbildungen, welche die Furcht in der Seele dieser jungen Witwe hervor gebracht hatte. Als der Liebhaber sahe, daß er entdekt, und daß es nicht möglich war, seinen Streich zu leugnen, so entschuldigte er sich aufs Beste wegen der Gleichgültigkeit seiner Schönen. Er drükte den Schmerz, mit dem ihn die Unempfindlichkeit der Frau Papillon überhäufte, mit so lebhaften Worten aus. Er gab seinen Eifer und seine Zärtlichkeit für diese grausame Schönheit so wohl zu erkennen, daß der Nachbar von der traurigen Beschaffenheit dieses beküm-

kümmerten Liebhabers gerühret werden muste. Er entschlos sich, daß er sich des verliebten Jonquille annehmen wolte. Es sey nun, daß er aus der Erfahrung wuste, wie viel ein Liebhaber leidet, wenn ihn seine Liebste nicht lieben wil; es sey, daß er von Natur ein zärtliches Herz hatte, oder daß er glaubte, daß er seiner Nachbarin einen Dienst thäte, wenn er machte, daß sie eine Person heirathete, die sie so zärtlich liebte. Deshalb war er weit davon entfernet, der jungen Frau von dem entdekten Geheimnis Nachricht zu geben, und er nahm sich vor, sie in den Gedanken zu lassen, die sie sich auf Rechnung ihres Mannes gebildet hatte. Er theilete dem Jonquille seinen guten Vorsaz mit, daß er, weit davon sich seinem Vergnügen zu widersezzen, alles mögliche thun wolte, um die Frau Papillon zu verbinden, ihn günstiger zu hören. Bei diesen Worten bedienete sich Jonquille, der vor Freuden außer sich, und von Erkentlichkeit durchdrungen war, der zärtlichsten Ausdrükke, um seinem Wohlthäter zu danken. Der Nachbar war indes der Meinung, daß man die Musik aufheben, und die Frau Papillon in Ruhe lassen solte. Er versprach aber dem Jonquille dagegen, daß die Sachen deshalb nicht schlimmer gehen würden. Der dienstfertige Nachbar besuchte die Witwe auch wirklich denselbigen Tag, und stellete ihr vor, daß die Gesellschaft eines Mannes sie ruhiger machen würde; er fügte hinzu, daß ihr Alter und Zustand sich mehr zur Heirath als zum unehelichen Stande schikke. Obgleich diese Unterhandlung sehr kizlich war, und die junge Frau nicht viel Neigung zu einer zweiten Heirath hatte: so hinderte dies doch nicht, daß der

Sachwalter des Jonquille in seinem Suchen glüklich wurde. Seine Gründe rührеten die Frau, und machten einen starken Eindruk bei ihr. Der Umstand war dem Jonquille wirklich sehr günstig. Die Witwe war von der Furcht noch nicht befreiet, die sie noch beständig hatte, daß der Geist ihres Mannes aus der andern Welt zurükkäme. Dieser Gedanke, der sie unaufhörlich beschäftigte, entschlos sie, dem Rath ihres Nachbars zu folgen, so daß der verliebte Jonquille, Dank seiner List, endlich den Lohn seiner Beständigkeit erhielte, und die Frau Papillon heirathete.

Man kan aus dieser Begebenheit schließen, fügte der Ritter hinzu, daß die Schwachheit des Verstandes oft Ursache an dieser Leichtgläubigkeit ist, welche die einfältigsten Dinge als Wunder ansehen lässet.

Man weis auch, unterbrach Cleantes, daß Frauen, Kinder und Greise, und Personen, die von Natur furchtsam sind, einen großen Hang zur Leichtgläubigkeit haben. Ihre Einbildung ist leicht zu überraschen. Es ist wenig nöthig, um ihnen ausschweifende und lächerliche Begriffe zu geben. Die Frau Papillon ist es nicht allein, welche geglaubet hat, daß die Geister aus der andern Welt zurükkämen. Die furchtsame Natur vieler Frauen hat sie oft dazu gebracht, daß sie geglaubt haben, sie hätten Gespenster gesehen; sie sind davon so eingenommen, daß nichts in der Welt vermögend gewesen ist, ihnen ihren Irthum zu benehmen. Es ist bisweilen geschehen, daß Leute, die von einer langen Reise zurükgekommen sind, und von denen man lange keine Nachricht gehabt hat, sich vor ihren Verwandten nicht haben

ben sehen lassen können, ohne sie in ein tödtliches Schrekken zu versezzen. Zum wenigsten, sagte Cleantes, kan die Begebenheit, die ich jezt erzählen wil, zum Beweise dieser Wahrheit dienen.

Der Ritter D *** besas alle Eigenschaften, die einen Man von Stande unterscheiden können. Er war von einer artigen Bildung, schönen Leibesgestalt, und hatte überdies einen feinen und aufgeräumten Geist. Alle diese Vorzüge, die ihm die Liebe aller derer, die ihn kanten, zugezogen, hatten nicht wenig dazu beigetragen, um ihm die Gunst der jungen Grävin D *** zu gewinnen, die mit einer großen Schönheit viel Klugheit und Verdienst verband. Der Ritter, welcher mit Vergnügen sahe, daß die Grävin gegen die Zärtlichkeit, welche er für sie hatte, empfindlich war, würde seine Wünsche bald erfüllet gesehen haben, wenn ihn nicht ein Amt bei der Armee verbunden hätte, sich von seiner lieben Grävin zu entfernen. Weil er indes von ihrem Eifer überzeugt war, und weil er wuste, daß sie ihn gar zu aufrichtig liebte, um ihn in seiner Abwesenheit vergessen zu können, so bemühete er sich, den Verdrus, den ihr ihre Ungeduld machte, zu besänftigen, und seinen Schmerz linderte er durch die süsse Hofnung, daß er nach dem Feldzuge den Lohn seiner Zärtlichkeit empfangen werde. Die Zeit näherte sich, da er sich zu der Armee begeben und sein Regiment einholen muste, welches in Italien war. Da der Tag seiner Abreise kam, nahm er von seiner Schöne Abschied, und gab ihr tausend Versicherungen von den zärtlichen Empfindungen seines Herzens. Die Verliebten schieden mit thränenden Augen und mit gegenseitigen

Versicherungen der volkommensten Freundschaft von einander. Da der Ritter sein Regiment erreichet hatte, lies er keine Gelegenheit vorbei, um seinen Muth zu zeigen; und ob er gleich mit dem Andenken seiner Liebste ganz beschäftiget war, so lies er es doch nicht, sich durch die Erfüllung seiner Schuldigkeit zu unterscheiden. Da er sich in der Schlacht bei Guastalla befand, drang er so tief in die feindliche Armee, daß er den Gefahren nicht hätte entfliehen können, denen er sich aussezte, wenn sein Muth ihn nicht unterstüzzet hätte. Er fiel an, und vertheidigte sich mit so vieler Lebhaftigkeit, daß viele Feinde das Schlachtopfer seiner Tapferkeit wurden. Dem ohnerachtet wurde er verwundet, und zwar so gefährlich, daß er unter die Zahl der Todten gerechnet wurde; da er aber noch ein Zeichen des Lebens von sich gab, so leistete man ihm alle mögliche Hülfe. Indes verbreitete sich die Nachricht von seinem Tode zu Paris, und kam zu den Ohren der jungen Grävin. Man kan allen den Schmerz nicht ausdrükken, von dem diese treue Liebhaberin eingenommen wurde, als sie das Unglük erfuhr, welches ihrem lieben Ritter begegnet war. Sie glaubte, daß ihr Leben nach dem Verlust ihres Liebhabers nur verdrieslich seyn dürfte. Sie fiel in eine tiefe Schwermuth, die ihr das widrigste Gemüth von der Welt gab. Die Eltern der Schönen wandten alles an, um sie zu trösten, und vergaßen nichts, um ihren Schmerz zu zertheilen. Man schikte sie zu einer von ihren Verwandten, die ein sehr schönes Schlos, funfzehn Stunden von Paris, hatte. Diese Verwandte war eine junge Witwe, welche, da sie viel Verstand hatte und sehr gut zu

leben

leben wuste, alles an sich zog, was von Standespersonen in der Nachbarschaft war. Als die Grävin in diesen angenehmen Aufenthalt gekommen war, so fand sie einigen Trost für ihren Schmerz, aber die Ursache davon konte sie nicht vergessen. Die treue Liebhaberin war immer mit dem Verlust ihres lieben Ritters beschäftiget; oft flohe sie die Gesellschaft und suchte die Einsamkeit, um sich mit mehrerer Freiheit wegen des Schmerzens zu beklagen, den sie erlitte. Indes war der Liebhaber der jungen Grävin fast wieder hergestellet, und seine Wunden waren weniger gefährlich, als man anfänglich geglaubet hatte. Die Sorge, welche man für den Kranken getragen hatte, und seine gute Leibesbeschaffenheit hatten ihn fast ganz gesund gemacht. Der Krieger hatte durch die Briefe eines seiner Freunde den lebhaften Schmerz, von dem seine Liebste bei dem Gerücht seines Todes durchdrungen war, vernommen. Bei dieser Nachricht wurde der Ritter von der lebhaftesten Erkentlichkeit eingenommen. Er war sehr ungeduldig seine Schöne wieder zu sehen; und an stat ihr zu schreiben, um sie aus dem Irthum zu ziehen, in welchen sie durch das falsche Gerücht seines Todes gesezt war, entschlos er sich, ihr die Zeitung von seiner Wiederherstellung selbst zu überbringen. Weil er wuste, daß die junge Schöne ihn mit einer wahren Zärtlichkeit liebte, so machte er sich ein wahres Vergnügen aus dem angenehmen Erstaunen, welches sein Anblik bei ihr verursachen solte. Nachdem er die Erlaubnis erhalten hatte, die Armee zu verlassen, und nach Paris zurükzukehren, um seine Gesundheit daselbst desto besser wieder herstellen zu können, so reisete er in Gesellschaft eines

bekanten Officiers ab; und in der Ungeduld, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit wiederzusehen, betrachtete er die Beschwerden der Reise nicht; er vergas so gar, daß er noch nicht völlig gesund war, nichts konte ihn aufhalten. Die Heftigkeit seiner Liebe machte ihn außerordentlich hurtig. Er kam in wenig Tagen bis bei Paris. Er war ohngefehr noch zwanzig Stunden davon, als sein Reisegefährte ihn bat, daß er ihn zu dem Landgute einer Witwe begleiten solte, die er genau kennete, und der er gar zu stark verpflichtet wäre, als daß er so nahe vor ihrem Schlosse herkommen solte, ohne sie zu besuchen. Der Ritter glaubte, daß er diese Gefälligkeit desto weniger abschlagen dürfte, da das Landgut der Witwe nicht sehr weit war. Die Officiere nahmen diesen Weg, und glaubten, daß sie daselbst zu rechter Zeit ankommen wolten, aber ihre Vergnügungen wurden durch eine verdriesliche Widerwärtigkeit beunruhiget. Weil der Freund des Ritters oft bei der jungen Witwe gewesen war, und er glaubte, daß er sich des Weges zum Schlosse wohl erinnern wolte, so versäumete er es, einen Führer mitzunehmen. Dieser Mangel der Vorsicht warf die Officiere in eine große Verwirrung: denn sie fiengen an, sich zu verirren, und entfernten sich so weit vom Wege, daß es schon eine Stunde nach Mitternacht war, als sie bei dem Schlosse der Schönen ankamen; und es war noch durch ein großes Glük, als der Freund des Ritters den Weg wiederfand. Weil er die Bedienten des Hauses oft gesehen hatte, so hatte er nicht viel Mühe, sich zu erkennen zu geben. So bald der Pförtner seinen Namen gehöret hatte, so machte er ihm

ge-

geschwind das Thor offen. Weil die Officiere indes glaubten, daß es zu spät wäre, um der Frau ihre Ankunft zu melden, so hielten sie es nicht für gut, sie aufwekken zu lassen. Sie waren mit einer Kammer zufrieden, die ihnen ein alter Bedienter abtrat: aber der Ritter brachte den übrigen Theil der Nacht sehr verdrieslich zu. Er erwartete den Tag mit vieler Ungeduld, es sey nun, daß ihm sein Zimmer nicht gemächlich genug war, oder daß ihn seine Liebe gar zu sehr beschäftigte. So bald er sahe, daß die Wiederkunft der Morgenröthe den Tag ankündigte, fassete er den Entschlus, sich anzukleiden, und so lange herumzugehen, bis er die Frau des Schlosses begrüssen könte. Weil ihm die Lage des Orts nicht bekant war, so lies er sich durch eine Person des Hauses in den Garten führen. So bald er daselbst angekommen war, so schienen ihm gewisse Lauben, durch die das Licht fast nicht dringen konte, ein geschikter Ort zu seyn, um seine verliebten Träumereien zu unterhalten. Einem Liebhaber, der von seiner Schönen entfernt ist, bleibt die Einsamkeit allezeit angenehm und reizend. Seine weniger zerstreuete Seele denkt mit mehrerer Freiheit an den verlangeten Gegenstand. So empfand auch der Ritter, ganz vol von den Gedanken an seine liebe Grävin, an diesen einsamen Oertern ein unendliches Vergnügen. Die Schöne, welche er liebte, stellete sich seinem Geiste als gegenwärtig; er bildete sich ein, sie zu sehen, und glaubte, sie zu unterhalten. So angenehm aber auch das Vergnügen des Ritters an diesem angenehmen Orte war, so würde sein Herz doch noch zufriedener und seine Ungeduld noch größer gewesen seyn, wenn er gewust hätte, daß

das

das Kabinet, in dem er war, seiner getreuen Liebste oft zur Zuflucht diente, und daß die junge Schönheit oft käme, um daselbst Thränen zu vergießen, die nicht weniger Zeichen des Schmerzens als der Zärtlichkeit waren. Wie konte aber der Ritter an seinem Glükke zweifeln? Er wuste nicht, daß die Schöne aus Paris gereiset, und noch weniger, daß sie auf dem Lande war. Der Officier, mit dem er von der Armee gekommen war, hatte ihm den Namen von der Frau des Schlosses wol gesagt, aber das war das erste mal, daß er von ihr reden hörte; er kante sie gar nicht, und wuste nicht, daß seine Schöne mit ihr verwandt war. Er konte sich also unmöglich einbilden, daß er in einem Schlosse sey, wo er seine liebe Grävin antreffen solte. Da der Ritter indes darauf dachte, daß sein Freund seinetwegen in Angst seyn könte, so glaubte er, daß er nicht länger in der Einsamkeit bleiben dürfte. Er gieng deshalb geschwind aus der Laube, er hatte kaum einige Schritte gethan, so traf er die junge Grävin in einem bedekten Gange an, in welchem sie gewohnt war alle Morgen zu spazzieren. In diesem Augenblik troknete sie einige Thränen ab, die sie dem Andenken seines Todes geschonken hatte. Die Grävin erkante ihren Liebhaber gleich, und weil er ihre ganze Einbildung angefüllet hatte, so hielte sie ihn für sein Gespenst, und flohe mit einer unglaublichen Geschwindigkeit. Der verliebte Ritter lief ihr nach, um sich zu bemühen, sie aufzuhalten, aber sein Fleis war eitel. Die junge Grävin war von ihrem Vorurtheil so eingenommen; sie war so gewis überzeugt, daß der Schatten ihres Liebhabers hinter ihr sey, daß sie ihr Schreien verdop-

doppelte, und fast ohne Athem zu einem Saale kam, den sie offen gelassen hatte: sie gieng plözlich herein, und schlos die Thür zu, ehe ihr Liebhaber sie erreichen konte. Ein Gärtner, der von der Flucht der Grävin Zeuge war, und der ihr Schreien gehöret hatte, glaubte anfänglich, daß man der jungen Schönen Gewalt thun wolte. Da er dies gewis glaubte, so war er alsobald zu dem Zimmer der Frau gelaufen, und hatte sie von dem, was er gesehen hatte, benachrichtigen lassen. Die Verwandte der jungen Schönen wurde durch diese Neuigkeit sehr gerühret; und ob sie gleich entschlossen war, wegen einer kleinen Unpäslichkeit etwas lange im Bette zu bleiben, so stund sie doch eilig auf, und gieng in den Saal: aber wie erstaunte sie, ihre schöne Verwandte daselbst ohnmächtig zu finden? Der lebhafte Schmerz, von dem sie sich bei dem Anblik eines so traurigen Zufals eingenommen fand, brachte sie in eine heftige Entzükkung. Sie war ganz außer sich, sie war so verwirret und bestürzt, daß sie auch nicht der geringsten Betrachtung fähig war. Ihre Bedienten kamen, um ihr zu sagen, daß in der Nacht zween Officiere angelanget wären, aber sie hörte sie nicht. Die Bedienten fügten hinzu, daß der eine Officier ihr Bekanter sey, sie nanten seinen Namen: aber sie war bei allem, was man ihr sagte, nicht im geringsten aufmerksam. Seltsame Blindheit der Seele, wenn sie sich heftigen Bewegungen überlässet! Man möchte sagen, daß in diesem Augenblik die ganze Vernunft verloren sey. Das Gedächtnis und die Beurtheilungskraft werden schwach, und ihre Einsichten vergehen. Kurz, die Seele ist von dem Gegenstande, der sie gerühret hat,

so

so eingenommen, daß sie sich mit nichts als ihm beschäftiget. Daher kam es, daß die Frau des Schlosses an nichts dachte, als an die Krankheit ihrer schönen Verwandte. Sie befahl ihren Leuten, daß man sich des Verwegenen versichern solte, den man in ihrem Garten gesehen hätte. Alsobald ergriffen ihre Bedienten die Waffen, und mit ihnen verband sich eine Menge Bauren. Kaum gieng dieser bäuerische Haufen fort, so begegneten ihm die beiden Officiere. Der Ritter hatte seinen Freund schon von dem unterrichtet, was ihm begegnet war, und sie giengen in diesem Augenblik hin, um die Frau des Hauses zu begrüßen; sie waren desto eifriger, da sie verlangten, sich wegen vieler Dinge zu erklären, die ihnen wunderbar schienen. Außer dem Erstaunen, in welchem der Ritter war, seine liebe Grävin so unvermuthet angetroffen zu haben, war er noch in einer entsezlichen Unruhe. Er wuste nicht, was er von der plözlichen Flucht seiner Schönen denken solte, und er konte nicht begreifen, warum sie sich bei seiner Begegnung entsezzet hatte. Er glaubte wol, daß die junge Schöne, die ihn todt geglaubt hatte, bestürzt seyn würde, wenn sie ihn sähe, er hatte sich aber niemals eingebildet, daß sie ihn für ein Gespenst halten würde. Endlich war er nicht wenig erstaunt, daß sein Freund ihn in ein Schlos geführet hatte, wo er seine liebe Grävin fand. Sein Reisegefährte dachte auch an viel Dinge; er konte sich nicht genug wundern, daß der Ritter seine Liebste bei einer Person antraf, die er nicht kante, und von der er niemals hatte reden hören, und er fand es sehr wunderbar, daß diese Schöne mit so vieler Geschwindigkeit die Flucht

genommen hatte. Diese verschiedene Gedanken beschäftigten den Geist dieser Officiere, und sie waren in einer außerordentlichen Ungeduld, sich wegen aller dieser Zweifel gewis zu machen, als sie sich von einem Haufen Bedienten umgeben sahen, welche sagten, daß sie Befehl hätten, sie gefangen zu nehmen. Die Officiere wusten nicht, was sie von dieser wilden Versamlung denken solten. Sie wunderten sich noch mehr, als man auf sie anlegte, und zu ihnen sagte, man würde sie bei dem geringsten Widerstande niedermachen. Der Freund des Ritters, welcher den meisten von diesen Bedienten bekant war, schmeichelte sich anfänglich, sie zu beruhigen, oder zum wenigsten ihren Zwek zu erfahren. Er frug sie, ob die Frau des Schlosses ihnen solche Befehle gegeben hätte: aber er konte keine Erklärung erhalten, dieser ungelehrige Haufe hörete keine Gründe. Die Officiere wurden in ein Zimmer mit Gittern gebracht. Kaum waren sie da, so kam die Frau auch daselbst an: aber wie erstaunte sie, als sie daselbst jemand antraf, den sie wirklich hochachtete, und dessen Ankunft sie mit so vieler Ungeduld gewünschet hatte! Welch eine Verwirrung für die junge Witwe! Sie wolte reden und konte nicht. Die Stimme fehlete ihr, ihre Zunge stokte. Kurz, sie war so verwirret, daß sie eine Bezauberung zu sehen glaubte. Indes nahm der Officier, der der Witwe bekant war, das Wort, und bezeugete ihr den Verdrus, sich bei einer Person so verunglimpfet zu sehen, die er allezeit als eine von seinen guten Freundinnen betrachtet hätte, er fügte hinzu, daß er wegen der Gewaltthätigkeit noch empfindlicher sey, die man seinem Freunde angethan habe, der nur ihm

zu gefallen von seiner Reise abgegangen sey. Die Witwe, welche durch die Vorwürfe des Ritters gerühret ward, konte es nicht lassen, ihm ihr Misvergnügen wegen einer so verdrieslichen Begebenheit zu bezeugen; sie entschuldigte sich bei ihm auf die artigste und höflichste Art von der Welt. Sie fügte hinzu, daß sie desto mehr zu entschuldigen wäre, da sie nicht gewust hätte, daß er angekommen sey, und daß sie große Ursachen gehabt hätte, um ihre Bediente die Waffen ergreifen zu lassen. Nachdem sie ihm alles gesagt, was sie von dem Gärtner gehöret hatte, so erzählete sie ihm auch den betrübten Zustand ihrer schönen Verwandte. Bei dieser Neuigkeit wurde der Ritter von Schmerz ergriffen. Der Kummer, den er wegen des Zufals seiner Schönen empfand, benahm ihm die Freiheit, seine Begebenheit zu erzählen. Er wagte es indes, zu sagen, daß es wahr sey, daß er im Garten eine Mamsel angetroffen habe, die bei seinem Anblik so erschrokken sey, daß sie auf eine außerordentliche Art die Flucht genommen habe: man möchte sie ihm aber nur sehen lassen, so wäre er gewis versichert, daß sie gar keine Ursach hätte, sich über ihn zu beklagen. Die Frau, die mit dieser Erklärung völlig zufrieden war, glaubte, daß die furchtsame Natur der Grävin ihr ganzes Uebel verursachet habe, und daß alle ihre Furcht nur aus der Begegnung des Ritters entstanden sey. Die Witwe, die von dem eingenommen war, was der Ritter zu ihr gesagt hatte, eilete, um wieder zu der Grävin zu gehen, und bat die Offiziere, sie zu begleiten. Sie kamen in das Zimmer der jungen Schöne, die sich von ihrer Ohnmacht noch nicht erholet hatte; ihre Augen waren verschlossen,

sen, und die Verwirrung ihrer Seele schien auf ihrem Gesicht gemalet zu seyn. Ihre Verwandte näherte sich ihr, und bediente sich der zärtlichsten Ausdrükke, um ihr ihre Freundschaft zu bemerken. Sie bat sie, Muth zu fassen, und alle ängstliche Gedanken aus dem Sinne zu schlagen. Es war, als wenn die Grävin bei diesen Worten aus einem tiefen Schlafe kam, und sie bemühete sich der Grävin zu antworten. Kaum war ihre Stimme stark genug, um zu sagen, daß sie nicht wüste, wie sie nicht vo Schrekken gestorben sey, nachdem sie den Schatten ihres lieben Ritters gesehen habe. In diesem Augenblikke sahe die Schöne denjenigen, den sie genant hatte, und fieng an von neuem zu schreien, und fiel in denselben Zustand zurük, aus dem sie gekommen war. Die Frau des Schlosses wuste nicht, was sie von einer solchen Begebenheit denken solte. Ihr Erstaunen wurde noch stärker, da sie die Traurigkeit bemerkte, die sich auf dem Gesicht des Ritters ausbreitete. Indes näherte sich dieser bekümmerte Liebhaber seiner Schönen, und beklagte sich auf eine so zärtliche Art wegen des Unglüks, daß er nicht vor ihr erscheinen dürfte, ohne sie zu erschrekken, daß die Furchtsamkeit der Grävin ruhiger zu werden schien: und es sey, daß sie sich ein wenig ermunterte, da sie sahe, daß der Schatten ihres Liebhabers nicht so erschreklich war, als sie sich eingebildet hatte; es sey, daß sie sich selbst Gewalt anthat, genug, sie frug ihn mit einer schwachen und bebenden Stimme, ob es möglich seyn könte, daß er noch lebte? Der Ritter antwortete, daß der traurige Zustand, in dem er sie sähe, vermögend sey ihn zu tödten; daß er indes

noch lebe, und daß er noch immer dieselben Gesinnungen behalte, die sie gekant habe, ehe er zur Armee gegangen sey. Er fügte hinzu, daß, wenn sie sein Leben wünschte, so müste sie sich von der Schwachheit und Mattigkeit zu befreien suchen, mit der er sie überhäufet sähe. Diese Worte wirkten mehr, als alle Mittel, die man hätte anwenden können. Ihre Augen nahmen ihren gewöhnlichen Glanz wieder, und ihr schönes Gesicht rief die lebhafte und rothe Farbe zurük. Mehr war nicht nöthig, um das ganze Geheimnis zu erklären. Man merkte, daß die Schöne ihren Liebhaber für ein Gespenst gehalten hatte, daß ihr dieser Gedanke die Flucht nehmen lassen, und die Ohnmacht verursachet hatte, aus der man sie mit so vieler Mühe gezogen, oder besser zu sagen, von der ihr Liebhaber sie allein hatte befreien können.

Ich glaube, antwortete Cleantes dem Ritter, daß der Fehler der Leichtgläubigkeit von der wenigen Ueberlegung herkömt; denn der gröste Theil der Menschen siehet nur auf den Schein, und untersuchet die Quelle der Dinge nicht. Dieser Mangel der Ueberlegung führet oft zu den gröbsten Irthümern. Wirklich, die geringste Kleinigkeit ist vermögend, den Verstand einiger Leute zu verwirren. Höchstens ist nur ein feines Kunststük, dessen Grund die Geschiklichkeit der Hand ist, nöthig, um sie erstaunt zu machen; alles, was ihre Einbildung berühret, sehen sie als Wunder an; sie untersuchen nicht, ob die Ursach ihres Erstaunens nicht durch Regeln, die aus mathematischen Erkäntnissen gezogen sind, hervorgebracht seyn kan; sie betrachten nicht, ob nicht dasjenige, das ihnen wunderbar und erstaunlich scheinet,

net,

net, eine natürliche Wirkung ist; sie lassen sich durch den Schein betriegen, und bilden sich außerordentliche und lächerliche Begriffe. Ich wil Ihnen, fuhr Cleantes fort, eine Geschichte erzählen, die zum Beweise dieser Wahrheit dienen kan. Sie ist so lustig, als sonderbar, und trug sich vor einigen Jahren in einer Stadt in Piemont zu.

Ein Abt, der von einem Spazziergange zurükkam, fiel einige Schritte von einem Garten ohne Empfindung und ohne einiges Zeichen des Lebens zur Erden. Man glaubte anfänglich, daß dies nur eine Schwachheit sey. Man lief zu einem Wasserbrenner, dessen Bude in der Nähe war. Man brachte Brantewein herzu, und gos ihn in den Mund desjenigen, den man ohnmächtig zu seyn glaubte, in der Hofnung, daß die Stärke des Tranks seine Lebensgeister bald zurük rufen würde: aber der Brantewein that keine Wirkung, und man merkte, daß die Ohnmacht gefährlich sey, oder vielmehr, daß der Abt von derselben nicht wieder zu sich selbst kommen werde. Dies hinderte indes nicht, daß man ihm alle ersinliche Hülfe leistete, es war aber alles vergebens. Der Abt war todt, und es war kein Mittel dagegen. Indes langete der Vikarius einer benachbarten Kirche an. Der gute Mensch, der aus dem Gebirge war, und mehr Eifer als Geist besas, bemühete sich, die Puls des Abts zu berühren. Er berührete seine Stirn, seine Schläfe, und fand nicht die geringste Bewegung bei ihm. Weil er indes noch ein wenig Wärme bei ihm verspürte, so bildete er sich ein, daß dies noch ein Zeichen des Lebens seyn könte. Er glaubte, daß es das beste Mittel seyn würde, um

sich wegen dieses Zweifels zu erklären, wenn er ihm eine brennende Kerze vor den Mund hielte, indem er glaubte, daß sein Athem, wenn er noch nicht todt wäre, die Flamme zurük treiben, oder doch wenigstens bewegen würde. Der Vikarius schob diesen Versuch nicht auf; er hielte die Kerze so nahe an den Mund des Abts, daß der Brantewein, den man ihm gegeben hatte, und der noch nicht in den Magen gekommen war, anzündete. Der Vikarius erschrak dergestalt, daß er seine Kerze wegwarf, und nachdem er einige Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, aus allen Kräften an zu laufen fieng, indem er sich einbildete, daß der Abt ein Teufel, oder wenigstens vom Teufel besessen sey. Der gute Vikarius kam ganz außer Athem zu seiner Kirche; und nachdem er daselbst einige Gebeter zur Beschwerung der bösen Geister gethan hatte, so gieng er hin, um diese Neuigkeit bei allen auszubreiten, die er kante, und es fanden sich viele, die eben so leichtgläubig waren, als der unverständige Geistliche.

Man kan aus dieser Geschichte schließen, fügte Cleantes hinzu, daß die Ueberlegung zur Erforschung der Wahrheit unumgänglich nöthig ist; sie ist es, die uns lehret, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und das eine nicht mit dem andern zu vermengen. Und wenn ein alter Dichter gesagt hat: Felix, qui potuit rerum cognoscere causas; so kan man auch sagen: Glüklich ist der, der sich der Ueberlegung bedienet, und die Dinge erst gründlich und vernünftig untersuchet, ehe er sie beurtheilet. Wenn aber die Schwachheit des Verstandes und die geringe Ueberlegung die gemeiniglichen Quellen der Leichtgläubigkeit

und des Vorurtheils sind, so wird man doch auch finden, daß die Unwissenheit nicht wenig beitrage, um diese verdriesliche Unordnung zu verursachen. Wirklich, ein Unwissender ist leichter davon einzunehmen, als ein Kluger.

Dies scheinet mir desto gerechter, sagte darauf der Ritter, da selbst der Klügste bei dem Anblik unbekanter Dinge in eine Art von Erstaunen geräth. Weil der Verstand alsdenn verwirret ist, und merket, daß seine Einsichten unfähig sind, ihn zu unterrichten: so siehet er sich fast immer geneigt, den Gegenstand seines Erstaunens hochzuachten, und sich einen vortheilhaften Begrif davon zu machen. Die Ursache davon bestehet in der guten Meinung, die man immer von sich selbst heget; man wil sich lieber überreden, daß die Sachen, die man nicht begreift, wunderbar und außerordentlich sind, als seine geringe Einsicht gestehen.

Es ist wahr, antwortete Cleantes, man verehret die Dinge, die man nicht kennet. Dies hat auch ohne Zweifel die Heiden bewogen, aus den Gepräugen ihrer Religion Geheimnisse zu machen, weil sie überzeuget waren, daß sie viel ansehnlicher und ehrwürdiger scheinen würden, wenn das Volk nicht darin unterrichtet wäre, und nur eine geringe Zahl von Personen dieselbe kennete.

Die Staatskunst, antwortete der Ritter, hat uns hierüber Gesezze vorgeschrieben, denn sie hat uns gelehret, daß das Geheimnis unumgänglich nöthig sey, um in seinen Unternehmungen glüklich zu seyn. Deshalb hatte auch ein gewisser General der Armee, der die Folge dieser wichtigen Staatsregel kante, die

Gewohnheit zu sagen, daß er sein Hemd verbrennen wolte, wenn es sein Geheimnis wüste.

Aber, sagte darauf Cleantes, wenn ein General von der Armee so vorsichtig ist, um sein Vorhaben zu verbergen, so geschiehet es ohne Zweifel deswegen, weil er weis, daß die Feinde, wenn sie seine Handlungen entdekken, ihre Maasregeln darnach nehmen würden, um sich seinen Unternehmungen zu widersezzen. Dies ist desto natürlicher, weil ein Feind, der von dem Entschlus seines Widersachers unterrichtet ist, sich niemals überrumpeln lässet. Wird er überwunden, so geschiehet es nur durch die Macht. Eben so hat auch derjenige, der einige Kentnissen hat, große Vorzüge vor einem Unwissenden. Da dieser lezte nicht vernünftig genug ist, um von Sachen zu urtheilen, die sich seinem Verstande vorstellen, so mus man sich nicht wundern, wenn er sich verirret, und seltsame und lächerliche Begriffe macht. Daß aber die Leichtgläubigkeit und das Vorurtheil so oft Gefährten der Unwissenheit sind, kömt daher, daß die Unwissenden fast beständig ihre Sinnen um Rath fragen. Weil sie dies Zeugnis für untrieglich halten, so mus man sich nicht wundern, daß sie so fest auf ihren Meinungen bestehen, und daß sie dieselben mit so vieler Schwierigkeit verlassen. Man mus sich eben so wenig wundern, daß sie sich so leicht einnehmen lassen, denn sie betrachten nur den Schein.

Ich bin sehr dieser Meinung, sagte darauf der Ritter, und betrachte die Unwissenheit als eine der vornehmsten Ursachen des Vorurtheils, und ich erinnere mich deshalb einer Geschichte, die zum Beweise dieses Sazzes dienen kan. Ein General des Kaisers

Carl des V. wurde mit einer ansehnlichen Flotte nach Amerika geschikket. Da er durch das übele Wetter länger auf dem Meere gehalten wurde, als er gedacht hatte, so waren gar keine Lebensmittel mehr in den Schiffen, so, daß es andem war, daß das ganze Schifsheer Hungers sterben solte. Da der General indes bei der Insel Cuba anlandete, so glaubte er, daß er von seiner Furcht befreiet werden würde, in der Hofnung, bei diesen Insulanern die benöthigten Erfrischungen zu finden: er wurde aber nicht wenig bestürzt, als er sahe, daß die Wilden sich seinem Aussteigen widersezten. Vergebens lies er ihnen sagen, daß er nicht gekommen sey, um ihnen Verdrus zu machen, und daß er nur um die Freiheit bäte, Lebensmittel zu kaufen. Vergebens wolte der spanische General nach dem Bitten Drohworte brauchen. Die Insulaner, die allezeit entschlossen waren, sich dem Aussteigen der Europäer zu widersezzen, besezten das Ufer von allen Seiten, und machten sich zur Vertheidigung bereit, wenn man sie angreifen würde. Der spanische General, der zum Glük etwas von der Sternkunde verstand, hatte durch seine Ausrechnungen erkant, daß in zween Tagen eine Sonnenfinsternis kommen werde. Diese Erkäntnis schien ihm desto weniger verachtenswürdig, weil er glaubte, daß sie ihm in seinem jezzigen Zustande behülflich seyn könte. Er bedienete sich derselben wirklich mit einem sehr glüklichen Fortgange, und lies den Wilden sagen, daß der Himmel, der den Bitten der Spanier gnädig sey, sie bald wegen der Unmenschlichkeit der barbarischen Einwohner rächen würde, die mit friedfertigen Auslän[illegible]rn so hart umgiengen. Er lies ih-

nen sagen, daß sie das Unglük bald empfinden würden, welches ihre Laster verdienten, und um ihnen die Wahrheit dessen sehen zu lassen, was er sagte, so fügte er hinzu, daß sich die Sonne in zween Tagen verfinstern würde. Die Finsternis kam wirklich auf denselben Tag und dieselbige Stunde, wie der General vorher gesagt hatte. Die Wilden, die eine solche Vorhersagung nicht geachtet hatten, wurden von einer außerordentlichen Furcht eingenommen. Sie sahen die Sonnenfinsternis nicht allein als ein Wunder, und als ein gewisses Zeichen des Zorns des Himmels wider sie an, sondern sie glaubten auch, daß die Spanier, wo nicht Götter, doch wenigstens außerordentliche Menschen seyn müsten. Gerührt von diesen Gedanken liefen sie ans Ufer. Man sahe sie kniend den Spaniern die Hände zuhalten, und ihnen fusfällig alle Lebensmittel anbieten, die sie auf ihrer Insel hatten. Bald erhoben sie ein erschrekliches Geschrei gen Himmel, bald wendeten sie sich an die Europäer, und baten sie, den Zorn des Himmels durch ihre Gebäte zu besänftigen. Man hat alle Ursache zu glauben, fügte der Ritter hinzu, daß die Amerikaner sich wegen der Sonnenfinsternis nicht so sehr würden beunruhiget haben, wenn sie die Sternkunde so gut inne gehabt hätten, als der spanische General; und ohne die Unwissenheit der Wilden würden die Spanier in großer Gefahr gewesen seyn, Hungers zu sterben, und vielleicht gar sich umbringen zu lassen. Wenigstens würden die Insulaner sich schwerlich überredet haben, daß der Himmel die Sachen der Europäer so zu Herzen nehmen, und Ihnen zu gefallen so leicht Wunder thun würde.

Diese Geschichte, unterbrach Cleantes, erinnert mich fast an eine ähnliche Begebenheit, nur daß ihre Folgen ziemlich unterschieden waren. Vor einigen Jahren war ein Persischer Abgesandte an dem Russischen Hofe, der in der Sternkunde geübt war. Da dieser Abgesandte durch seine Ausrechnungen erkante, daß eine Sonnenfinsternis seyn müste, so breitete er die Neuigkeit aus. Die Finsternis kam genau zu der Zeit, die der Sternseher bemerket hatte, es fehlete aber nicht viel, so würde ihm seine Weissagung schädlich gewesen sey. Wenigstens handelten die Russen nicht so artig mit dem Persischen Gesandten, als die Amerikaner mit dem spanischen General gethan hatten. Dieser war mit Ehren überhäufet und als ein Gott angesehen worden. Der Persische Gesandte hatte ein ganz verschieden Schiksal. Die unwissenden Russen bildeten sich ein, daß der Gesandte ein Zauberer sey, und entschlossen sich, ihm seinen Handel zu machen, und ihn zu verbrennen. Wenn ihn seine Würde als Gesandter nicht vor der Wuth dieser Babaren beschüzet hätte, so würde ihm seine Sternkunde gewis das Leben gekostet haben. Wenigstens gieng das Vorurtheil der Russen so weit, daß man sie niemals aus dem Irthum ziehen konte, in welchen ihre grobe Unwissenheit sie gestürzt hatte. Man konte sie niemals überreden, daß ein Mensch, der eine Sonnenfinsternis vorhersagte, kein Zauberer sey. Es ist deshalb doch wahr, und man kan aus dem, was wir gesagt haben, schließen, daß die Unwissenheit gemeiniglich die Quelle der Leichtgläubigkeit und des Vorurtheils sey. Es ist aber noch ein Grund, warum ich mich eben nicht wundere, daß diese Fehler so gemein sind. Von

allen

allen Zeiten her hat ein Theil der Menschen Lust gehabt, dem andern dergleichen aufzubinden, und der andere Theil hat durch ein unglükliches Geschik eine Neigung und außerordentliche Leichtigkeit gehabt, sich betriegen zu lassen. So wenig Geschiklichkeit diese Betrüger auch haben, so misbrauchen sie doch die Leichtgläubigkeit derer, die sie hören, und sind in ihren Schelmereien glüklich. Die Baalspfaffen fanden kein besser Mittel, ihre Küche zu versorgen, als daß sie dem Volke weis machten, daß ihr Gözze großen Hunger habe, und daß es kein Gott sey, der sich mit einer schlechten Mahlzeit begnügte. Das schwache Volk, welches die Lügen seiner Priester treuherzig glaubte, bemühete sich eifrig, dem Ungeheuer, welches es anbätete, einen Ueberflus an Lebensmitteln zuzubringen. Das Ungeheuer wurde indes davon nicht gebessert. Die Priester, die nicht weniger betrügerisch als eigennüzzig waren, nahmen dasjenige für ihre Küche, was das leichtgläubige Volk für seine Gottheit zum Geschenk bestimmet hatte.

Daraus kan man sehen, sagte der Ritter, daß die unter dem Schleier der Religion verborgene List sehr gefährlich ist. Diese Art von Betrug ist desto mehr zu befürchten, da sie schwer zu erkennen ist. Das falsche Aeußere, mit dem er sich bedekket, verkleidet seine Bosheit so gut, daß die Klügsten dadurch betrogen werden. Deshalb kommen auch diejenigen, die sich dieser abscheulichen Schelmerei bedienen, gemeiniglich zum Zwek ihres Vorhabens. Die Ehrerbietung, welche man von Natur für die Religion hat, verhindert, daß man diese gottlose List entdekket. Man hat einen gewissen Widerstand, sich einzubilden, daß

es Leute giebt, die lasterhaft genug sind, um dasjenige zu misbrauchen, was unter den Menschen das Heiligste ist.

Es ist wahr, erwiederte Cleantes, dieses Gift ist desto fürchterlicher, da man es nicht wahrnehmen kan. Es gleicht einer giftigen Schlange, die unter einem schönen Rasen verborgen ist; man würde es sich niemals einbilden, daß ein so gefährliches Thier an einen so liebenswürdigen Ort kommen dürfte. Es mag seyn, wie es wil, fügte Cleantes hinzu, so ist doch gewis, daß die ungewissenhaftesten Staatsmänner ihre Zuflucht sehr oft zu dieser gottlosen List genommen haben, wenn sie kein besser Mittel finden konten, um in ihren Unternehmungen glüklich zu seyn. Die Athenienser wurden z. B. durch ihre Religion auf eine sonderbare Art betrogen. Sie hatten den Pisistrates, ihren Tyrannen, verjagt, und ihm die Regierung genommen, deren er sich bemächtiget hatte. Pisistrates, welcher wuste, daß die Athenienser die Göttin Minerva auf eine besondere Art verehreten, bildete sich ein, daß die Ehrerbietung, die man für die Göttin hatte, ihm günstig seyn könte. Er betrog sich in seiner Muthmaßung nicht, denn er machte seine Sachen so gut, daß er durch die List einer geschikten Ausländerin, genant Phia, welche er in die Göttin verkleidet hatte, in die Festung kam. Die verstelte Phia spielete ihre Person so gut, daß man auf keinen Betrug dachte. Nachdem sie die Athenienser überredet hatte, daß sie die Minerva sey, so lies sie den Pisistrates in die Stadt gehen, und führete ihn in die Festung.

Aber, unterbrach der Ritter, solte dieser Tyran

Pi-

Pisistrates nicht eine Allegorie seyn, und solte er nicht eine Art von geschikten, listigen, feinen und verschmizten Mönchen vorstellen? Solte diese falsche Minerva nicht die listigen Streiche, die verwirreten Händel, die einschmeichelnden und überredenden Arten bezeichnen, mit denen sie sich an die Minister zu heften und in alle dem nothwendig zu machen wissen, was die Regierung, den Staat und die Religion betrift? Solte die falsche Minerva nicht endlich die verführerische Geschiklichkeit abbilden, die sie so glüklich angewandt haben, um sich aus ihrer Ungnade zu ziehen, um sich aus ihrer Verbannung zurük rufen zu lassen, und um sich von Ehrenstellen und Würden Herr zu machen, die sie nur an ihre Geschöpfe austheilen?

Ich bekenne, erwiederte Cleantes, daß Ihr mir da einen Begrif gebet, auf den ich niemals würde gedacht haben. Es ist aber gar zu wahr, daß viele sind, die dem Pisistrates nachahmen, und die sich oft der Leichtgläubigkeit und Einfalt des Volks bedienen, um zum Zwek ihres Vorhabens zu kommen. Wer kan uns z. B. sagen, ob dieser außerordentliche Eifer für die Constitution niemals einen andern Bewegungsgrund gehabt habe, als die Liebe zur Religion? Und wer könte sich versichern, daß Has, Rache und Ehrgeiz sich nicht bisweilen dieses Kunststüks bedienet haben, um ihre Bosheit zu bedekken, und zum Zwek ihres Vorhabens zu kommen?

Diese Unordnung, antwortete Cleantes, ist sehr alt, und man mus sich nicht einbilden, daß das Volk nur seit heute durch seinen Glauben betrogen werde. Zum wenigsten ist der Tyran Pisistrates nicht der einzige in den alten Zeiten gewesen, der sich dieses

ses Betrugs bedienet, und seine Zuflucht zu dem Schleier der Religion genommen hat, um in seinen Unternehmungen glüklich zu seyn. Als Numa Pompilius das Ansehen seiner Regierung unumschränkter und ehrwürdiger machen wolte: so fand er kein besser Mittel, um in seinen Unternehmungen glüklich zu seyn, als eine Religion anzulegen. Und damit die Gepränge, die er sich eingebildet hatte, ansehnlicher scheinen möchten, und damit er die Römer verbinden möchte, dieselben mit mehrerer Ehrfurcht anzunehmen: so hatte er die Vorsicht, sie zu überreden, daß er sich des Nachts mit der Nymphe Egerie unterhielte, und daß diese gefällige Gottheit sich bei ihren heimlichen Zusammenkünften die Mühe nähme, ihn wegen des Dienstes zu unterrichten, den die Götter von ihnen wünschten.

Es ist nicht zu bewundern, unterbrach Cleantes, daß Völker, bei denen tausend Ungereimtheiten herscheten, und bei denen die Fabel die Stelle der Religion vertrat, sich so einnehmen ließen. Sie ließen sich auf so vielerlei Arten von ihrer Leichtgläubigkeit betriegen, daß man Mühe hätte zu glauben, daß sich ihr Eigensin und Vorurtheil so weit erstrekket hätte, wenn uns nicht alle Geschichte dieser Zeiten ein treues Zeugnis davon gäben. Der Gesang und Flug der Vögel, das Eingeweide und Blut der Opferthiere erregte die Aufmerksamkeit dieser Völker dergestalt, daß sie sich wohl in Acht nahmen, das Geringste zu unternehmen, ohne tausend seltsame und ausschweifende Ceremonien vorhergehen zu lassen, die lächerlichen Bemerkungen, die sie machten, dieneten ihnen zu Zeichen der Niederlage, oder des Sieges ih-

rer Heere, und der verschiedenen Ausgänge ihrer Unternehmungen. Nach diesen Zeichen richteten sie ihre Handlungen ein. Sie hatten ihre Einbildung mit so viel Hirngespinsten angefüllet, daß keine Krähe schreien durfte, daß sie nicht aus ihrem Geschrei eine böse oder gute Weißagung zogen: Saepe sinistra cava praedixit ab ilice cornix. Ist es aber nicht jezt, fügte Cleantes hinzu, da dieser lächerliche Aberglaube nicht mehr stat findet, was Außerordentliches, daß die Menschen so viel Schwäche zeigen, und sich in ihren Urtheilen so leicht verirren? Ist es nicht zu bewundern, daß sie so vielmehr Mühe haben, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden? Solten wir uns aber nicht noch mehr wundern, daß man von Zeit zu Zeit Betrüger erscheinen siehet, die listig, oder vielmehr verwegen genug sind, um Wunder festzusezzen, die wenigstens eben so seltsam sind, als die aus dem Heidenthume? Das Sonderbarste ist noch, daß sich fast immer Personen finden, die sich durch solche grobe Streiche einnehmen lassen. Ich erinnere mich, sagte darauf Cleantes, einer Begebenheit, die zum Beweise ihrer gemachten Anmerkung dienen kan.

Ein Einsiedler, der ohne Zweifel mehr eigennüzzig als gewissenhaft war, hatte Lust, seine Einsiedlerei durch ein Wunder bekant zu machen. Deshalb pflanzete der Schalk einen Weinstok auf die Art hinter ein Crucifix, daß dieses Thränen vergießen muste, wenn der Weinstok anfieng zu bluten. Die Neuigkeit des Wunderwerks breitete sich alsobald in der Nachbarschaft aus. Man lief von allen Seiten her zu dem Einsiedler, der sich bei diesen Besuchen nicht übel befand; denn die Pilgrimme, die ankamen, um das wun-

wunderbare Crucifix zu besuchen, brachten so viel Geschenke zu der Kapelle des Einsiedlers, daß er bald im Stande war, gut zu leben und gemächlich zu wohnen. Endlich wurde die Einsiedlerei so berühmt, daß der Pabst dies Wunderwerk zu sehen verlangte. Man mus indes bemerken, daß er diese Reise nicht aus Andacht unternahm. Weil Sixtus einen feinen Geist und viel Erfahrung besas, so zweifelte er an dieser Sache; und das war es eben, was den Pabst antrieb, den Einsiedler zu besuchen. Der Pilgrim hatte die Vorsicht gehabt, einen Säbel unter seinen Rok zu verbergen. So bald er nahe genug bei dem Crucifix war, so hieb er ihm den Kopf ab, und entdekte dadurch die List des Betrügers, der eines solchen Besuchs ohne Zweifel gerne wäre überhoben gewesen.

Ich glaube, unterbrach der Ritter, daß das italiänische Sprichwort, welches man von diesem Pabste sagte, daher entstanden sey: Papa Sixto non perdono manco a Christo. Das ist: Der Pabst Sixtus hat Christum selbst nicht verschonet.

Cleantes erwiederte: Die Betrüger handeln nicht immer aus Gründen des Eigennuzzes, des Hasses, oder der Rache, zum Beweise, daß manche Menschen einen heimlichen Zug haben müssen, andere zu betriegen. Es scheinet bisweilen, daß sie sich der Lügen nur aus einer natürlichen Neigung bedienen. Man möchte so gar sagen, daß das einzige Vergnügen, in ihren Betrügereien glüklich zu seyn, noch mehr als hinreichend sey, um sie wegen der Verdrieslichkeiten schadlos zu halten, die sie ausstehen müssen, um den Ruhm zu erlangen, den sie sich

wünschen. Man mus aber doch bekennen, daß diese Art von Betriegern sehr selten ist. Denn man findet mehr, die sich entschließen, die Einfalt und Leichtgläubigkeit des Nächsten zu misbrauchen, wenn sie dabei etwas gewinnen, oder ihre Leidenschaften befriedigen können. Es giebt zwar viele, die sich ein Vergnügen daraus machen, diejenigen zu hintergehen, die ihnen zuhören, und die von ihren Lügen keinen andern Nuzzen ziehen, als das Vergnügen, die Leichtgläubigkeit einiger Thoren oder Unwissenden gemisbrauchet zu haben. Mus man aber eine Beschwerde oder große Ungemächlichkeit deshalb ausstehen, so findet sich nicht leicht jemand, der sich wegen des einzigen Vergnügens, seinen Betrug anzubringen, quälen solten. Dies hindert indes nicht, daß man von Zeit zu Zeit einige von dieser Art siehet. Es ist noch nicht lange, als sich eine Andächtige zu Brüssel in den Kopf gesezzet hatte, die Welt zu überreden, daß sie ohne Essen und Trinken lebte. Diese thörichte Unverschämte war bei der Ausführung ihrer List desto gezwungener, da sie in einer Art von Kloster lebte, da ihre Mitschwestern, denen die Begebenheit außerordentlich schien, sie von allen Seiten beobachteten, weil sie glaubten, daß ein solches Fasten die Wirkung einer List seyn müste. Die Scheinheilige von ihrer Seite nahm sich so wohl in Acht, daß es schwer war, sie zu überraschen. Als sie sich entschlos, zum Zwek ihres Vorhabens zu kommen, so brauchte sie alle nöthige Vorsicht, um die Wachsamkeit ihrer Argus zu betriegen. Sie war so geschikt, daß sie sich heimlich mit allem versorgte, und einen ledernen Sak unter den Kleidern trug, den sie zu verschiedenen Sachen gebrauch-

brauchte. An der einen Seite trug sie ihr Essen, und an der andern war ein Gefäs zu ihrer Nothdurft. So viel Umstände waren ohne Zweifel sehr verdrieslich; tausend andere unangenehme Dinge nicht zu rechnen, denen sich die Scheinheilige unterworfen sahe, um in ihrem Vorhaben glüklich zu seyn. Dem ohnerachtet machte sie ihre Sachen so gut, und verbarg sich mit so vieler Sorgfalt, daß man wirklich eine ansehnliche Zeit glaubte, daß sie ohne Essen lebe. Das hinderte indes nicht, daß man ihre List in der Folge nicht entdekkete. Man enthüllete ihr Geheimnis, weil sie entweder dieselbe Vorsicht nicht mehr gebraucht, oder weil ihr außerordentlicher Ruhm ihr gar zu viel Bewacher zugezogen hatte. Ihr Sak, ihr Essen, alles wurde gefunden, und diese seltsame Andächtige hatte nach so vieler Mühe noch das Unglük, ihre Enthaltsamkeit übel belohnt zu sehen. Dies beweiset, fügte Cleantes hinzu, daß sich viel Betrüger finden, die aus Lust, das Volk zu hintergehen, sich viele Mühe machen, und sich vieler Gemächlichkeiten berauben, die sie haben könten. Es geschiehet so gar oft, daß ihr Entwurf von keinem großen Nuzzen seyn kan. Denn gesezt, daß die Scheinheilige, von der wir geredet haben, ihren Sak und ihr Essen so gut verborgen hätte, daß niemand ihren Betrug hätte muthmaßen können, was würde sie denn aus einer solchen Begebenheit für Vortheile haben ziehen können, wenn es nicht das Vergnügen ist, für eine außerordentliche Person angesehen zu werden? Mir deucht, daß es dies allein war, was sie verlangte.

Es ist wahr, unterbrach der Ritter; man mus

aber bekennen, daß es viel gewöhnlicher ist, Leute zu finden, die sich darauf legen, die Leichtgläubigkeit des Volks zu misbrauchen, wenn sie wissen, daß etwas dabei zu gewinnen ist. Ohne den Bewegungsgrund des Eigennuzzes würde die Betriegerei nicht so gemein seyn, als sie ist. Die Erfahrung hat uns wenigstens gelehret, daß die Betrieger fast immer an den Geldbeutel wollen. Um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen, dürfen wir nur die Augen auf die veschiedenen listigen Streiche werfen, deren sie sich bedienen, um den guten Glauben des Publikums zu hintergehen. Ein Betrieger sagt allenthalben, daß er das Geheimnis des Steins der Weisen habe; er sagt zu allen, die er antrift, daß ihm nichts als die Materie zum Arbeiten fehle. Er erbietet sich vor denen eine Probe seines Geheimnisses zu machen, die ihm den benöthigten Vorschus thun werden. Hat der Goldmacher einen andern Zwek, als diejenigen zu betriegen, die einfältig genug sind, um ihn zu hören? Ein Marktschreier giebt sich für einen zweiten Eskulap aus: es ist keine Krankheit, sagt er, die er nicht heile. Er weis, was einem jeden Temperament nöthig ist, er kennet die Ursachen von allen Krankheiten; er ist von einer so großen Erfahrung, daß er die eingewurzeltesten Uebel von Grund aus heilet. Hat der Doctor wol eine andere Absicht, als sich auf Kosten derjenigen zu bereichern, die ihm trauen? Endlich zielen alle diejenigen, die sich mit dem Betrug bemengen, fast immer auf ein Glük, oder auf einen ansehnlichen Vortheil. Diese Absicht unterstüzzet die Frechheit der Betrüger, und verbessert ihre Geschiklichkeit. Die Hofnung, die sie haben, sich in einen angenehmern

mern und bessern Stand zu versezzen, und das Verlangen, ihr Glük zu machen, dienet dazu, ihren Fleis und ihre Unverschämtheit aufzuwekken. Man hat alle Ursache zu glauben, daß man ohne diese unersätliche Begierde, ohne diesen Hunger nach Reichthümern, keine so fleißige Personen sehen würde, um alle Arten der List zu erfinden. Bald wird sich ein Ritter für den Sohn eines Prinzen von Geblüt ausgeben: er wird sagen, daß sein Vater es aus gewissen Ursachen nicht für gut befunden habe, dieses zu erklären. Er hat die Ehre seiner Mutter schonen wollen.

So viel ist gewis, erwiederte Cleantes, daß man täglich solche Leute siehet, die sich von bösen Griffen nähren, und entlehnete Namen geben. Man findet fast allenthalben Herzoge, Graven, Marquise, die keinen andern Titel des Adels besizzen, als die herlichen und prächtigen Namen, die sie sich gegeben haben. Diejenigen, die frech sind, und die ein natürliches Geschik zur List haben, werden an den Erben einer Person Händel suchen, die ohne Erben gestorben ist, oder der weitläufige Verwandten folgen sollen. In einem solchen Fal siehet man Betrieger erscheinen, die fein, listig, und mit allen nöthigen Eigenschaften versehen sind, um ihre Person gut zu spielen. Sie erbieten sich, einen Beweis von den unwidersprechlichen Rechten zu geben, die sie auf die Güter, welche sie verlangen, zu haben vorgeben; sie machen ihr Geschlechtregister so gut, sie wissen die Namen und Zunamen ihrer vorgegebenen Vorfahren so volkommen; sie erzählen die besondern Begebenheiten der Familien, mit denen sie verbunden seyn wol-

len, so zu rechter Zeit, daß man bisweilen zweifelt, ob man die Gründe verwerfen sol, deren sie sich bedienen, um ihren Stand zu befestigen. Wenn das wahr ist, was man uns von dem falschen Sebastian, König in Portugal, versichert, so mus man bekennen, daß die Betriegerei in manchen Fällen schwer zu erkennen sey. Die Gründe, deren sich dieser falsche Sebastian bediente, waren wirklich so stark, daß man es nicht lassen konte, zu seinem Vortheil eingenommen zu werden. Sein Ansehen, sein Gang, seine Arten zu handeln, waren eben so, als des Königes seine, dessen Namen er annahm. Man wuste, daß der wahre Sebastian einige Zeichen an seinem Leibe hatte; der falsche hatte sie gleichfals, und zwar genau an demselben Orte, als der König. Man sagte, daß der wahre Sebastian in einer Schlacht mit den Mohren umgekommen sey. Man hatte wenigstens seit dieser Zeit keine Nachricht von ihm gehabt. Der falsche Sebastian sagte, daß ihn die Mohren gefangen genommen, und daß er ein Mittel gefunden hätte, aus dem Gefängnis zu entkommen. Es war zu bewundern, daß der falsche Sebastian die Generale, die Capitains, und den grösten Theil der Officiere nante, die mit bei diesem Africanischen Feldzuge gewesen waren. Er wuste von allem, was in diesem Kriege merkwürdig war, und von allen Sachen des Königreichs. Die Minister, die Hofleute, die Vornehmsten, wenigstens diejenigen, die einen Stand im Staate gehabt hatten, und die aus den vornehmsten Familien waren ihm so bekant, daß er niemals verwirret wurde, wenn man ihn um etwas frug. Deshalb glaubte auch der gröβeste Theil der Portugie-

giesen, daß dies ihr wirklicher König sey, und man hat alle Ursache zu glauben, daß der vorgegebene Sebastian nicht viel Mühe gehabt hätte, sich für ihren König erkennen zu lassen, wenn die Spanier nicht Herren des Landes gewesen wären, und in den vornehmsten Städten von Portugal Völker gehabt hätten. Man weis, daß die Spanier nach der Schlacht, in welcher der wahre Sebastian, wie man sagt, umgekommen war, sich in den Besiz von Portugal gesezt hatten. So bald sie von diesem neuen Könige reden hörten, fürchteten sie, daß man sie zur Wiederherstellung verbinden, oder der Betrüger sich wenigstens an ihre Stelle sezzen möchte. Sie glaubten deshalb, daß es der Klugheit gemäs sey, sich des Urhebers einer solchen List zu bemächtigen. Man sagt, daß dieser Unglükliche zu Neapel gefangen genommen sey, man schikte ihn auf die Galeeren, und erwürgete ihn einige Zeit nachher.

Das mag seyn, wie es wil, fügte Cleantes hinzu, man kan doch aus dem, was wir schon gesagt haben, schliessen, daß der Eigennuz und die Hofnung eines wichtigen Glüks oft Gelegenheit zum Betrug geben, Dies ist die vornehmste Quelle der Umwege und listigen Streiche, welche dazu dienen, den Glauben zu hintergehen.

Darin bin ich mit Euch einig, unterbrach der Ritter, wenn man aber Leute findet, die sich der Kunstgriffe und Lügen bedienen, um ihrem Geiz genug zu thun, so mus man doch bemerken, daß es viele giebt, die denselben Weg nehmen, um ihren Has und ihre Rache zu befriedigen. Aus diesen unglüklichen Leidenschaften entstehen diese gefährlichen Betriegereien

oft. Das Betrübteste bei diesen schädlichen Misbräuchen ist noch, daß man nicht immer glaubt, daß ihre Urheber einer so großen Bosheit fähig seyn könten. Man weis wirklich, daß der Betrug bei denen sehr gemein ist, die das Volk zur Erkentnis der Wahrheit führen, und sich nur darauf legen solten, den Irthum zu zerstören und die Lügen zu entdekken. Es geschiehet durch ein unglükliches Geschik bisweilen, daß solche Leute die Schuldigkeit ihres Standes vergessen, und sich ihres Ansehens nur bedienen, um die leichtgläubige Einfalt und Unwissenheit des Volks zu misbrauchen; und oft, wie Ihr bemerket habt, um ihren Has und ihre Rache zu befriedigen.

Das, was Ihr da saget, antwortete Cleantes, läst sich durch die Geschichte der Teufel von Loudun beweisen. Man verstehet durch diese Teufel den teuflischen Besiz der Urseliner Nonnen zu Loudun, welchen man allezeit als den größesten Betrug und als die listigste Handlung betrachtet hat, die jemals gesehen ist. Der Anfang dieser teuflischen Besizzung ist besonders. Einige junge Nonnen, die durch Freundschaft mit einander verbunden waren, und die vielleicht nicht viel Neigung für das Kloster verspüreten, oder die ein aufgeräumter Gemüth hatten, als ihre Mitschwestern, dachten darauf, sich einen Zeitvertreib zu machen, welcher den Verdrus der Einsamkeit vertreiben könte. Es war noch nicht lange, daß der Director gestorben war. Die jungen Nonnen schlossen, daß ein solcher Umstand ihrem Vorhaben günstig seyn könte. Sie beschlossen unter einander, zu machen, daß das Kloster glauben solte, der Geist des Verstorbenen käme aus der andern Welt zurük. Deshalb

halb stunden sie des Nachts auf: einige stiegen auf den Boden, andere giengen in die Säle, und breiteten sich in alle Zimmer aus, wo sie einen erschreklichen Lerm machten. Diese falschen Geister bemüheten sich auch, von Zeit zu Zeit einige außerordentliche Fabeln auszubreiten, die nicht wenig beitrügen, um ihre List gültig zu machen. So viel ist gewis, daß nicht mehr nöthig war, um zu beweisen, daß der Director und zwar mit guter Gesellschaft aus der andern Welt wiederkäme. Die alten Nonnen ließen sich zuerst fangen. Die Kostgängerinnen und ein großer Theil des Klosters zauderte nicht lange, sich das Gehirn mit tausend thörichten Einbildungen anzufüllen. Man hörete alle Augenblikke neue Geschichte von den Geistern; dies gereichte zum grossen Vergnügen der Nonnen, die das Geheimnis davon wusten. Diese, durch einen so glüklichen Anfang muthig gemacht, dachten nur darauf, bei ihren furchtsamen Mitschwestern die lächerlichen Gedanken zu befestigen, die sie ihnen eingeflößet hatten. Deshalb stiegen sie auf das Dach, und vermehrten den Lerm, den sie zu machen gewohnt waren, heftig; nachher fiengen sie an in die Kammern zu gehen. Es gieng kein Tag vorbei, daß nicht eine Nonne eine besondere Begebenheit hatte. Die eine fand beim Aufstehen weder Strümpfe noch Schuhe, die andere beklagte sich ihren Rok verloren zu haben; kurz, die Geister machten ihre Rechnung so gut, daß ihnen alles nach Wunsch glükte, und sie konten ihre Sachen desto besser ausführen, da das Haus des Klosters in sehr schlechter Ordnung war. Denn man mus bemerken, daß diese geistliche Gesellschaft, die noch nicht weit von ihrem Ursprunge entfer-

fernet war, noch keine prächtige Gebäude hatte aufführen können. Kaum hatte sie genug, sich zu erhalten, so daß sie verbunden war, ein schlechtes Haus zu miethen, in dem sie Kostgängerinnen hielte, und durch das Mittel dieser Schülerinnen verschafte sie sich einen Theil ihres Unterhalts. Indes hatte das Kloster einen Director an die Stelle des Verstorbenen erwählet. Dieser neue Director war nicht sehr genau, um die Schuldigkeiten seines Standes zu erfüllen, und eben so wenig geschikt, ein Kloster zu führen. Er war boshaft, stolz, und der betriegerischeste Mensch von der Welt. Es währete nicht lange, so wurde er von dem unterrichtet, was bei den Urselinern vorgieng. Die alten Nonnen, und die, welche am furchtsamsten waren, baten ihn, die lästigen Todten zu beschweren, welche ihre Ruhe störeten. Und die jungen, welche die Geister vorstelten, entdekten ihm ihr Spiel. Es ist sehr zu bewundern, daß der Director sich entschlos, die List fortwähren zu lassen.

Was hat er doch für eine Absicht dabei? unterbrach der Ritter.

Welche Absicht? antwortete Cleantes. Das menschliche Herz denkt auf so mancherlei Art, es wird von so viel Bewegungen getrieben, und von so viel Leidenschaften verwirret, daß man sich nicht wundern mus, wenn es seine Zuflucht zu seltsamen und außerordentlichen Mitteln nimt, um zum Zwek seiner Unternehmungen zu kommen. So viel ist gewis, daß Mignon, dies war der Name des neuen Directors, sich in den Kopf sezte, daß die Ausschweifungen der jungen Nonnen ihm nüzlich seyn könten. Er glaubte

viel

vielleicht, sich derselben künftig zu bedienen, um den Ruhm der Frömmigkeit zu erlangen, vielleicht bildete er sich ein, daß er sie zur Befestigung seines Glüks brauchen könte. Man sagt aber doch, daß der listige Mensch keine andere Absicht gehabt habe, als seine Rache zu befriedigen: wenigstens erzählet man, daß er ein unversöhnlicher Feind eines gewissen Urban Grandier war. Dieser Grandier war auch ein Geistlicher, und hatte die Pfarre von St. Peter zu Loudun. Dieser Pfarrer hatte viel gute Eigenschaften, seine Aufführung war aber nicht so ordentlich, als sein Stand erforderte. Man klagte ihn wegen verschiedener Liebesverständnisse an; man warf ihm auch vor, daß er die Chicane liebte. Er hatte wirklich viel Rechtshändel zu unterhalten; und weil er vielleicht geschikter war, als seine Gegner, so endigte er dieselben allezeit als Sieger. Seine Rechtshändel und Liebhabereien hatten ihm eine Menge von Feinden, und zwar Feinden vom ersten Stande zugezogen. Mignon, der Director der Urseliner, war nicht weniger eifrig, er wünschte schon seit langer Zeit seine Rache zu befriedigen; und weil er voller Zorn war, so glaubte er, daß die Ausschweifungen seiner Nonnen seiner Leidenschaft dienen könten. Weil er sahe, daß die Urseliner muthig und unternehmend waren, und daß sie die Geister so glüklich nachgemachet hatten, so glaubte er, daß es ihnen eben so leicht werden würde, Besessene vorzustellen. Deshalb machte er seine Rechnung so gut, daß er die Nonnen überredete, sich dieser neuen List zu überlassen. Sie entschlossen sich alsobald, dem Willen ihres Directors zu gehorchen, es sey nun, daß die gelehrigen Urseliner gegen den Ver-

trauten ihres Geheimnisses gefällig waren, oder daß ihnen das Spiel gefiel, welches man ihnen vorschlug.

Das ist eine artige List, sagte der Ritter, und das sind gehorsame Nonnen; ihre Unterwürfigkeit scheinet mir so sonderbar, daß ich nicht begreifen kan, wie sie sich so leicht haben entschließen können, ein so schweres und verdriesliches Werk anzufangen, Besessene vorzustellen.

Gut, erwiederte Cleantes, wisset Ihr denn die Gewalt eines Directors über den Geist einer Nonne nicht? Eine junge Nonne ist allezeit zum Vortheil des Vertrauten ihres Gewissens eingenommen. Sie eröfnet ihm ihr Herz, entdekket ihm ihre Geheimnisse, und hat vor ihm nichts verborgenes; sie lässet ihm die ganze Größe ihres Verlangens erkennen. Kan der Vertraute von seiner Seite, der von den geheimsten Gedanken, und von allen Bewegungen des Herzens der Noune unterrichtet ist, ihre Neigung miskennen? Siehet er nicht ihre Schwäche? Und kan er mit dieser Erkäntnis nicht überreden? Man weis auch, daß ein übelgesinneter Director im Stande ist, aus dem Bösen was Gutes zu machen, und daß ihm sein Vorhaben immer glükket. Es scheinet, daß Mignon Geschiklichkeit hatte, und daß er sich dieser Gelegenheit zu bedienen wuste. Er wuste, daß das Kloster noch nicht in dem besten Stande war, und er kante die verschiedenen Neigungen der Urseliner. Man hat Ursache zu glauben, daß der geschikte Director alle diese Umstände zu nuzzen wuste, und daß er eine jede Nonne bei ihrer Schwäche fassete, indem er sich nach ihren Neigungen und besondern Vortheilen bequemte. Vielleicht lies er ihnen sehen, daß die Besessenheit ein

un-

unfehlbares Mittel sey, um ihr Kloster zu bereichern, und daß man ihnen von allen Seiten Almosen schikken, und daß diese fromme Freigebigkeit sie in den Stand sezzen würde, im Ueberflus zu leben, oder wenigstens ein gemächlicher Leben zu führen, so bald sie den Namen der Besessenen erlangt hätten.

Wie manchen Vorwand, unterbrach der Ritter, braucht der Betrug nicht, wie viel Arten der List kan er nicht erfinden, um zum Zwek seiner unglüklichen Unternehmungen zu kommen.

Sezzet hinzu, sagte Cleantes, daß dieser kluge Director seine Nonnen noch überreden konte, daß ihr Vornehmen desto löblicher seyn würde, da sie durch diese Handlung der Frömheit viel beitrügen, um den Grandier zu bestrafen, und daß sie dadurch der Freigeisterei eines bösen Geistlichen abhelfen würden, der ein ärgerliches Leben führete, und dessen Unordnungen seine Religion verunehreten. Der listige Mensch wuste den Willen der Nonnen so zuzurichten, daß sie sich vor der Besessenheit gar nicht fürchteten. Diese gefälligen Nonnen folgten den Absichten ihres klugen Raths ganz gern: es war aber dem Mignon noch nicht genug, von dem guten Willen der Urseliner versichert zu seyn, er muste ihnen auch die nöthige Geschiklichkeit geben, um Besessene nachzuahmen; dies war ohne Zweifel das schwerste. Das macht nichts, auch dies glükte dem geschikten Director wunderbar. Denket mal, fügte Cleantes hinzu, er richtete seine Schülerinnen so gut zu, daß sie sich in weniger Zeit vermögend sahen, öffentlich zu erscheinen. Sie hatten alle Arten von Verzerrungen des Gesichts gelernet, und sie konten die lä-

cherlichsten Gebehrden und Verdrehungen machen. Eine besondere Bemühung hatte sie zu vielen außerordentlichen Bewegungen geschikt gemacht, und besonders waren sie im Gliederzukken vortreflich. Endlich sahe Mignon mit Vergnügen, daß seine Bemühungen alle Wirkung hervorgebracht hatten, die er erwarten konte. Die Geschiklichkeit der Nonnen, ihre natürliche Neigung, und die Aufmerksamkeit ihres Meisters hatte sie in den Stand gesezzet, ihren Betrug anzufangen. Sie wagten es wirklich, öffentlich zu erscheinen, und ihr Kunststük gieng nach Wunsch von statten: wenigstens hatte der Anfang allen Fortgang gehabt, den sie hoffen konten. Man redete zu Loudun von anders nichts, als der teufelischen Besessenheit der Nonnen. Das Gerücht davon breitete sich in alle benachbarte Länder aus. Man sahe von allen Seiten Leute ankommen, die sich wegen dieses Wunders unterrichten wolten, und das Kloster konte alle diejenigen nicht in sich fassen, welche Zuschauer eines solchen Schauspiels zu seyn verlangten. Das Gerücht von der Besessenheit vermehrte sich indes täglich. Man unterhielte sich von nichts, als von den Teufeln der Nonnen. Man erzählete so viel außerordentliche Geschichte auf ihre Rechnung, man schrieb ihnen so viel Wunder zu, daß man sich nicht wundern mus, wenn die Einfältigen und Unwissenden alsobald ins Garn liefen. Die Andächtigen wurden nicht weniger durch die Besessenheit betrogen; sie glaubten es ganz gewis, daß die Urseliner besessen wären. Sie hatten desto weniger Ursach daran zu zweifeln, da sie sich nicht einbilden konten, daß ihr Director einen solchen Betrug unternehmen würde,

gesezt auch, daß er den Entwurf dazu gemacht hätte. Es war nicht der geringste Schein da, daß sich die Nonnen zu einer solchen Betriegerei würden brauchen lassen. Weil die Urseliner ihre Rolle so gut angefangen hatten, so wurden die Klügsten deshalb verwirret, oder konten wenigstens keine völlige Erklärung darin erlangen. Es war bei allen diesen indes gerecht, die Wunderwerke dieser Besessenheit zu untersuchen. Man muste zusehen, ob die Teufel gewisse Zeichen davon geben, und ihren Siz in dem Leibe der Urseliner gehörig beweisen würden. Die Sache war wichtig genug, um etwas Aufmerksamkeit auf sie zu wenden. Indes war der Director nicht wenig vergnügt, da er die wunderbaren Wirkungen seiner List sahe, und seine Freude war desto größer, weil er hofte, daß Grandier seiner Rache nicht entwischen würde. Dies war sein vornehmster Zwek; und er hatte die Besessenheit nur in den Gang gebracht, um seinen Zorn desto besser zu verbergen, und seinen Has mit dem Schleier der Frömheit und Religion zu bedekken.

So gewis ist es, unterbrach der Ritter, daß nichts erschreklicher ist, als der Zorn eines Andächtigen, oder wenigstens dessen, der den Schein desselben hat. Man mus über kurz oder lang das Opfer seiner Wuth werden. Er fängt es auf so mancherlei Art an, daß er fast beständig Gelegenheit findet, seiner Rache genug zu thun; er unternimt alle Bewegungen und Bemühungen; es ist kein Betrug, keine List, die er nicht erfindet, um seine Rache zu befriedigen.

Der Betrug unsers Directors, antwortete Cleantes, bestätiget diese Wahrheit genug. Das Verlan-

gen, sich an seinem Feinde zu rächen, lies ihm so außerordentliche Bemühungen unternehmen, daß man sich wundern mus, wenn man die Handlungen dieses listigen und boshaften Menschen in der Nähe betrachtet. Wie viel Geschiklichkeit hatte er nicht nöthig, um seine Nonnen zu einer so sonderbaren List zu bereden, und ihnen dieselbe als eine Handlung der Frömheit vorzustellen? Wie sorgfältig muste er nicht seyn, um sich des Geheimnisses seiner Schülerinnen zu versichern? Wie viel Mühe muste er nicht anwenden, um sie zu bilden, und um sie fähig zu machen, in der Vorstellung einer so lächerlichen Person zu verharren. Der Director hatte außer der besondern Aufmerksamkeit, die Nonnen in allen Arten von Verzerrungen, Geberden und Stellungen zu unterrichten, noch die Vorsicht, ihren Verstand auszubessern. Er bemühete sich, ihnen einige Gründe der lateinischen Sprache beizubringen. Er unterrichtete diejenigen, die er am geistigsten und geschiktesten fand. Die Abtissin war unter den Nonnen diejenige, bei der er sich die mehreste Mühe gegeben hatte. Diese würdige Schülerin nuzte die Lehren ihres Meisters wunderbar; denn sie erhob sich über alle Besessene, es sey nun, daß sie mehr natürliches Geschik hatte, als die andern, oder daß sie sich mehr Mühe gegeben hatte. Sie bewegte sich bisweilen mit so vieler Heftigkeit, daß man hätte sagen sollen, sie würde durch die Wuth außer sich gebracht: ein ander mal machte sie tausend lächerliche Stellungen, als wenn sie sich gefreuet hätte: bisweilen entstaltete sie sich durch so schrekliche Verzerrungen, daß man sie hätte für eine Bachus Priesterin ansehen sollen. Kurz, sie versäumete nichts von al-

le dem, welches sie erschreklicher machen konte, und sie bediente sich des Lateins, welches ihr der Director gelehret hatte, sehr zu rechter Zeit, um für eine Besessene von Wichtigkeit angesehen zu werden. Man bemerkete ihre Geschiklichkeit besonders, wenn sie ihrem Meister antwortete; denn sie wolte nicht mit jederman Latein reden. Ihr Teufel, der wenig davon wuste, hätte gefangen werden können, oder er wäre wenigstens in Gefahr gewesen, sich zu verwirren, wenn man ihn um andere Dinge gefraget hätte, als die er geiernet hatte. Es wäre für diese würdige Schülerin was geringes gewesen, so viel Geschiklichkeit erlanget zu haben, wenn sie die Befehle des Directors vernachlässiget hätte. Sie hütete sich aber, den Unterricht eines so guten Lehrers zu vergessen, und sie war ohne Zweifel von Natur gar zu gut, als daß sie hätte unerkäntlich seyn sollen. So bald sie den Namen einer Besessenen erlanget hatte, dachte sie auch darauf, den Grandier zum Schlachtopfer ihres Betrugs zu machen. Sie beschuldigte ihn der Zauberei, und behauptete frech, daß sie auf seinen Befehl von den Teufeln gequälet würde, mit denen er in Bekantschaft wäre.

Gewis, unterbrach der Ritter, das war ein guter Entwurf, und man mus bekennen, daß diese schändliche Nonnen wenigstens eben so viel Bosheit besaßen, als die Teufel, wenn sie auch nicht von ihnen besessen waren. Ich weis nicht, ob die Hölle eine abscheulichere Verschwörung hätte erfinden können.

Das mag seyn, antwortete Cleantes, Grandier wurde förmlich der Zauberei beschuldiget. Die Non-

nen bezeichneten den Namen und Zunamen des Zauberers, und erkläreten, auf was Art er ihnen die Teufel in den Leib geschikt, und wie er sein Bündnis gemacht hätte. Endlich begleiteten sie die Zauberei mit so viel Umständen, daß in ihren Beschuldigungen etwas Wahrscheinliches war. Wenn das Volk diese Neuigkeit als die sonderbarste und außerordentlichste Sache ansahe, die sich zutragen konte, so war Grandier an seiner Seite auch nicht wenig erstaunt, sich der Zauberei beschuldiget zu sehen, besonders, da er mit den Nonnen niemals was zu thun gehabt hatte: kaum war er ihnen bekant. Es schien ihm auch wunderbar, daß die vorgegebenen Teufel ihn in die Reihe der Zauberer, die ihre Freunde waren, sezten. Grandier zweifelte an dem Betruge nicht lange, und er entdekkete leicht, daß man ihm einen schlimmen Streich spielen wolte. Es war natürlich, daß er den Folgen einer solchen Beschuldigung zuvorkam, und daß er sich den Urhebern einer solchen List widersezte. Er nahm wirklich die Maasregeln, die ihm am zuträglichsten schienen. Er wandte sich an die Obrigkeit der Stadt und an den Bischof von Poitiers, und stellete vor, daß die Urseliner Nonnen aus Bosheit und Eingebung ihn in ihren Entzükkungen als den Urheber der vorgegebenen Besessenheit angäben; daß er diese Besessene indes niemals gesehen, und weder mit ihnen, noch ihren vorgegebenen Teufeln, jemals den geringsten Umgang gehabt hätte. Er fügte hinzu, daß der gemeine Nuzzen es erfordere, die Wahrheit einer solchen Sache zu erkennen, und daß es, um hierzu zu gelangen, gerecht wäre, die Nonnen von ihrem Director abzusondern, mit dem er, wie

man

man wisse, verschiedene Streitigkeiten gehabt habe. Diese Vorstellungen hatten nicht alle den Fortgang, den sich Grandier versprochen hatte. Es ist wahr, daß die klügsten und uneigennüzzigsten Richter der Besessenheit nicht günstig waren. Sie sahen den ganzen Betrug davon ein. Sie hatten unter andern bemerkt, daß der Teufel der Abtissin oft in Verwirrung gerieth. Dieser Teufel, der Latein reden wolte, wurde allemal stum, wenn man die Fragen veränderte, die man gewöhnlich an ihn that. Die Teufel der andern Besessenen hatten sich noch nicht berühmter gemacht: sie hatten wenigstens noch nichts gethan, welches wichtig genug war, um ihre Besessenheit zu beweisen. Die ganze List der Urseliner unterhielte sich nur durch Verzukkungen, oder lächerliche Stellungen, die sie machten. Personen, die nur ein wenig klug waren, sahen es bald ein, worauf man zielte: aber zum Unglük für Grandier war die Zahl der uneigennüzzigen Richter sehr klein. Der gröseste Theil war mit dem Beschuldigten im Streit, oder mit seinen Feinden im Verständnis. Der vorgegebene Zauberer hatte noch das Misvergnügen, zu sehen, daß der Bischof von Poitiers sehr wenig geneigt war, ihm die verlangete Gerechtigkeit zu geben. Es schien, daß dieser Prelat sich wenig aus seinen Vorstellungen machte: es sey nun, daß er mit Grandier heimlich misvergnügt, oder durch seine Feinde eingenommen war. So bald der Beschuldigte sahe, daß seine Klagen kein Gehör fanden, daß die Besessenen in ihren Ausschweifungen fortfuhren, daß die Zahl ihrer Beschwerer vermehret wurde, und daß diese neuen Beschwerer

keinen bessern Vorsaz hatten, als der Director Mignon: so begrif er leicht, daß die Besessenheit ein Werk seiner Feinde sey, und daß seine Widersacher entschlossen wären, ihm einen Verdrus zu verursachen. Ob sich nun gleich der vorgegebene Zauberer damals nicht einbildete, daß diese unglükliche Besessenheit so schädliche Folgen haben solte, als sie nachher wirklich hatte: so ergrif er doch alle Vorsichten, die er nöthig glaubte, um eine solche Unordnung aufzuhalten. Er fassete den Entschlus, sich an den Erzbischof von Bourdeaux zu wenden. Dieser Prelat, den seine seltene Frömmigkeit so wol, als seine große Wissenschaft, ehrwürdig machte, war ein Feind alles Betrugs, und seine Billigkeit machte ihn bei aller Welt beliebt. Er hörete deshalb die Vorstellungen des Grandier geneigt an, und glaubte, daß es von der äußersten Folge sey, sich wegen des Geheimnisses der Besessenheit gewis zu machen. Er betrachtete das ganze Publikum bei einer solchen Begebenheit als eigennüzzig. Deshalb gab er wegen der Besessenen und ihrer Beschwerer so weise Befehle, daß man seine Gerechtigkeit so wol, als seine Klugheit bewunderte. Diese Vorsicht des Erzbischofs brachte die Urseliner in eine große Noth. Sie hielten es deshalb für gut, ihre Uebungen zu unterbrechen. Man hat Ursach zu glauben, daß ihre Teufel hierin den besten Theil erwählten. Denn gesezt, daß sie ihren Betrug hätten eigensinnig fortsezzen wollen: so konte es ihnen doch schwerlich glükken; denn die Besessene solten nach den Absichten des Erzbischofs von einander getrennet werden. Der Director Mignon, welcher wegen der Streitigkeiten, die er mit Grandier gehabt hatte,

ver-

verdächtig war, solte aufhören zu beschweren und die Nonnen zu besuchen. Es solten nur uneigennüzzige Personen und von einer bekanten Aufrichtigkeit zu Beschwerern gebraucht werden. Ueberdies war verordnet, daß erfahrne und berühmte Aerzte alle Zufälle, die den Besessenen zustoßen würden, sorgfältig untersuchen solten. Der Erzbischof, welcher wolte, daß seine Absichten erfüllet würden, und welcher allen Hindernissen, welche die Bosheit der Nonnen erfinden konte, um so weise Einrichtungen zu verspotten, zuvor zu kommen wünschte, hatte auch die Klugheit gehabt, Gelder anzuweisen, um die Kosten für die Aerzte und für die Einziehung der Nonnen zu bezahlen. Der Erzbischof hatte wohl vorausgesehen, daß die Urseliner und ihre Beschwerer sagen würden, daß das Kloster zu arm sey, so wichtige Kosten anzuwenden, um zur Erkäntnis der Wahrheit zu kommen. Man mus sich deshalb nicht wundern, wenn die Urseliner über eine solche Neuigkeit sehr beunruhiget wurden, und wenn die Anstalten, die der Erzbischof vorschrieb, ihren Teufeln nicht gefielen. Diese Art von Teufeln lässet sich nicht gern in der Nähe betrachten, und sie wolten deshalb lieber aufhören eine solche Rolle zu spielen, als daß sie es mit Verdrus thun solten. Die ganze Besessenheit fiel weg, und man hörete weder von Besessenen, noch Teufeln, oder Beschwerern mehr reden. Mignon wuste in der Verzweifelung wegen einer solchen Widerwärtigkeit nicht, was er thun solte. Die Nonnen waren nicht weniger in Noth. Sie wurden zur Fabel des Volks; und stat des Ueberflusses, mit dem sie sich geschmeichelt hatten, waren sie in der äußer-

sten Armuth. Man hatte ihnen alle Kostgängerinnen genommen, und niemand wolte mehr mit ihnen zu thun haben. Man betrachtete sie als Betrügerinnen und Unverschämte. Mignon und seine Anhänger, das ist, diejenigen, die mit Grandier einigen Streit gehabt hatten, fürchteten, daß ihr Feind, wenn er sich aus der Sache wegen der Besessenheit als Sieger zöge, seine Klage bei Gericht anbringen, und sie zwingen möchte, die Strafe ihrer Bosheit zu tragen. Sie kanten das stolze Gemüth ihres Widersachers, und wusten, daß er nicht gewohnt war, diejenigen zu verschonen, die ihm hatten Verdrus machen wollen. Der Director empfand mehr als jemand den unglüklichen Ausgang seines Unternehmens; er sahe mit Verdrus, daß seine Nonnen ihren Glauben verloren hatten, und daß er sich selbst in keinen guten Ruhm gesezt hatte. Der unruhige Director wurde noch betrübter, als er betrachtete, daß alle seine Mühe vergebens angewandt, daß Grandier seiner Rache entwischet war, und daß dieser Widersacher alles anwenden würde, um ihn zu verderben. Weil er befürchtete, das Opfer desjenigen zu werden, den er so boshaft angegriffen hatte, so war er in einer beständigen Träumerei, und dachte nur darauf, das Gewitter abzuwenden, mit dem er bedrohet wurde, und eine neue List zu erfinden, um die Sache der Besessenheit wieder einzurichten. Dies war sehr schwer, und man mus glauben, daß ein jeder außer diesem listigen durch die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens abgeschrekket wäre. Wessen ist aber ein Bösewicht nicht fähig, der nur seinen Leidenschaften Gehör giebt, und der entschlossen ist,

seinen Betrug fortzusezzen, es koste, was es wolle. Der schelmische Director sahe alle die Hindernisse, mit denen die Einrichtung der Besessenheit verknüpfet war: weil er sie aber als ein sicheres Mittel ansahe, Grandier zu verderben, so war er noch nicht Willens, seinen Entwurf aufzugeben. Er schmeichelte sich, alle Schwierigkeiten zu übersteigen, wenn er durch einen unterstüzzet würde, der den Klugen ein Stillschweigen auflegen könte. Der böse Mensch irrete sich nicht; dies war wirklich das Geheimnis, zum Zwek seines Betrugs zu kommen, und man sahe am Ausgange, daß der Betrüger klug genug gewesen war, um die schädliche Quelle zu finden, von der der Fortgang seiner unglüklichen List abhieng. Der eifrige Director wuste, daß man vor einigen Jahren eine beißende Satyre auf den Cardinal Richelieu ausgestreuet hatte, welche dem Cardinal desto empfindlicher gewesen war, da man verschiedene Umstände seines Lebens darin entdekket hatte, die ihm nicht gar zu rühmlich waren: mehr war nicht nöthig, um Mignon seine Hofnung wieder aufzuwekken. Weil er wuste, daß der Cardinal keinen Spas verstund, und daß er denjenigen nicht verziehe, die übel von ihm redeten, so schrieb er die Satyre auf Grandier seine Rechnung. Es hatte wirklich einigen Schein, daß er der Urheber davon wäre: und der Cardinal glaubte es desto leichter, da er sich erinnerte, mit dem vorgegebenen Zauberer ehemals einen Streit gehabt zu haben. Der Cardinal hatte nicht immer ein so hohes Glük gehabt. Ehe er Minister des Königreichs Frankreich wurde, hatte man ihn als einen schlechten Geistlichen gesehen, und er war nur Prior von Coussai, als Grandier Streit

mit ihm gehabt hatte. Der Cardinal war gar zu rachgierig, um nicht in der gemachten Entdekkung ein geheimes Vergnügen zu finden. So bald er sahe, daß die Besessenheit seiner Rache dienen konte, so wandte er sein ganzes Ansehen an, um die Besessenen zu unterstüzzen. Der Hof verbot allen Gerichten des Königreichs, in der Sache der Teufel zu Loudun zu erkennen. Er ernante einen Abgeordneten zur Untersuchung der Besessenen, und diesem gab man die Gewalt, Grandier seinen Proces einzurichten. Man mus nicht fragen, ob der Abgeordnete Willens war, der Besessenheit günstig zu seyn. Seine Handlungen gaben genug zu erkennen, daß er mehr darauf dachte, der Leidenschaft des Cardinals zu dienen, als die Wahrheit zu entdekken, und die Gesezze der Gerechtigkeit zu beobachten. Der böse Director war indes nicht müssig, er beschäftige sich beständig seine Nonnen zu üben, um sie volkommener und geschikter zu machen, Teufel vorzustellen. Kaum war Lombardemont, so nante sich der Abgeordnete, den der Hof ernant hatte, zu Loudun angelangt, so fiengen die Besessenen ihren Betrug von neuem an. Es ist sonderbar, daß die Zahl der Teufel sich so ansehnlich vermehrte, daß das Kloster zu klein war, sie alle zu beherbergen. Fast alle Nonnen mischten sich darein, und es ist nicht weniger zu bewundern, daß die Besessenen, der Director, die Beschwerer und der Abgeordnete so übereinstimmig arbeiteten, daß die Teufel ihren verlornen Namen bald wieder erlangeten. Die Anordnungen, welche man gemacht hatte, waren wirklich wunderbar. Die neuen Beschwerer waren fast alle Feinde des Grandiers, oder wenigstens

schlecht zu seinem Vortheil eingenommen. Die Besessenen waren in ihrer Schule so fleißig gewesen, daß sie neue Grade der Volkommenheit erlanget hatten. Der Abgeordnete war überaus geschikt, alle Umstände gültig zu machen, die ihm vortheilhaft seyn konten. Um das Publikum desto besser zu hintergehen, legte er sich darauf, der Besessenheit ein Ansehen der Wahrheit zu geben. Deshalb lies er die Nonnen einziehen, doch so, daß sie mit ihren Beschwerern, und allen denen, die sie zu ihrer List nöthig hatten, ein geheimes Verständnis haben konten. Er ernante Aerzte, die zu den Besessenen gehen und untersuchen solten, was bei ihren Beschwörungen vorgieng. Aber alle diese Doctors waren zu einer solchen Verrichtung nicht sehr geschikt. Der größeste Theil bestand aus Unwissenden, und deren Erfahrung und Aufrichtigkeit sehr verdächtig war. Der Abgeordnete durfte nichts versäumen, um die Besessenheit fortzusezzen, weil er dabei anfangen muste, um Grandier seinen Proces einzurichten; es war nicht anders möglich, die Beschuldigung der Zauberei zu unterstüzzen. Der Abgeordnete hatte zwar alles gethan, um ihm von einer andern Seite beizukommen, aber seine Verfolgungen waren vergebens gewesen. Er hatte zum Beispiel entdekket, daß Grandier Rechts- und Liebeshändel gehabt hätte, aber das that nichts zur Sache. Man hatte auch die Bibliothek des Beschuldigten durchgesucht, aber weder Schriften noch Bücher der Zauberei darin gefunden; man hatte allein eine Handschrift wider den unehelichen Stand der Priester bei Seite gelegt. Man entschlos sich, sich derselben wider den vorgegebenen Zauberer zu bedienen. Aber

diese Schrift hatte so wenig Beziehung auf die Zauberei, daß man wohl sahe, man würde keine große Vortheile daraus ziehen können. Deshalb entschlos sich der Abgeordnete, alle Mühe wegen der Besessenen anzuwenden.

Mir deucht aber, unterbrach der Ritter, daß die Nonnen bei der Person, die sie spielten, ein wenig verwirret seyn musten; denn wie kan man sich einbilden, daß Stellungen und außerordentliche Verzerrungen die Bewohnung des Teufels beweisen können? Sehen wir nicht täglich Springer, die sich auf allerhand Arten hin und her beugen? Sehen wir nicht, daß sie so seltsame Bewegungen machen, daß wir uns darüber wundern müsten, wenn uns nicht die Erfahrung gelehret hätte, daß die Ausdehnung der Nerven so außerordentliche Rekkungen hervorbringen könne, und daß ein beständiger Fleis und lange Uebung hinreichen, um sich zu verschiedenen wunderbaren Stellungen geschikt zu machen?

Die Besessenen, antwortete Cleantes, ließen sich nicht allein wegen ihrer Verzukkungen und lächerlichen Stellungen bewundern. Bisweilen schienen sie unbeweglich. Man hätte sagen sollen, sie wären aller Empfindung beraubt. Man konte sie kneipen und stechen; sie beklagten sich nicht, sie rührten sich nicht, und veränderten so gar das Gesicht nicht.

Auch hieraus kan man noch nichts schließen, sagte der Ritter. Der junge Lacedämonier, welcher sich durch einen Fuchs, den er weggenommen hatte, an der Leber nagen lies, ohne zu thun, als wenn er es fühlete, und diejenigen, die sich vor dem Altar der Diana bis auf den Tod peitschen ließen, ohne die

Stirn

Stirn zu rümpfen, zeigen, daß man mit einer guten Entschließung wol ein geringes Stechen erdulden kan, ohne zu schreien. Wenn man so gar sezte, daß die Nonnen gebellet, oder das Geschrei eines andern Thiers nachgemachet hätten, so kan es der menschliche Fleis auch bis dahin bringen. Man siehet nicht selten Personen, die den Gesang und das Geschrei aller Arten von Thieren volkommen ausdrükken. Wenn die Besessenen die Gedanken ihnen unbekanter Personen errathen, oder wenn sie auf der Erde gebunden sich ohne Hülfe aufgehoben hätten, und einige Zeit hängen geblieben wären, so könte man dies als übernatürlich ansehen. Man hätte die Besessenheit auch als richtig angesehen, wenn die Nonnen einige unbekante Sprachen volkommen geredet hätten.

Eure Anmerkung ist richtig, antwortete Cleantes, aber die Teufel zu Loudun suchten so viel Geheimnisse nicht, sie bemüheten sich nur, sich so gut als möglich aus der Sache zu ziehen: ob sie gleich nicht sehr geschikt waren, so glükte ihnen ihr Vorhaben doch, und viel Leute glaubten die Besessenheit.

Ist es möglich, sagte der Ritter, daß sich keine Obrigkeit fand, die aufrichtig oder klug genug war, um sich einer solchen List zu widersezzen, und einen so groben Betrug zu enthüllen?

Als man anfieng, die Besessenheit fest zu sezzen, antwortete Cleantes, so fanden sich verschiedene Personen, die dieselbe bestreiten wolten; sie musten aber der Gewalt weichen. Der Abgesandte hatte Befehle vom Hofe empfangen; es half nichts, wenn man sich beklagte. Die Beschwerer verstunden überdies keinen Spas. So bald man ihnen misfiel, oder ihre

Aufführung nicht billigte: so fanden sie gleich ein Mittel, sich an denen zu rächen, die ihre List hatten entdekken wollen. So bald jemand auf eine nicht vortheilhafte Art von der Besessenheit geredet hatte, so suchten die Besessenen Händel an ihm. Sie beschuldigten ihn der Zauberei, und behaupteten frech, daß er ein Hexenmeister sey. Diesen Entschlus hatten sie gefasset; und sie befanden sich so wohl dabei, daß niemand von ihnen reden mochte. Einfältige und Unwissende glaubten dasjenige treuherzig, was man ihnen sagte: Personen, die den Betrug einsahen, musten schweigen. Die Verwirrung, in die sich einige Verwandte des Beschuldigten gesezt hatten, die ihn vertheidigen wolten, brachte die Klügsten zur Ueberlegung. So bald man überdies den Abgeordneten sahe, welchen der Hof ernant hatte, um Grandier seinen Proces einzurichten: so zweifelte man an dem Verlust des Beschuldigten nicht mehr. Man hatte noch weniger Ursache daran zu zweifeln, als man sahe, welch ein Ansehen seine Sache gewan. Man lies ihn wirklich gefangen nehmen, ehe man wider ihn gesprochen hatte, und man nahm ihm seine Papiere, ehe man was von ihm wuste. Alle seine Verwandten wurden in Furcht gesezt. Einige wurden der Zauberei beschuldiget, andere ins Gefängnis geworfen; kurz, man benahm ihnen alle Mittel zur Vertheidigung. So unbillig dies Verfahren auch war, so war es doch gebilliget, und zwar vom Hofe. Diese Parthei mus immer siegen. Man mus sich deshalb nicht wundern, daß es ihnen gelung, die Besessenheit zu beweisen, und daß sie sich derselben nachher bedienten, um die Beschuldigung wi-

der

der den vorgegebenen Zauberer zu behaupten.

Ich begreife nicht, unterbrach der Ritter, wie man die vorgegebene Zauberei durch das einzige Mittel der Besessenheit der Nonnen beweisen konte; denn gesezt, daß der Teufel sie wirklich besessen hätte, so sehe ich doch nicht, wie man dem Grandier auf das bloße Wort des Teufels den Proces machen konte. Wenn man natürlicher Weise einem falschen Zeugen keinen Glauben zustellet, wie konte man sich denn auf das, was die Nonnen sagten, beziehen, da sie doch besessen seyn wolten, und in dem Fal keinen Glauben verdienten? Man weis wenigstens, daß der Teufel nicht sehr gewissenhaft seyn darf.

Das macht nichts, sagte Cleantes, so bald die Nonnen den Ruhm der Besessenheit erlanget hatten, so verschob der Abgeordnete Grandier seinen Proces nicht lange. Man verdammete den vorgegebenen Zauberer, daß er Kirchenbuße thun und lebendig verbrant werden solte. Es ist wahr, die Beweise bei der Zauberei des Beschuldigten waren so abgeschmakt, und hatten so wenig Beziehung auf die Zauberei, daß man es nicht wagte, sie gemein zu machen. Dies verhinderte indes die völlige Volziehung des Urtheils nicht, welches der Abgeordnete gesprochen hatte. Der unglükliche Grandier hatte gut sagen, daß er weder Zauberer noch Hexenmeister sey, und daß er nicht wisse, was Zauberei sey; seine Standhaftigkeit bei der Tortur, die deutlichen Beweise seiner Unschuld, dieneten ihm zu nichts, man handelte auf das unmenschlichste mit ihm. Und also war der traurige Tod des

Gran-

Grandier ein Werk der Besessenheit; und man richtete diesen ganzen Betrug nur ein, um den vorgegebenen Zauberer umkommen zu lassen. Wenn diese Begebenheit so wahr ist, als man versichert, so ist es wunderbar, daß man solche Dinge unternimt, um das Publikum zu betriegen, und noch außerordentlicher ist es, daß diejenigen, die das Volk zur Erkäntnis der Wahrheit führen solten, ihre Zuflucht zu solchen Streichen nehmen, um seine Leichtgläubigkeit zu misbrauchen.

Man mus aller Vernunft entsaget haben, antwortete der Ritter, wenn man sich solche Schelmereien bilden wil, und man mus der Gottloseste unter allen Menschen seyn, wenn man die Religion zu solchen himmelschreienden Unternehmungen gebrauchen wil, als diejenigen sind, von denen wir geredet haben.

Fünftes Gespräch.

Das Wetter erlaubte unsern Freunden nicht, sich den andern Tag auf dem gewöhnlichen Plazze ihrer Zusammenkunft einzufinden. Der Himmel war plözlich mit einer finstern und dikken Wolke bedekt, und ein entsezlicher Regen hatte

hatte fast alle Straßen in schifbare Kanäle verwandelt. Cleantes stattete ohnerachtet des Gewitters einen Besuch bei dem Hrn. von *** einem Sohn des General Pachters, ab, der, da er von Paris kam, sich einige Tage in Brüssel aufhalten muste, ehe er seine Reise nach Holland fortsezzete. Die Unterredung mit dem Rentmeister verursachte, daß Cleantes verschiedene Betrachtungen anstellete, die er am folgenden Tage, als er sich gutzeitig auf dem Plazze ihrer Zusammenkunft einfand, dem Ritter mittheilete.

Woher kömt es, sagte er zum ihm, daß die Wünsche verschiedener Personen sich häufen, fast bis ins Unendliche vermehren, und niemals in den vernünftigen Schranken bleiben?

Ihr wisset, antwortete der Ritter, daß es Wünsche giebt, die zum Leben nothwendig, und andere, die es nicht sind. Jene sind allen Thieren gemein, und werden durch die Natur eingeflößet, diese sind dem Menschen eigen, und kommen von seiner Meinung oder Wahl. Die ersten haben ihre Schranken, weil der Natur, die sie führet, eine gewisse Gränze bestimmet ist, aus der sie niemals weichet, und bei der sie ihre Ruhe findet, wenn sie daselbst anlanget. Die andern haben auch ihre Gränzen, und sind so gar eben so natürlich und nothwendig, als diejenigen, die zu der Nothdurft des Lebens dienen; wenn man voraussezzet, daß die Wahl, die man anstellet, durch die Vernunft regieret wird. Fehlet aber diese Vernunft, so wird der Wille unordentlich, und verlanget den Besiz aller Dinge, und wenn er alsdenn nicht eines erhält, so läuft er beständig von einem zum andern, und bildet sich so viel Wünsche, als es Dinge giebt,

deren

deren er beraubet ist. Dieser Fehler ist bei denen Menschen sehr gemein, die das Glük erwählet zu haben scheinet, um seine Macht sehen zu lassen. Wenn wir die Leute betrachten, die aus einem geringen Stande plözlich glüklich geworden sind, so werden wir selten finden, daß sie mit ihrem Zustande zufrieden sind. So geringe sie auch gebohren sind, so gros die Ehrenstellen und Reichthümer auch sind, die sie erlanget haben, so glauben sie doch immer, daß ihrem Glükke noch etwas fehle. Wenn man indes die Lebensart betrachtet, welche diese Leute hätten führen müssen, wenn das Glük nicht zu ihrem Vortheile ein Wunderwerk gethan hätte, so findet man ihre Wünsche sehr lächerlich. Nichts ist seltsamer, als die Aufführung dieser Leute; denn da sie ihren vergangenen Zustand vergessen, und anderer Menschen ihren nicht betrachten, so glauben sie, daß es ihnen erlaubt sey, alles zu wünschen und zu unternehmen. Von diesen neuen Entwürfen ohne Unterlas beschäftiget, sezzen sie ihrem Verlangen gar keine Gränzen. Ihr habt ohne Zweifel von Menzikof reden hören. Seine Geburt war gewis nicht sehr berühmt; seine Eltern hatten ihn nur zu einem Pastetenbekkerjungen gemacht. Als er eines Tages die Straßen in Moskau durchlief, und seine Pasteten ausrief, so wolte sein gutes Glük, daß ihn der Czaar hörete, als er vor dessen Pallaste hergieng, der ihn ins Zimmer kommen lies, und um seine Pasteten und um seinen Korb mit ihm handelte. Der Junge beantwortete die Frage ziemlich gut. Er sagte, daß er die Pasteten wol verkaufen könte, was aber den Korb beträfe, dazu müste er von seinem Meister erst Erlaubnis haben;

weil

weil indes alles Ihro Majestät gehörte, so dürften sie nur befehlen. Die Antwort gefiel dem Kaiser. Er kam denselben Tag auf Empfehlung des Czaars in den Dienst des ersten Ministers, verlies die Pastetenbekkerei, nahm von seinem Meister Abschied, und gab ihm das Geld für seine Pasteten.

Das Glük, unterbrach der Ritter, scheinet auf einige Art den Fürsten nachzuahmen, wenn sie plözlich an entfernten und wüsten Oertern prächtige Paläste errichten. Man möchte gewis sagen, daß es ein Vergnügen daran fände, diejenigen zu erheben, denen alles mangelt, und die, allem Scheine nach, ihren ersten Stand niemals verlassen müsten.

So war wenigstens das Glük des Menzikofs, antwortete Cleantes. Aus dem Dienst des ersten Ministers kam er bald in des Kaisers seinen, und gewan die Gunst dieses Fürsten völlig: es war aber bei der Erhebung dieses Lieblings am außerordentlichsten, daß er durch eine Begebenheit auf den Gipfel seines Glüks kam, die ihm hätte das Leben kosten sollen. Die vornehmsten Herren des Hofes hatten beschlossen, den Czaar zu ermorden. Der Fürst Amilka war das Haupt dieser Verschwornen. Weil es schwer war, in das kaiserliche Kabinet zu kommen, ohne Bekantschaft daselbst zu haben, so entschlos er sich, den Menzikof in die Verschwörung zu ziehen. Um es desto sicherer zu thun, zog er ihn in sein Haus; er befahl seiner Tochter, einer der schönsten Personen am Hofe, ihn günstig anzusehen, und Freundschaft mit ihm zu errichten. Die Prinzessin gehorchte ihrem Vater so gut, daß ihre Höflichkeiten gegen Menzikof sich in eine wahre Zärtlichkeit für ihn verwandelten.

Menzikof war dabei nicht unempfindlich, und wurde ebenfals außerordentlich verliebt. So bald der Fürst Amilka, der diese Liebhaber genau beobachtete, genug gesehen zu haben glaubte, um an ihrem Verständnisse nicht mehr zu zweifeln, so wagte er sich an Menzikof, theilete ihm seine Geheimnisse mit, und begleitete sein Zutrauen mit vieler Freundschaft und Diensterbietungen, und um ihn mit in seine Absichten zu ziehen, versprach er ihm seine Tochter zur Ehe. Dieses Anerbieten machte den Menzikof außerordentlich bestürzt. Sein Erstaunen verhinderte ihn zu antworten, und er konte sich nicht alsobald entschliessen, welche Parthei er ergreifen solte. Weil er sich aber nicht entschließen konte, seine Liebste zu verlassen, so willigte er in alles, was man von ihm verlangete. Er versprach, den Verschwornen zu helfen, und sie in das Kabinet des Fürsten einzuführen. Das gute Gestirn des Menzikof wuste ihn vor diesem schlimmen Schrit zu bewahren; denn als er einige Tage nachher dem Czaar die Verschwörung entdekte, in der er mit verwikkelt war, so war er glüklich genug, um Verzeihung zu erlangen. Der Prinz war nicht so glüklich. Menzikof lud ihn zu einem Gastmahle ein, um ihn desto besser an sich zu ziehen: das Haupt der Verschwornen kam mit seiner Tochter und allen seinen Gefährten hin. Die Verschwornen, die nicht glaubten, daß sie das geringste zu befürchten hätten, sprachen von ihrem Unternehmen, und von den Maasregeln, die sie ergreifen würden, um darin glüklich zu seyn, als der Czaar, der von dieser Versamlung Nachricht hatte, sie alle gefangen nehmen lies. Der Fürst Amilka wurde mit allen denen hingerichtet, die

an

an seinem Entwurf Theil gehabt hatten. Die Prinzessin wurde zu einem ewigen Gefängnis verdammet. Menzikof hingegen hatte seine Gnade, wurde mit Ehre überhäufet, und erhielte so gar die Freiheit seiner Liebste, und die Erlaubnis, sich mit ihr zu vermälen. Das Glük, oder vielmehr die Grosmuth des Czaars lies es dabei nicht bewenden. Menzikof wurde Herzog von Ingermanland, der Czaar machte ihn zu seinem Liebling, und erlaubte ihm, seiner Gemalin ein eben so prächtiges Gefolge zu geben, als die Kaiserin hatte. Es scheinet, daß die Freundschaft eines großen Kaisers, ein vorzüglicher Rang im Staat, und unermesliche Reichthümer, einen Menschen hätten befriedigen müssen, dessen ganze Hofnung kurz vorher darin bestand, seinen Ofen zu heizen, und seine Pasteten gut darin zu bakken.

Die Vernunft, antwortete der Ritter, hätte ohne Zweifel die Wünsche dieses neuen Fürsten einschränken müssen, aber selten weis einer, der zu einem großen Glük erhoben ist, sich desselben mit Mäßigkeit zu bedienen. Das Verlangen, von dem sich die Seele überraschen lässet, nimt, um sie zu verführen, so viel Gestalten an, als es mögliche Güter giebt.

Auch dies, antwortete Cleantes, war die unglükliche Klippe, an der dieser Günstling scheiterte. Noch nicht zufrieden mit allen den Schäzzen, die er in seiner Gewalt hatte, und eben so unzufrieden mit den hohen Ehrenstellen und glänzenden Würden, zu denen er sich erhoben sahe, wünschete er noch etwas mehr. Seine Schäzze machten ihn nur begierig, sie zu häufen. Um seine Begierde zu stillen, verband er sich mit einigen Großen, die die Abwesenheit des Czaars

nuzten, und sich der Gewalt bedienten, die sie in Händen hatten, um von dem Volke weit stärkere Auflagen zu erpressen, als ihm bestimmet waren. Es war nicht leicht, dem Regenten Nachricht davon zu geben; das Unternehmen hätte dem schädlich seyn können, der es ausgeführet hätte. Indes gerieth ein geschikter Unterthan, der von den Uebeln seiner Mitbürger gerühret war, auf den Einfal, an unterschiedenen Orten Zettelchen auszustreuen, die dem Kaiser die Uebel entdekketen, welche seine Unterthanen litten. Der Czaar erblikte eines von diesen Papieren, hob es auf, las es aufmerksam, und zauderte nicht, die Urheber einer solchen Unordnung zu bestrafen. Zween oder drei Fürsten wurden strenge gezüchtiget. Wolkonschi unter andern wurde die Zunge mit einem glüenden Eisen gebrant, und Korsakof, Vicegouverneur von Petersburg, konte die Knoute *) nicht vermeiden. Menzikof, der Grosadmiral Apraxin, und Bruce, General von der Artillerie, kamen mit einigen Verweisen davon. Der Czaar hatte sich nicht entschließen können, Günstlinge zu bestrafen, die er mit so vielen Wohlthaten überhäufet hatte. Menzikof konte auch der Ehrbegierde nicht widerstehen: denn da er auf ein wichtigers Glük dachte, so warf er seine Augen auf den zweiten Sohn des Czaars Petrus. Er glaubte, daß er alles Ansehen in Händen ha-

*) Die Knoute ist ein harter und dikker lederner Rieme, der ohngefehr $3\frac{1}{2}$ Fus lang ist. Er ist mit einem Ringe wie eine Peitsche an einen 2 Fus langen Stok geheftet, an dem er sich wie ein Dreschflegel bewegt, damit bekomt der Uebelthäter so viel Streiche, als ihm der Richter zuerkennet.

haben könte, und daß es ihm nicht schwer werden würde, sich zum unumschränkten Herrn des ganzen Reichs zu machen, wenn er seine Tochter mit diesem jungen Prinzen vermälete. Der Entwurf dieses ehrgeizigen Hofmans stürzete ihn, seine Ungnade folgete gleich darauf. Aus dem höchsten Range im Staate kam er in ein schändliches Exilium, und nach so vielem Glükke muste er in Siberien sterben. Das sind die Folgen einer unordentlichen Leidenschaft, wenn sie sich des Herzens bemächtiget, und es ohne Mäßigung zu den gewünschten Gegenständen trägt. Die Seele verlachet alsdenn allen Rath, und glaubet nicht, daß ein Verlangen edel seyn könne, ohne auszuschweifen.

Aber, unterbrach der Ritter, wenn die Armuth alles Nachdenken wegnimt, und wenn, wie ein Schriftsteller sagt *), von allen Uebeln, die sie begleiten, keines gröſser und härter ist, als die Gewalt, die sie hat, einen Unglüklichen verächtlich zu machen: könte man denn nicht auch sagen, daß unter allem Unglük und Widerwärtigkeiten, die das Glük verursachen kan, nichts gröſser sey, als die Gewalt, die es hat, den Verstand zu berauschen, und die Menschen thöricht genug zu machen, um seine Gunst zu misbrauchen? Solten diese Leute, die man, so zu sagen, aus dem Staube hat hervorgehen sehen, sich nicht ihres vorhergegangenen Elends erinnern, und solten sie jemals die Niedrigkeit ihres Ursprungs vergessen?

Alles dieses ist vortreflich, antwortete Cleantes, es ist wahr, es wäre zu wünschen, daß ein Mensch,

*) Nihil habet in se durius paupertas, quam quod reddat homines ridiculos.

den das Glük erhoben hat, sich bemühete, den Fehler seiner Geburt durch den Glanz seiner Verdienste zu ersezzen. Nichts würde ihm besser anstehen, als sich durch seine Tugenden über sein Geblüt und seine Erziehung zu erheben.

Hierin bin ich volkommen mit Euch einig, antwortete der Ritter; es geschiehet aber durch ein sehr gewöhnliches Schiksal fast beständig anders; und diejenigen, die sich aus einem geringen und knechtischen Stande erhoben haben, sind fast immer die ersten gewesen, die das Glük gemisbrauchet haben. Wer hätte glauben sollen, daß Alberoni hätte vergessen können, daß er in seiner Jugend die Klokken einer Kirche habe leuten müssen, um sich zu erhalten? Und wie würde sein Vater sich gewundert haben, wenn man in der Zeit, da er in der Vorstadt in einem kleinen Garten arbeitete, gekommen wäre, ihm zu sagen, daß sein Sohn eines Tages den rothen Hut tragen und Minister in Spanien seyn würde? Man hätte den Blumengärtner ohne Zweifel leichter überreden können, daß sich alle seine Zwiebeln in Steine verwandeln würden, als daß Alberoni, sein Sohn, nachdem er die Gunst des Herrn Vendome gewonnen hätte, dem König in Spanien eine Gemalin aussuchen solte. Man kan zum wenigsten versichert seyn, daß nur der vierte Theil dieser Begebenheiten nöthig gewesen wäre, um die Wünsche dieses guten Mannes zu endigen; und so viel Gutes er seiner Familie auch gewünschet hätte, so würde er doch mit einem so guten Glük zufrieden gewesen seyn. Wenn das ist, wie man doch Ursache hat zu glauben, so mus man bekennen, daß der Cardinal seinem Vater nicht sehr

ähnlich war. Denn er wuste sich nach allen den Wunderwerken, die das Glük zu seinem Vortheil that, noch nicht zu begnügen. Einige versichern wenigstens, daß er sein Verlangen ein wenig zu weit getrieben habe, und man giebt davon zur Ursache an, daß er sich oft bemühet habe, mit seiner Regentin eine gewisse Art von Ansehen anzunehmen. Ohne darauf zu denken, wie und woher er Cardinal und Minister geworden war, glaubte er, daß die Königin beständig bedenken müsse, daß sie aus einer Prinzessin von Parma die Gemalin eines Königes und Beherschers eines großen Reichs geworden sey. Wenn das so ist, wie man sagt, so hatte sich Alberoni eine lächerliche Einbildung gemacht. Sind die Dienste, die man gekrönten Häuptern erzeiget, an sich selbst nicht rühmlich genug? Und war dieser Ministercardinal durch die Ehre, zu dem Glük einer großen Prinzessin, deren gebohrner Unterthan er war, was beigetragen zu haben, nicht belohnt genug? Und durfte er deshalb gewisse Schuldigkeiten von ihr verlangen, die nur geringern oder gleichen zukommen?

Aber, sagte darauf der Ritter, es gehet niemals in dem Glük dieser Ehrgeizigen eine Veränderung vor, daß nicht einige einen Vortheil davon haben solten. Alberoni hat seinen Abschied erhalten, Patino ist jezt in seiner Stelle. Alberoni kam von Parma, Patino von Milan. Alberoni war der Sohn eines Gärtners, Patino Procurator der Jesuiten. Es ist billig, daß ein jeder seinen Lauf vollendet. Wenn es immer so gienge, so würden nicht so viel Misvergnügte seyn.

Das ist wahr, antwortete Cleantes, Ihr habt aber nicht angemerket, daß man mit Patino sehr wohl

zufrieden ist, und daß er zwar seine Sachen gut besorgt, aber auch seines Herrn seine eben so wenig vergisset. Man darf deshalb nicht befürchten, daß er das Schiksal des Alberoni haben werde. Man mus indes bekennen, daß die Wünsche des Menschen etwas sehr seltsames an sich haben, und wenn wir bemerkten, daß die Begierde ein Protheus sey, der alle ersinliche Gestalten annimt, so haben wir es nicht übel benennet. Sixtus der V. der aus einem Schweinhirten ein Franciscaner, nachher Cardinal geworden, und endlich auf den Stuhl des heiligen Peters gestiegen war, besuchte, als er Pabst war, ein Kloster von seinem Orden. Weil er den Mönchen zeigen wolte, daß seine Neigung, die er zu ihnen trug, durch seine Würde nicht vermindert sey, so erlaubte er ihnen, ihm ihre Wünsche zu entdekken, und versprach öffentlich, ihnen alles zu bewilligen, was sie von ihm verlangten. Die Mönche geriethen bei dieser Neuigkeit in eine unaussprechliche Freude. Ein jeder machte seinen Entwurf, schrieb seine Bitte auf, und reichte sie dem Pabst. Sixtus eröfnete die Zettel, aber wie gros war sein Erstaunen, als er alle die Ausschweifungen dieser guten Väter sahe. Einer wolte in der Stadt schlafen, ein anderer einen besondern Keller haben, ein anderer predigen, wenn es ihm gut dünkte: einigen saßen ihre Kappen oder Kökke nicht gemächlich genug, und wolten sie nicht mehr tragen, oder auf eine andere Art gemacht haben. So viel ist gewis, daß in dem ganzen Kloster nur der einzige Bruder Koch etwas vernünftiges von ihm bat. Es war in dem Hause kein Brunnen, und man muste das Wasser weiter als

eine Viertelstunde holen. Die Ungemächlichkeit war gros: deshalb bat der gute Bruder Ihro Heiligkeit ganz unterthänigst, eine Wasserleitung machen zu lassen, die bis ins Kloster gienge. Sixtus, der sich der Mühe noch erinnerte, die er als Mönch gehabt hatte, das Wasser so weit herzuholen, bewilligte dem Koch seine Bitte leicht. Er lies das Wasser so gar bis in die Küche leiten, dergestalt, daß es durch das Mittel einer Röhre in den Topf fiel. Die andern Mönche wusten die Gütigkeit des Pabstes nicht zu nuzzen. Ihre Bitten waren so ausschweifend, daß Sixtus mit aller seiner Macht sie nicht ohne Verwirrung erfüllen konte.

Es ist leicht, antwortete der Ritter, aus diesen verschiedenen Wünschen wahrzunehmen, wie weit die Begierde gehen kan, und wie weitläufig und ausgebreitet diese Leidenschaft sey. Und wenn die Seele Flügel hat, wie ehemals ein Philosoph *) sagte, so mus man sie nirgend suchen, als in den Begierden. Sie sind es, die sie, so zu sagen, zu den Gegenständen erheben, die sie nöthig zu haben glaubt, und die sie den Gütern nähern, von denen sie entblößet zu seyn glaubt. Die Güter sind es nicht allein, an die sich die Begierde hestet, man mus bemerken, daß diese Leidenschaft ihre Absichten noch viel weiter erstrekt, und daß sie uns oft so wol das Böse als das Gute wünschen läsiet.

Dies gestehe ich, antwortete Cleantes, wenn es indes geschiehet, daß das Uebel unsere Begierde erreget, so ist es immer unter der Gestalt und unter dem Schein des Guten. Denn der Tod, den ein Unglüklicher sucht, scheinet ihm der Hafen und das Ende seines Elends zu seyn. Die Gefahr ist bei run-

*) Sokrates.

thigen Menschen eine Quelle des Ruhms und der Ehre; und wenn man Dinge wünschet, die an sich selbst nicht gut sind, so glauben wir doch immer, daß sie uns einen Vortheil oder ein Vergnügen verschafften. Dies hat die Begierde mit der Liebe gemein. Diese lezte bleibt nur bei dem, was ihr angenehm oder vortheilhaft scheinet: die Begierde ist ebenfals eine Leidenschaft, die sich nur zu ihrem Gegenstande wendet, weil sie ihn als eine Sache betrachtet, die ihr nüzlich seyn und zu ihrem Glük was beitragen kan.

Es scheinet, sagte darauf der Ritter, daß man das Verlangen und die Liebe nicht als zwo verschiedene Leidenschaften betrachten dürfte, weil sie beide bemühet sind, sich der verlangten Sache zu nähern, und weil die Hizze des einen nicht weniger dringend und lebhaft ist, als des andern seine.

Es ist wahr, antwortete Cleantes, die Begierde folgt so nahe auf die Liebe, daß man sagen möchte, sie hienge gänzlich von ihr ab: man erkennet aber leicht, daß diese Leidenschaften nicht einerlei sind, wenn man betrachtet, daß das Verlangen immer erst nach der Liebe entstehet. Die Liebe ist die erste Bewegung, welche die Seele gegen den Gegenstand macht, von dem sie glaubt, daß er ihr vortheilhaft seyn müsse, oder dessen Schönheit sie bewundert. So bald die Lust ein Bild oder einen Begrif von ihrem Gegenstande erhalten, so vereiniget sie sich damit, weil sie ihr immer gegenwärtig sind. Aus dieser Vereinigung entstehet die Liebe: weil aber diese erste Bewegung nicht immer von einem volkommenen Genus begleitet ist, so lässet es die Seele bei diesem ersten Versuch nicht bewenden. Sie bemühet sich von neu-

neuem; sie suchet etwas außer ihr, und bringet alsdenn diese Leidenschaft hervor, welche man die Begierde nennet, welche nichts anders ist, als die Bewegung der Seele zu einem Gut, welches sie schon liebet, und welches sie noch nicht besizzet. Sie dehnet sich aus, um sich mit ihm zu vereinigen; sie versucht, so zu sagen, den Leib zu verlassen, und sich von sich selbst zu trennen, um sich mit dem zu verbinden, welches sie sucht; sie vergisset ihre Vergnügungen, um nur an das zu denken, was sie verlanget. Diese Leidenschaft ist es, die sich mit allen andern verbindet. Die Liebe wünschet die Gegenwart des Gegenstandes, den sie liebet, der Has begehret nichts als Rache, der Stolze verlanget Ehrenstellen, und der Geizige Reichthümer.

Jezt sehe ich, sagte der Ritter, daß die Liebe und die Begierde nicht einerlei sind. Denn wenn die Liebe zu der gewünschten Sache gelanget ist, wenn sie den Besiz derselben erhalten hat, so hört sie deshalb nicht auf. Es geschiehet oft, daß sie sich alsdenn noch mehr daran hefret, und daß die Hizze, die sie für dieselbe empfindet, an stat schwach zu werden, neue Stärke bekomt. So ist es mit der Begierde nicht, die kan keine gegenwärtige Sache wünschen, weil sie gleich nach dem Besiz ihres Gegenstandes verlöschet und verschwindet. Aber könte man nicht sagen, fuhr der Ritter fort, daß die Liebe in gewissen Begebenheiten nichts anders sey, als die Begierde? Wir wollen dem Liebhaber folgen, wir wollen alle Bemühungen ansehen, die er sich giebt, um das Herz der Schönen zu gewinnen, wir wollen Zeugen seiner Hizze und seines Eifers seyn, wir wollen das ganze Bestreben, in dem Begrif des Glüks, welches

ches er hoffet, entdekken; wir wollen ihn bis an den glüklichen Augenblik erwarten, den er mit so vieler Ungeduld wünschet: geschiehet es nicht oft, daß die Liebe fast zu gleicher Zeit verschwindet, da die Begierde fast keinen Gegenstand mehr hat? das ist, wenn der Genus ihm nichts mehr zu wünschen übrig lässet.

Es ist wahr, antwortete Cleantes, daß die Liebe von der Begierde getrennet sehr schwach und mat ist: aber dies ist nicht außerordentlich, weil die Begierde allen Leidenschaften Stärke giebt, dieselben anreizet, und am heftigsten macht. Der Has ist nur alsdenn erschreklich, wenn er mit der Begierde zur Rache verbunden ist; und wenn der Geizige unaufhörlich an die Schäzze denkt, die er schon gesamlet hat, wenn er dieselben, aus Furcht sie zu verlieren, unter die Erde, oder an undurchdringliche Oerter verbirgt, so ist er doch nicht weniger mit dem Verlangen sie zu häufen, und mit der Begierde einen neuen Gewinst zu machen, beschäftiget. Es ist aber nicht zu bewundern, daß die Leidenschaften, die mit der Begierde verbunden sind, dadurch viel heftiger und unordentlicher werden, wenn man die ungestüme Bewegung betrachtet, welche diese hizzige Leidenschaft in der Seele erregt. Die Sinne kommen so heftig in Bewegung, daß man sagen möchte, sie wolten sich alle entfernen, und mit dem Gegenstande verbinden, der sie rufet.

Es ist gewis, sagte darauf der Ritter, daß die Augen, welche die Bewegungen des Herzens entdekken, niemals getreuer sind, als wenn sie diese Leidenschaft vorstellen. Sie drükken die Bewegung, die sie verursacht, so gut aus, daß es fast unmöglich ist, sie nicht wahr-

wahrzunehmen. Bei dieser Entzükkung der Seele werden die Blikke lebhaft und feurig, und heften sich hizzig an den verlangten Gegenstand. Man bemerket in den Augen einen Glanz und eine Lebhaftigkeit, die sie munter und funkelnd macht. Die Sinne, welche von allen Seiten herzulaufen und sie anfüllen, verursachen diese Hizze, die man darin wahrnimt, und verbinden sie auszuweichen und sich zu ihren Gegenständen zu schwingen.

Wenn aber, unterbrach Cleantes, die Begierde heftig und unstüm ist, so ist sie nicht weniger eigensinnig. Sie folget ihrem Vorhaben trozzig; und so bald die Schwierigkeit oder der Zwang ihr dasjenige streitig machen wollen, was sie sucht, so erhebt sie sich beständig gegen dieselben. Im Jahre 1720 kam in Frankreich der Gebrauch der Reifrökke auf. Das schöne Geschlecht fand diese Erfindung so gemächlich oder so nüzlich, daß außer den Nonnen eine jede Frau des Königreichs einen anschaffete. Es geschahe indes, daß die Männer nicht gänzlich denselben Geschmak hatten. Verschiedene, zornig auf diese neue Ausrüstung, sagten, daß die Gestalt derselben seltsam wäre; andere fanden die Ausbreitung ungemächlich; andere argwohnten endlich, daß dieser Puz nicht so geschikt zur Zierde, als gewissen Unruhen günstig wäre, die, wie man weis, auf die verliebten Geheimnisse folgen. Kurz, man wolte sich dieser Einrichtung widersezzen. Die Sache wurde ernsthaft, und die Spitalverwalter nahmen sich derselben besonders an. Sie sagten, daß sich die Zahl der Findelkinder um ein ansehnliches vermehret hätte, seit dem die Reifrökke im Gebrauch gewesen wären. Man

glaub-

glaubte, daß man diese Sache nicht vernachlässigen dürfe, es sey nun, daß diese Klagen einige Aufmerksamkeit zu verdienen schienen, oder daß man noch schädlichere Folgen befürchtete. Weil es indes nicht möglich war, alle Frauen vorzunehmen, so fiel man auf ein sonderbares Mittel. Man machte den Reifrökken einen förmlichen Proces. Einige wurden gehenket, andere verbrant. Die Frauen spotteten indes über die Richter und über ihren Ausspruch. Das ganze Verfahren diente zu nichts, als Reifrökke von einer neuen Art machen zu lassen. Als die Bischöfe anfiengen die Reifrökke anzufallen, so war ihr Krieg nicht glüklicher; und ob sie gleich von den Predigern unterstüzzet waren, so blieben doch alle ihre Bemühungen unnüz. Die Frauen behielten sie, ohnerachtet alles dessen, was man thun und sagen mochte. Die ganze Veränderung, die mit den Reifrökken vorgieng, war, daß die Siegerinnen den Umfang derselben um die Hälfte vermehreten.

Es befindet sich etwas in der Begierde, sagte darauf der Ritter, über welches ich mich noch mehr wundere; ich finde, daß diese Leidenschaft die Natur der Gegenstände gleichsam verändert. Derjenige, welcher gewisse Dinge gleichgültig angesehen hätte, wenn es ihm frei gestanden hätte, sie zu erhalten, wird sich nicht trösten können, so bald sie nicht mehr in seiner Gewalt sind. Ich erinnere mich deshalb einer sehr sonderbaren Geschichte. Ein gewisser guter Mensch hatte bis in sein achtzigstes Jahr in Paris gelebet. Er war niemals vor den Thoren der Stadt gewesen, es sey nun, daß er nicht neugierig war, oder daß er das Spazzierengehen nicht sehr liebte. Da der König hier-

von

von Nachricht erhielte, so lies er den Greis rufen, und frug ihn, ob es wahr sey, daß er niemals zur Lust ins Feld gegangen wäre? Nein, Sire! antwortete er, es ist mir niemals in die Gedanken gekommen. Nun wohl, sagte der König, weil dies so ist, so verbiete ich Euch bei Strafe des Lebens, niemals aus den Thoren von Paris zu gehen. Man hatte alle Ursache zu glauben, daß der gute Mensch sich aus einem solchen Verbot nicht viel machen würde, und daß er sich einer Sache leicht enthalten würde, nach der er niemals ein Verlangen getragen hätte. Es geschahe indes ganz anders; der Befehl des Königes erwekte die Begierde des Alten. So bald man ihm befohlen hatte in der Stadt zu bleiben, so empfand er ein Verlangen ins Feld zu gehen. Seine Wünsche waren so heftig, daß ihn der Schmerz, sie nicht erfüllen zu können, tödtete.

Ich bekenne mit Euch, erwiederte Cleantes, daß es eine der seltsamsten Wirkungen ist, die die Begierde hervorbringen kan, daß unser Geschmak, so zu sagen, verändert wird, daß Dinge, die wir lange als gleichgültig angesehen haben, auf einmal die erwünschtesten Gegenstände werden, und andere hingegen, die wir eifrig gesucht haben, plözlich unsere Achtung und Freundschaft verlieren. Man kan sagen, daß diese Leidenschaft ohngefehr einem geschikten Maler nachahmet, der sich bei einem Gemälde gewisser Regeln der Perspectiv- und Sehekunst mit so vieler Kunst bedienet hatte, daß diejenigen, welche es von weiten sahen, eine schöne Frau zu sehen glaubten, wenn sie aber näher kamen, so verschwand die Schönheit, und an ihre Stelle kam ein ungestaltes Gerippe.

So ist es ohngefehr mit den Dingen, die wir uns wünschen; wenn wir sie von weiten sehen, so finden wir sie reizend, die Begierde giebt ihnen alles, was gefallen kan. Vortheile, Schönheit, Rührendes, Reizungen, nichts fehlet daran: so bald wir aber zum Zwek gelanget sind, so finden wir eine große Veränderung daran. Man wünschte einst einem Italiäner wegen der vortreflichen Wahl einer liebenswürdigen Frau Glük. Ihr seyd, sagte man zu ihm, der glüklichste Mensch, es ist kein Gut in der Welt, welches den Liebkosungen einer so schönen Frau, als der Eurigen, gleich kömt. Der Italiäner antwortete: „Che gusto, se fosse peccato. Welch ein Ver„gnügen würde es seyn, wenn es nur Sünde wäre!“ Es scheinet wirklich, daß wir die Dinge verlassen müssen, so bald sie in unserer Gewalt sind, und so bald wir den freien Genus derselben haben. Sind sie verboten, sehen wir sie außer unserer Gewalt, so ist nichts liebenswürdiger und reizender.

Daher kömt es, unterbrach der Ritter, daß man den Besiz dessen, was man wünscht, mit so vieler Hizze sucht, wenn man davon entfernet ist, da das Verbot und der Zwang zu nichts dienen, als uns neue Bemühungen anwenden zu lassen, um zu dem Besiz des gewünschten Gegenstandes zu gelangen. Kurz, die Begierde ist eine so unumschränkte Leidenschaft, daß nichts in der Welt sie von ihrem Gegenstande abwenden kan. Und wenn das Verbot und der Zwang sie reizen, so kan man sie durch kein Verschonen mehr gewinnen. Sie wil sich, ohnerachtet dessen, was man ihr entgegen sezt, mit ihrem Gegenstande vereinigen, nichts kan sie zurük halten. Dies

ist

ist gewis der wahre Character der Begierde, und ich wil Euch eine Geschichte mittheilen, die zum Beweise dieser Wahrheit dienen kan. Ein Edelman aus der Champagne, den wir den Marquis von Boncour nennen wollen, kam gemeiniglich, einen Theil des Winters in Paris zuzubringen. Weil er sich niemals verheirathet, und seit kurzem von seinem ältesten Bruder, der ohne Kinder gestorben war, eine reiche Erbschaft gethan hatte, so bekam er Lust, eine Frau zu nehmen. Als er eines Tages in den Tuilleries spazzieren gieng, so warf er, nachdem er in der großen Allee einige Gänge gethan hatte, seine Augen auf eine junge Person, die ihm sehr liebenswürdig zu seyn schien. Die junge Schöne sas auf einer Bank, und weil das Vergnügen der Unterredung sie gar zu sehr beschäftigte, so nahm sie den Marquis nicht wahr. Der Edelman entfernte sich nicht weit von ihr, und war ungeduldig, diejenige zu kennen, die ihn gerühret hatte. So bald er sie bereit sahe wegzugehen, so befahl er einem von seinen Leuten, ihr zu folgen, und von ihrem Namen und ihrer Wohnung Nachricht einzuziehen. Der Marquis hatte denselben Abend alle Erklärung, die er wünschen konte. Die Schöne nante sich Clarice, ihre Familie war im Staat sehr angesehen, aber ihre Güter waren sehr mittelmäßig. Ihre Mutter, die seit einem Jahre todt war, hatte ihr verschiedene Brüder und Schwestern hinterlassen, und ihr Vater, der noch lebte, konte ihr, ohne sich in Unordnung zu bringen, nicht viel zum Brautschaz mitgeben. Der Marquis, der nicht Lust hatte seine Liebe aufzuschieben, war froh, alle diese Umstände zu vernehmen. Er sahe voraus, daß Clarice leicht zu

erhalten seyn würde, und daß er nur bei ihrem Vater um sie anhalten dürfte. Er entschlos sich aber, die Schöne vorher zu gewinnen, und alles anzuwenden, um ihr seinen Eifer zu erkennen zu geben. Nachdem er diesen Entschlus gefasset hatte, so erfuhr er, daß seine Schöne oft zu einer von ihren Verwandtinnen gieng. Er fand das Mittel, sie daselbst zu sehen, und ihr seine Gesinnungen zu entdekken. Er konte es aber mit aller seiner Mühe nicht dahin bringen, daß sie ihn liebte. Clarice hatte sich anderwärts eingelassen. Sie liebte einen jungen Officier zärtlich, der zwar aus einem berühmten Hause war, aber damals keine große Hofnungen hatte. Er war der jüngste aus der Familie, und sein ganzer Reichthum bestand in einem jährlichen Gehalt. Dagegen hatte er aber die artigste Gestalt von der Welt, und er begleitete dieselbe mit einem feinen, artigen und muntern Wesen. Ueberdies war er mit allen jungen Herren bekant, und hatte so gar sehr gute Gönner. Weil man denen leicht was Gutes wünschet, die man liebt, so hoffete auch Clarice, ihren Liebhaber bald im Stande zu sehen, sie zu heirathen; es gieng kein Tag hin, daß sie ihm nicht in Gedanken sein Glük machte. Diese Hofnung schmeichelte sie so stark, und ihre Liebe war so zärtlich und aufrichtig, daß sie, wenn sie ihr eigener Herr gewesen wäre, sich keinen Augenblik bedacht haben würde, ihn den reichsten Partheien vorzuziehen. Man kan sich leicht einbilden, daß ein solcher Umstand keiner der günstigsten für unsern Edelman war. Clarice konte nicht sehr geneigt seyn ihn zu hören. Sie empfieng deshalb seinen Antrag so kaltsinnig, und antwortete ihm mit so vieler Gleichgül-

gültigkeit, daß der Marquis ganz verwirret dadurch wurde. Weil er indes nicht der Mensch darnach war, abzulassen, und weil er sehr eigensinnig war, so entschlos er sich, sein Vorhaben zu treiben, und es auf eine andere Art anzufangen. Er überredete sich, daß der Vater der Schönen biegsamer seyn, und sich freuen würde, eine Gelegenheit zu finden, seine Tochter zu verheirathen. Der Marquis betrog sich in seiner Muthmaßung nicht; es gelung ihm, wie er gehoffet hatte, man hörete seinen Antrag. Der Vater der Clarice erzeigete ihm tausend Zeichen der Freundschaft, und bedankte sich sehr wegen der Ehre, die er ihm erwiese; er bedachte sich keinen Augenblik, sie dem Marquis zu bewilligen: es sey nun, daß er glaubte, sein Schwiegersohn würde keinen großen Brautschaz verlangen, oder daß er die Parthei für seine Tochter vortheilhaft fand. Vergebens wandte Clarice alles mögliche an, um ihre Heirath abzuwenden; vergebens bezeugte sie den Verdrus, ihre Familie zu verlassen, und den Widerwillen auf dem Lande zu wohnen. Ihr Widerstreben war unnüz, die Hochzeit gieng vor sich, und sie wurde die Frau des Marquis. Wenn sie keine Ursache hatte mit ihrem Schiksal zufrieden zu seyn, so war auch der Marquis nicht ohne Unruhe. Er sahe mit einem tödtlichen Verdrusse, daß Clarice nichts als Gleichgültigkeit für ihn hatte. Er verdoppelte seine Bemühungen, um sich ihre Liebe zu erwerben, er bezeugte ihr den Verdrus, mit welchem er sahe, daß sie so unerkäntlich gegen seine Zärtlichkeit bliebe: aber Clarice war gar zu betrübt, und gar zu sehr mit ihrem Unglük beschäftiget, als daß sie sich den Gründen ihres Gemals ergeben solte. Sie stel-

stellete sich den Liebhaber, den sie verloren hatte, unaufhörlich vor, und die Wünsche, die sie deshalb that, beschäftigten sie gänzlich. So stunden die Sachen, als der Marquis, in der Hofnung, daß die Zeit die Kaltsinnigkeit seiner Gemalin ändern würde, den Entschlus fassete, in die Provinz zu reisen. Den folgenden Tag besorgete er seine Sachen, und zween Tage darauf reisete er ab: aber wie gros war seine Betrübnis, als er sahe, daß Clarice ihn mehr mit Gewalt, als aus Liebe folgte. So viel Ursach er auch hatte, ihr seinen Zorn zu zeigen, so lies er doch nicht ab, dieselbe Gefälligkeit für sie zu haben, die er bisher gehabt hatte. Er versuchte auf der Reise, die Betrübnis der jungen Frau zu vertreiben; er wendete alles an, um ihre Thränen abzutrokuen, und vergas nichts, um ihre Traurigkeit zu zertheilen. Bald schwur er ihr die treueste Liebe, bald versicherte er ihr, daß er sie ewig lieben würde: er mochte aber thun, was er wolte, die junge Frau veränderte ihr Gemüth nicht, und fuhr fort mit derselben Gleichgültigkeit zu leben. Als der Marquis, welcher durch die Aufführung der Clarice lebhaft gerühret wurde, sahe, daß er nichts über ihr Gemüth gewinnen würde, so entschlos er sich, um sich wegen der Verachtung dieser Undankbaren zu rächen, alle Liebe, die er für sie hatte, zu erstikken. In dieser Entschließung entfernete er sich auf einige Zeit, besuchte seine benachbarte Freunde, gieng mit ihnen auf die Jagt, und vergas nichts, um sich von aller Liebe gegen seine Frau los zu machen. Weil man aber nicht immer über sein Herz gebieten kan, wenn die Liebe sich desselben einmal bemächtiget hat, so waren auch die Bemühungen

des

des Marquis unnüz. Er kam mit demselben Eifer wieder zu seiner Frau, und so gern er sie auch gehasset hätte, so konte er es doch nicht lassen, sie zu lieben. Clarice mochte indes einen jähen Einfal haben, oder sie mochte es aus List thun, kurz, sie wurde biegsamer. Der Marquis, der wegen einer so gewünschten Veränderung an dem Ziel seiner Wünsche war, genos ein volkommenes Glük, nichts schien ihm dasselbe zu übertreffen. Er hatte schon einige Monat in diesem glüklichen Zustande gelebt, als er ohngefehr funfzehn oder zwanzig Stunden von ihm einen Proces kriegte, er muste sich deshalb selbst nach dem Orte begeben, um durch seine Gegenwart den Widerwärtigkeiten zuvor zu kommen, die daraus hätten entstehen können. Die Sache endigte sich glüklich, und der Marquis reisete alsobald zurük, um seine Frau wieder zu finden. Aber wie erstaunte er, als gleich bei seiner Ankunft einer von seinen Leuten zu ihm kam, um ihm zu sagen, daß Clarice seit drei Tagen abwesend wäre, und daß man nicht wisse, wo sie hingegangen sey. Es ist schwer auszudrükken, was in der Seele des Marquis vorgieng. Als er aus seinem Erstaunen wieder zu sich selbst kam, so konte er es nicht glauben, daß die Neuigkeit wahr sey, die man ihm hinterbracht hatte. Er stieg deshalb in sein Zimmer, und in der Ungeduld, den Gegenstand seiner Zärtlichkeit wieder zu sehen, suchte er allenthalben, rief Claricen bei Namen, gieng aus einem Zimmer ins andere, aber vergebens, Clarice war nur in seiner Einbildung. So bald der Marquis sahe, daß seine Nachforschungen unnüz waren, so folgete der lebhafteste Schmerz auf seine heftigen Begierden, und

er wuste nicht, wohin er seine Schritte wenden wolte. Als er sich aber erinnerte, daß er in ihrem Kabinet noch nicht gesucht hätte, so wurde sein Schmerz durch einen Strahl der Hofnung, Claricen wieder zu finden, beruhiget. Komt, wehrte Gemalin, sagte er, warum entziehet Ihr Euch meinem Gesicht? Als er an die Thür des Kabinets kam, so eilete er sie zu öfnen. Er gieng hinein, näherte sich dem Tisch, und erblikte darauf ein Papier. Bei diesem Gegenstande war sein Herz in einer erschreklichen Bewegung. Sie vermehrte sich noch stärker, als er die Hand erkante. Er eröfnete es eilig, und las folgendes darin:

An meinen Wütrich.

„Grausamer! Ihr habt mich von meinem Vater „erhalten, und demjenigen rauben können, den ich „in meinem Leben am liebsten habe; indem ich Euch „aber meine Hand gab, so behielte ich mir mein „Herz vor. Der Eifer und die Bemühungen, die „Ihr für mich angewandt habt, sind mir immer bes„schwerlich gewesen, ich habe sie deshalb auch lan„ge Zeit nur mit Verachtung vergolten. Wenn ich „mich im Kurzen gestellet habe, als wenn ich euch „liebete, so ist es nur geschehen, um Euch desto besser „zu betriegen, und in meinem Vorhaben glüklich zu „seyn. Wenn Ihr klug seyd, so werdet Ihr Euch „diese Begebenheit zu Nuzze machen; die Uebel, „die Ihr in meiner Gesellschaft gelitten habt, müssen „Euch lehren, daß sich das Herz nicht zwingen lasse, „und daß unsere Begierden sich, ohnerachtet des„sen, was man ihnen entgegen sezt, zu ihren Ge„genständen erheben. Aus meiner Sklaverei befreiet, „wil ich mich jezt mit dem verbinden, der meine gan-

„ze

„ze Zärtlichkeit hat, und dem ich die Treue verspro„chen hatte, als Ihr, wie ein Wütrich, über meine „Schwäche siegetet, und mich durch diese unglükli„che Heirath zwanget, mich wider meinen Willen Eu„rem Eigensinne zu unterwerfen. Weil ich entschlos„sen bin, Euch ewig zu hassen, so ist es Euer Vor„theil, mich zu vergessen, und mich meinem Schiksal „zu überlassen. Ob ich gleich Eure tödtliche Feindin „bin, so rede ich doch aufrichtig mit Euch, und Ihr „müsset meinem Rath folgen, wenn ihr Eure Ruhe „liebet. “

Ein Mensch, der den Bliz vor seinen Füssen einschlagen siehet, und noch davon betäubet ist, kan nicht erstaunter seyn, als der Marquis nach dem Lesen dieses Briefes. Ach Ungetreue! sagte er, betriegest du so einen Gemal, und verlezzest du so die heiligsten Bande? Vergilteſt du so meine Zärtlichkeit? Undankbare! du must ein Herz haben, das härter ist als Marmor, und wilder als Löwen und Tiger: aber hoffe nicht, daß du das Glük, welches du dir versprichst, lange genießen wirst. Um mich wegen deiner Untreue zu rächen und deinen Betrug zu bestrafen, werde ich dich bis an den Tod verfolgen, und wenn es nöthig ist, durch die ganze Welt suchen. Die Bewegung des Marquis hatte ihn so außer sich gesezt, daß er erst den folgenden Tag sahe, daß sein Geldschrank offen und alles daraus gestohlen war. Dieser neue Umstand betrübte ihn noch mehr. Von Zorn außer sich, befestigte er seinen gefasseten Entschlus, diejenige aufzusuchen, die ihm so viel Uebel verursachet hatte. Gleich den folgenden Tag gab er die Befehle, die während seiner Abwesenheit nöthig waren; und zween Tage darauf reisete er nach Paris,

weil er glaubte, daß seine undankbare Gemalin sich würde dahin begeben haben. So bald er in dieser großen Stadt angelanget war, so that er alles mögliche, um von der Nachricht zu erhalten, die er suchte. Er gieng in die Schauspiele, Spazziergänge, Kirchen, und an alle öffentliche Oerter, wo er sie zu finden glaubte. Schon drei Monat waren alle seine Nachforschungen vergebens gewesen, und er fieng an die Hofnung zu verlieren, sie antreffen zu können, als er, da er eines Tages über die Brükke Notre-Dame gieng, eine aufgehaltene Kutsche vor sich sahe, um die sich viel Menschen versamlet hatten. Die Neugierde trieb ihn hinzu. Er war schon nahe bei der Menge, als er ein großes Geschrei hörete. Als er näher hinzu kam, so sahe er einen großen wohlgemachten Menschen getödtet auf der Erde liegen. Sein Feind hatte ihn aus der Kutsche steigen und den Degen in die Hand nehmen lassen, um sich wegen einer Beschimpfung Genugthuung zu verschaffen, die er empfangen zu haben glaubte. Der Marquis frug nach dem Namen der Streitenden, als er, da er seine Augen auf eine Bude warf, die zween Schritte von ihm war, eine junge und reich gepuzte Frau erblikte, die ohnmächtig war. Man hatte sie auf einen Lehnstuhl gesezt, und man bemühete sich sehr, sie wieder zu sich selbst zu bringen. Wie gros war des Marquis Erstaunen, als er, indem er näher gieng, seine Frau erkante. O Himmel! rief er, was sehe ich? Es fehlete nicht viel, so hätte er in der ersten Bewegung seines Zorns den Degen gezogen und Claricen durchboret. Er bemühete sich aber sehr, um sich zu beruhigen; es sey nun, daß die Liebe seine Rache aufhielte, oder, daß er die Folgen seines Eifers

fers befürchtete. Clarice konte indes nicht wieder zu sich selbst kommen. Man fieng schon an für ihr Leben besorgt zu seyn; ein kalter Schweis lief über ihr Gesicht, ihre Augen waren geschlossen, und ihre Arme ohne Bewegung. Nach ihrer Farbe hätte man sagen sollen, daß kein Blut mehr in ihren Adern wäre. Der dienstfertige Kaufman, der Claricen in seine Bude genommen hatte, schien mehr als jemand über ihren Zustand gerühret zu seyn. Er befahl, sie in eine benachbarte Kammer zu tragen, damit sie dem Gesicht der Vorübergehenden nicht so sehr ausgesezt wäre, und damit man ihr die benöthigte Hülfe besser leisten könne. Der Marquis, welcher diesen Befehl gehöret hatte, näherte sich dem Kaufman, sagte ihm, daß die Frau seine Bekante sey, und bat um Erlaubnis, ihr zu folgen. Er hatte gar keine Mühe, diese Erlaubnis zu erhalten, und nachdem er einige Fragen wegen des Namens und der Wohnung derjenigen, deren er sich annahm, beantwortet hatte, erzählete man ihm alle Umstände der geschehenen Begebenheit. Er vernahm, daß Clarice mit dem Getödteten im Wagen gesessen, und wie sie ihn verwundet gesehen, geschrien hätte, nachher aus dem Wagen gestiegen, und, nachdem sie einige Schritte gethan hätte, ohnmächtig geworden wäre. Mehr brauchte der Marquis nicht, um zu begreifen, daß derjenige, von dem er redete, der Liebhaber seiner Frau sey. Dieser Gedanke dienete nur dazu, seinen Schmerz zu erneuern. So bemühet er auch war, seinen Zorn zu mäßigen, so konte er doch seinen Ausbruch nicht verhindern. Ach Undankbare! sagte er, indem er sich Claricen näherte, Ungetreue! ist es so . . . Bei diesen Wor-

ten öfnete Clarice die Augen, und kam aus ihrer Ohnmacht, nachdem sie tief geseufzet hatte, gleich einer erwachenden Person, wieder zu sich selbst: aber wie gros war ihre Verwunderung, als sie ihren Man vor sich sahe! Es fehlete nicht viel, so hätte der Schmerz sie getödtet. Ihr Verdrus und ihre Unruhe zeigeten sich auf ihrem Gesicht. Was war hier zu thun? Wie wolte sie sich heraus wikkeln? Wie konte sie dem Marquis entfliehen? Clarice war nicht wenig verwirret. Sie stund indes auf, that, als wenn sie ihren Man nicht kante, und bemühete sich, in eine benachbarte Kammer zu gehen. Der Marquis wolte sie zurükhalten. Clarice fieng an zu schreien, und beklagete sich über die Gewalt, die ihr ein Mensch thäte, den sie nicht kennete. Bei dem Lerm, welchen sie machte, lief man ins Zimmer; und in einem Augenblik war die Bude voller Leute. Der Streit zwischen dem Marquis und der Clarice wurde hizzig. Er bemühete sich sie aufzuhalten, und sie fuhr fort über die Gewalt zu schreien, welche man ihr thäte. Wenn Clarice verwirret war, so war es der Marquis nicht weniger. Aus Furcht, das Mährchen des Publikums zu werden, wagte er es nicht zu sagen, daß es seine Frau sey, und noch weniger seine Geschichte zu erzählen. Die Verwirrung, in welcher er sich befand, machte, daß man nicht sehr zu seinem Vortheil eingenommen war. Man war hingegen sehr auf Claricens Seite. Der Marquis hatte Ursach zu glauben, daß es ihm übel gehen würde. Er merkete das Ungewitter, welches ihm drohete, und da er sahe, daß er keine Zeit verlieren dürfe, um demselben zuvor zu kommen, und daß das einzige Mittel, seine

Frau

Frau wieder zu bekommen, sey, zu sagen, daß er ihr Man sey, so entschlos er sich, sich zu erkennen zu geben. Clarice behauptete indes beständig, daß er ihr unbekant sey. Der Streit hatte schon eine gute halbe Stunde gevauret, als man den Commissarius mit einer zahlreichen Menge Häscher herein kommen sahe. Der Commissarius hielte es für gut, die Partheien bei sich kommen zu lassen. Als sie daselbst angekommen waren, bewies der Marquis seine Sache so gut, und Clarice ihre so schlecht, daß der Commissarius zu des Marquis seinem Vortheil sprach, jedoch mit der Bedingung, daß er beweisen solte, was er vorgebracht hatte. Dies war nicht schwer; er gieng alsobald hin, die Verwandten der Frau zu holen, und führete sie zu dem Commissarius. Clarice konte so deutlichen Beweisen nicht widerstehen. Sie wurde gezwungen, ihrem Manne zu folgen. Einige Tage darauf führete der Marquis seine Frau wieder in die Provinz; er mochte aber thun, was er wolte, er konte nichts über ihr Gemüth gewinnen. Clarice dachte beständig an ihren Liebhaber, und sie bedaurete seinen Tod eben so heftig, als sie ehemals gewünschet hatte, ihn zu besizzen. Ihre Wünsche mit der Betrübnis vermischet waren so heftig, daß sie das Leben nicht lange ertragen konte. Da sie keine Hofnung hatte, den Gegenstand ihrer Wünsche wieder zu sehen, so starb sie einige Zeit darauf. Obgleich der Marquis bei diesem Tode nicht sehr empfindlich hätte seyn sollen, so war er doch deshalb untröstbar. So viel Schmerz ihm auch die Gleichgültigkeit und Untreue seiner Frau verursachet hatte, so hätte er doch gern ihr Leben mit allen seinen Gütern

erkauft. Es scheinet aus dieser Geschichte, fuhr Cleantes fort, daß die Begierde eine fast unüberwindliche Leidenschaft sey. Clarice wünschete ihren Liebhaber, sie wünschte ihn so heftig, daß ihre Begierden über alles, was sich darbot, um sie zurük zu halten, siegeten. Die Bemühungen, der Eifer, den man für sie hatte, die Schuldigkeit gegen ihren Gemal, die Bande der Ehe, alles wurde unnüz; ihre Begierde vertheidigte sich heftig, nichts konte sie zerstören, nichts konte sie aufhalten. Ev viel Gefahr auch mit dem Aufsuchen des Gegenstandes ihrer Liebe verknüpfet war, so unternahm sie dasselbe doch, und richtete ihr Vorhaben muthig ins Werk, da ihre Ohnmacht und Schwäche durch ihre Begierden verschwunden. Die Wünsche des Marquis waren eben so heftig und eigensinnig; er war beständig mit der Bemühung, Claricen zu gefallen, beschäftiget; er liebte sie ohnerachtet ihrer Untreue und Undankbarkeit; er wolte sie hassen und konte nicht, er wolte sich an ihr rächen, und hatte nicht Kräfte genug dazu. Man kan leicht sehen, daß unsere Begierden keinen Oberherrn erkennen, und daß sie nur allein von ihren Gegenständen Gesezze annehmen wollen.

Aber, sagte der Ritter, so unabhängig diese Leidenschaft auch seyn mag, so ist sie doch großen Unruhen unterworfen. Derjenige, welcher etwas begehret, kan ehe nicht die geringste Ruhe haben, bis er zu seinem Gegenstande gelanget ist. Die Augenblikke, die seinen Genus verzögern, scheinen ihm Jahre und Jahrhunderte zu seyn. Weil er, so zu sagen, zwischen Furcht und Hofnung sizzet, so wendet er sich bald zu der einen, bald zu der andern. Die Hofnung

läſſet ihn das Gut mit alle dem erblikken, was seinen Muth aufwekken kan. Sie entdekket ihm dieſes Gut mit ſeiner Schönheit und ſeinen Vortheilen; ſie zeiget ihm den Weg, um dahin zu gelangen. Und indem ſie den Vergrößerungsgläſern nachahmet: ſo zeiget ſie ihm den Gegenſtand ſo nahe und offenbar, daß er ſich ſchon einbildet ihn zu beſizzen. Die Furcht ſtellet ihm die geringſten Schwierigkeiten als große Hinderniſſe vor, ſie flöſſet ihm ein Mistrauen auf ſeine Stärke ein, und läſſet ihm den Gegenſtand ſeiner Wünſche in einer erſchreklichen Entfernung. Bei dieſem Anblik überliefert er ſich der Betrübnis, und begiebt ſich in entſezliche Unruhen. In dieſer Unentſchloſſenheit bildet er neue Entwürfe, bewegt ſich, und kan nicht in einer Stellung bleiben. Man ſiehet, daß er den Umgang fliehet, und das nicht mehr höret, was man ſagt; er ſchweigt, er antwortet unordentlich, und da er den Gedanken von dem Gut, welches ihm mangelt, ungern fahren läſſet, und allezeit Mittel ſucht, ihn zu unterhalten, ſo ärgert er ſich, daß man nicht von ſeiner Leidenſchaft, und was derſelben dienen kan, mit ihm redet.

Aber, unterbrach Cleantes, wenn die Begierde, ohnerachtet der Hofnung, zu ihrem Gegenſtande zu gelangen, nachdenkend, betrübt und unruhig iſt: wie viel Quaal mus denn nicht der leiden, der nicht ein einziges Mittel ſiehet, das zu erlangen, was er wünſchet? Unter allen Uebeln, unter allen Quaalen iſt keine grauſamer, als diejenige, welche die Begierde erregt, wenn ſie von der Hofnung getrennet iſt. Ich mache deshalb einen großen Unterſcheid unter Dinge wünſchen, die man hoffet,

und

und Dinge verlangen, die man nicht haben kan. So sehr sich auch ein alter Cardinal in dem Conclave beunruhiget und beweget, um die Stimmen zu samlen, die seiner Wahl noch fehlen, so sehr er sich auch deshalb bemühet: so ist sein Zustand doch lange nicht so betrübt, als einer jungen Nonnen ihrer, die, da sie sich auf ewig durch eine Lebensart gebunden siehet, die sie ohne Kentnis und Nachdenken ergriffen hat, sich täglich durch überflüssige Begierden verzehret, und ohne Hofnung ist, dasjenige zu erhalten, welches sie wünschet. Die Verwirrung des Cardinals wird durch das Glük versüßet, welches er sich verspricht. So zweifelhaft seine Wahl, und so schwach seine Parthei auch ist, so erblikt er doch noch immer einen Schein von Hofnung. Wenn die Anhänger seines Mitbuhlers seinen Entwurf zernichten wollen, so bedienet er sich desselben Kunstgrifs. Es gelinget ihm, durch die Gunst einer List die Maasregeln seines Widersachers zu zerbrechen. Er gewinnet Zeit, zerstreuet seine Widersacher, und erwirbt sich Anhänger; endlich wird er, ohnerachtet aller Mühe, die er sich gegeben hat, dennoch in seinem Vorhaben nicht glüklich. Er hoffet von neuem, er glaubt, daß, wenn der Pabst vor ihm stürbe, die Cardinäle bei der nächsten Wahl geneigter seyn werden, ihm ihre Stimmen zu geben. Ihr habt von Sixtus dem V. reden hören. So bald er seine Schweine verlassen hatte, und in ein Franciscaner Kloster aufgenommen war, dachte er darauf, Pabst zu werden. Er hatte gewis bis dahin noch einen weiten Weg.

Dies macht nichts, sagte Cleantes, er machte seine Rechnung so gut, daß er zu der ersten Stelle seines

Or-

Ordens gelangete, und so bald er Cardinal war, und mit Ernst auf die Päbstliche Würde dachte, bediente er sich aller seiner Geschiklichkeit, um seine Begierden und natürliche Gemüthsart zu verbergen. Er hatte ein Lusthaus bei Rom, wo er gemeiniglich wohnete, daselbst führete er ein einfältiges und enthaltsames Leben, hütete sich, mit den Cardinälen Streitigkeiten zu haben, bemühete sich, sie nicht eifersüchtig zu machen, und sonderlich seinen Ehrgeiz zu verbergen, und älter und gebükter zu scheinen, als er wirklich war. Kurz, Sixtus nahm alle seine Maasregeln so gut und so weit her, daß er so glüklich war, wie er gehoffet hatte. Die Cardinäle gaben ihm ihre Stimmen, und machten ihn zum Pabst.

Welcher Kunstgriffe bedienet man sich nicht, unterbrach der Ritter, um das zu erhalten, was man wünschet? Man mus gestehen, daß Sixtus bei einem so langen Warten sehr müde werden muste, und so sehr er auch gewohnt war, seine Neigungen zu zwingen, so muste ihm doch ein Zwang von so viel Jahren verdrieslich seyn.

Das bekenne ich, antwortete Cleantes, aber die Hofnung war ihm eine große Hülfe. So bald man hoffet, so sind die Unruhen oder Verdrieslichkeiten, die man empfindet, nichts, oder sehr wenig: wenn man aber Dinge wünschet, die man nicht erhalten kan, so ist die Begierde grausam, und alsdenn lässet sie uns alles das empfinden, was im Leben am härtesten ist. Lasset uns z. B. wieder auf unsere Nonne kommen, die sich ohne großes Nachdenken in strenge und schwere Gelübde eingelassen hat, und die in dem Alter, in welchem sie sich dazu verbunden, weder Erfahrung

noch

noch Klugheit genug hatte, um ihr Gemüth und ihre Neigungen zu erkennen. Man mus bekennen, daß sie sich in einem sehr traurigen Zustande befindet, wenn sie in der Folge die Augen eröfnet, anfängt über ihre gethane Wahl nachzudenken, und wahrnimt, daß sie Dingen, die ihre ganze Begierde erregen, entsaget, und sich denen unterworfen hat, die ihr unerträglich scheinen. Sie möchte alsdenn ihr Gefängnis gern verlassen, und ihren gethanen Gelübden entsagen: weil es ihr aber nicht möglich ist, und weil sie nicht die geringste Hofnung hat, das zu erhalten, was sie verlanget, so wird ihre Begierde zur Marter, und diese Marter ist so heftig, daß man sie nicht ausdrükken kan.

Ich glaube leicht, antwortete der Ritter, daß die Begierde, von der Hofnung getrennet, eines der größesten Uebel ist, welche man leiden kan, weil so wol in der Wahrheit, als in der Fabel, die Begierde von dieser Art als die grausamsten Martern betrachtet sind, die es in der Hölle giebt. Hat uns nicht das Alterthum von der Pein eines Tantalus geredet, welcher von dem heftigsten Durst gequälet, sich mitten im Wasser befand, ohne seinen Durst stillen zu können? Dieser Unglükliche lief alle Augenblik zu dem flüchtigen Wasser, welches vor ihm lief, und ihm entwischte. Da der Unglükliche seine Hofnungen alle Augenblikke verschwinden sahe, wenn er sie erreichen wolte: so litte er die grausamste von allen Quaalen.

Aber, unterbrach Cleantes, da die weise und fleißige Natur bei der Bildung der Begierde keine andere Absicht gehabt hat, als unserer Dürftigkeit

zu

zu helfen, da sie uns die Güter erhalten lässet, die uns mangeln, so ist es traurig, daß ein so großer Vortheil die Ursache unsers Unglüks wird.

Dies würde nicht geschehen, antwortete der Ritter, wenn die Vernunft unsere Begierden einrichtete, ihre Hizze mäßigte, ihren Umfang einschränkte, und uns die Güter suchen ließe, die uns anständig und vortheilhaft sind.

Aber, erwiederte Cleantes, die Vernunft ist durch eine unglükliche Schikkung bei einer so heftigen und ungestümen Leidenschaft oft zu schwach und ohnmächtig. Die Menschen, die von Natur wünschen glüklich zu seyn, bilden sich ein, daß alles das ihr Glük ausmache, was nicht in ihrer Gewalt ist. Die Dinge, deren sie beraubt sind, sind sehr zahlreich, und sie bilden sich Wünsche von allen Arten. Und weil sie bei ihren Verfolgungen glauben, daß es wenigstens um ihr Glük zu thun sey: so mus dieser Begrif den Eifer und die Heftigkeit geben, die man dabei bemerkt. Die Seele, welche überzeugt ist, daß das Gut, welches sie sucht, ihr Glük machen mus, scheinet sich von dem Körper trennen zu wollen; sie geräth in Entzükkungen, die sie gleichsam mit dem Gegenstande verbinden, welchen sie liebt. So bald sie befürchtet, ihn nicht zu erhalten, so beunruhiget und betrübet sie sich, und wenn sie gar verzweifelt, ihn nicht besizzen zu können, so werden ihre Begierden zu den größesten Martern.

Alle diese Anmerkungen sind gerecht, sagte der Ritter, ich wundere mich aber bei den Begierden über nichts mehr, und nichts scheinet mir außerordentlicher, als die verschiedenen Begriffe, welche sich die Menschen bisweilen

len von ihrem Glük gemacht haben. Alexander wünschete, um glüklich zu werden, sich zum Herrn und Eroberer der ganzen Welt zu machen. Diogenes hingegen begab sich in ein Fas, verlies alle seine Güter, und suchte nichts, als die Einsamkeit. Ein Hofman wünschet nichts mehr, als seinem Fürsten die Aufwartung zu machen, und Diogenes kan nicht leiden, daß man ihm auf einen Augenblik die Strahlen der Sonne nimt. „Gehe vor mir weg, sagte „der Philosoph zu dem Eroberer, und nim mir das „nicht, was du mir nicht geben kanst.“

Es ist sonderbar, ich gestehe es, antwortete Cleantes, daß Alexander und Diogenes, die doch beide wünscheten, glüklich zu werden, so entgegen gesezte Wege ergriffen. Es ist sonderbar, daß der eine, um sein Glük zu finden, alles haben wil, und der andere, um zu demselben Zwek zu kommen, nichts verlanget. Aber ist es nöthig, daß wir auf so entfernte Zeiten zurük gehen? Sehen wir nicht, daß sich in dem Jahrhundert, in welchem wir leben, dieselben Dinge zutragen? Und haben wir nicht noch Fürsten und Heerführer, die ihr Glük mitten in den Gefahren suchen, während daß andere Diogenes, um dasselbe Glük zu finden, sich von der Welt entfernen und in die Einsamkeit fliehen?

Was die Fürsten und Heerführer anbetrift, sagte der Ritter, so glaube ich, daß sich noch heut zu Tage welche von der Gemüthsart des Alexanders finden würden, das ist, eben so muthige und eben so ehrgeizige: aber Diogenes siehet man nicht mehr, oder wenigstens sehr wenige.

Wenn es keine Leute giebt, antwortete Cleantes,

die sich in ein Fas begeben, wie ehemals Diogenes, so siehet man doch welche, die ihr Leben in einer Celle zubringen, und die, wie dieser alte Philosoph, alle ihre Güter verlassen, so gar auch die Hemde und Schuhe.

Bis hiehin, sagte der Ritter, gehet es am besten von der Welt: daraus kan man aber noch nicht schließen, daß sie dem Diogenes ähnlich sind, denn man sagt nicht, daß Diogenes jemals etwas von seiner vorgeschriebenen Lebensart verändert, oder aus Gefälligkeit für Könige und Herrn, oder aus List etwas gethan habe. Man mochte sagen, was man wolte, der Philosoph behielte dennoch beständig seinen Stab, und blieb in seinem Fas.

Das ist, antwortete Cleantes, er sezte seine Lebensart beständig fort, und er veränderte oder versüßete sie nicht.

Ihr habt es getroffen, erwiederte der Ritter.

Und vielleicht, unterbrach Cleantes, wünschet Ihr, daß diejenigen, welche ihr Glük in der Entfernung von der Welt und in der Einsamkeit suchen, diesem alten Philosophen in der Beständigkeit und in der Ausübung nachahmeten.

Dem Diogenes gänzlich nachahmen, versezte der Ritter, das wäre zu viel gefordert: denn es ist billig, daß man einem Menschen, welcher das Gelübde der Armuth gethan, allem entsagt, und nichts für sich behalten hat, keinen Mangel leiden lasse, und ihm das Nothwendige verschaffe. Es ist nicht weniger natürlich, daß ein Mensch, welcher das Gelübde der Keuschheit gethan, und folglich weder Frau noch Kinder hat, auch nicht so viel Sorgen habe, als ein

Hausvater. Wenn man aber sagt, daß das Gelübde der Armuth ein wunderbares Mittel sey, um Schäzze zu häufen, und daß ein geschikter Director, der dies heilige Gelübde gethan, das Gewissen seiner Beichtkinder so gut anzuwenden gewust hat, daß er seinem Orden ein ansehnliches Gut verschaffet; so daß durch den Rath eines Menschen, der allem entsaget hat, die Verwandte einer Schwachen ihrer Rechte und der Erbschaft beraubet werden, die ihnen zukam: mus man denn nicht zweifeln, ob unsere heutigen Diogenes dem alten ähnlich sind? Nachdem der alte Diogenes alles verlassen hatte, so fuhr er beständig fort, so zu leben, und wünschete in Ansehung der Reichthümer nichts: wenn aber die neuern ihre Güter verlassen, so wissen sie, Dank ihrem Fleis, wohl andere zu finden. Ihr Herz wünschet eben so, als andere Menschen, und ihre Armuth ist nur ein Schleier, der zur Bedekkung ihrer Begierden dienet.

Es ist aber doch noch etwas hiebei zu erinnern, sagte Cleantes, denn dieser fleißige Director, welcher, wie Ihr sagt, von seiner Einfältigen ein ansehnlich Gut gezogen hat, hat nichts für sich gethan, sondern nur für das Kloster gearbeitet. Man siehet nicht, daß der Mönch besonders reich davon geworden sey, man kan also nicht gewis sagen, ob er das Gelübde der Armuth gebrochen habe.

Ich gestehe, sagte der Ritter, die Unterscheidung ist sonderbar, und ob sie gleich nichts schließet, so ist sie doch nicht übel ausgesonnen; es würde aber doch nichts schöner und löblicher seyn, als das Gelübde der Armuth, wenn es treuherzig gethan, und eben so ausgeübet würde. Und das Gelübde der Keuschheit

wür-

würde nicht weniger lobenswürdig seyn, wenn man es treulich beobachtete. Wenn man so gar die Religion bei Seite sezt, so würde doch niemand etwas daran auszusezzen haben. Denn was wäre daran gelegen, daß ein Privatman keine Frau nehmen wolte? Man würde denjenigen, der das Gelübde der Keuschheit gethan hätte, nicht ehe tadeln können, bis er die Weiber und Töchter eines andern hintergehen wolte. Man weis, daß ein solcher Gebrauch Widerwärtigkeiten nach sich ziehen mus. Als selbst in den vergangenen Jahrhunderten die Güter gemein waren, so waren es doch die Frauen nicht. Es ist billig, daß diejenigen, die eine haben wollen, sie ganz nehmen. Weil die schönsten Blumen mit Dornen umgeben sind, so müssen auch die Vergnügungen ihr Unangenehmes haben: Dulcia non meruit, qui non gustauit amara, Der niemals unglüklich gewesen ist, verdienet nicht glüklich zu seyn, sagt Horaz. Es wäre deshalb unnatürlich, daß diejenigen, die Frauen haben wollen, von den Verdrieslichkeiten der Ehe ausgenommen seyn solten; und es ist eben so unbillig, daß ein armer Eheman Kinder erziehen sol, die ihm nicht gehören.

Es ist aber doch, antwortete Cleantes, mit den Frauen, wie mit einem liegenden Grunde. Man bauet auf einen Grund, man säet auf ein Feld. Derjenige, der gebauet, gesäet, oder gepflanzet hat, verlanget nichts; der Herr des Grundes wird Besizzer desjenigen, was sich darauf befindet.

Ich gestehe mit Euch, erwiederte der Ritter, daß eine Frau eben so berechtiget sey, als ein Feld: kan man aber daraus schließen, daß derjenige, welcher das

Gelübde der Keuschheit gethan hat, diese Gerechtigkeit gültig machen dürfe?

Nein, gewis nicht, versezte Cleantes.

Ich glaube auch, unterbrach der Ritter, daß eine solche Aufführung, oder vielmehr eine solche Unordnung einem Menschen nicht gut anstehe, der sich von der Welt abgesondert hat, und so bald jemand, welcher das Gelübde der Keuschheit gethan hat, nicht alle Mühe anwendet, um sein Versprechen zu halten: so mus man sich nicht wundern, daß seine unmäßigen Begierden ihn bei den andern verhasset und verächtlich machen. Müste man nicht diejenigen bewundern, die das Gelübde des Gehorsams gethan haben, wenn man sähe, daß sie an einem niedrigen und unterthänigen Stande ein Belieben hätten? Aber dieser Gehorsam ist so wenig gebräuchlich, das fast alle diejenigen, welche dies Gelübde gethan haben, mehr darauf denken, wie sie befehlen, als gehorchen wollen. Ein Bisthum, so klein es auch sey, ist viel geschikter, der Gegenstand des Eifers und der Wünsche eines Mönchs zu werden, als eine Handlung des Gehorsams. Ein Mönch hatte gute Freunde beim Pabst. Es gieng kein Tag hin, daß man denselben nicht Ihro Heiligkeit empfahl. So bald ein Bischofthum ledig war, so lies man es nicht, den Pabst an das Verdienst dieses ehrwürdigen Vaters zu erinnern. Der Pabst, welcher nicht viel Neigung für den Mönch haben, oder durch das viele Bitten ermüdet seyn mochte, begnügte sich, dem Mönch ein Bischofthum in partibus zu geben. Einige Freunde des neuen Bischofs, die mit dem Pabst sehr vertraut waren, stelleten ihm vor, daß dies

Bischofthum keine Einkünfte brächte. Gut, sagte der Pabst scherzend, Il R. Padre non pensa a l' intrate, ma à luscite. Dies lässet sich auf zweierlei Art auslegen, weil das italiänische Wort intrata den Eingang und die Einkünfte bedeutet. Der ehrwürdige Vater, sagte der Pabst, denket mehr auf den Ausgang, als auf den Eingang. Oder, der ehrwürdige Vater denket weniger auf die Einkünfte, als auf den Ausgang. Daraus kan man schließen, wohin das Gelübde der Armuth zielet, und man kan nach diesem leicht sehen, daß man mit einer Kappe, mit Sohlen und ohne Hemd, noch eben so wünschen kan, als diejenigen, die kein Gelübde gethan haben. Und es ist sonderbar, daß man sich durch einen solchen Aufzug oft noch mehr im Stande siehet, seine Begierden zu erfüllen. Man sagt, daß die Spanier, welche doch so eifersüchtig sind, so wenig Maasregeln mit den Mönchen nehmen, und sie mit so viel Zutrauen zu ihren Frauen gehen lassen, daß ein Man es nicht wagen wird, in sein Zimmer zu gehen, so bald er weis, daß ein Mönch bei seiner Frau ist. Wenn dies so ist, wie man uns versichert, so mus man bekennen, daß der alte Diogenes sehr von den neuern unterschieden sey, und daß die Wünsche des erstern gar keine Aehnlichkeit mit der leztern ihren haben, ob es gleich den Schein hat, als wenn eine so große Aehnlichkeit unter ihnen sey.

Sechstes Gespräch.

Als die Stunde des Spazzierengehens gekommen war, so that Cleantes dem Ritter, mit dem er fast zu gleicher Zeit in den Lustwald gekommen war, den Vorschlag, einen Gang ins Feld zu thun, um daselbst freiere Luft zu schöpfen. Man konte kein schöner und reizender Wetter wünschen. Man entdekkete nicht eine Wolke, man mochte die Augen hinwerfen, wo man wolte; ein ganz heiterer Himmel lieferte dem Gesicht die lebhaftesten Farben. Der Ritter bedachte sich keinen Augenblik Cleanten zu folgen, und sie nahmen beide den Weg ins Feld.

Um unsern Spazziergang angenehm zu machen, sagte Cleantes, so wollen wir uns heute von etwas unterreden, welches das Süßeste des Lebens ist.

Was wird doch alsdenn, sagte der Ritter, der Gegenstand unsers Gesprächs seyn?

Erinnert Ihr Euch, erwiederte Cleantes, der einzigen Sache, die sich ein großer Eroberer vorbehielte, als er alles, was er besas, weggegeben hatte?

Ich glaube, antwortete der Ritter, daß Ihr von der Hofnung reden wollet; denn, ehe Alexander die Eroberung von Asien unternahm, theilete er alle seine Güter, die er von seinem Vater erhalten hatte, unter seine Freunde aus, und behielte nichts für sich, als die Hofnung.

Ja,

Ja, unterbrach Cleantes, diese schöne Leidenschaft ist es, welche der Ueberwinder so vieler Völker zu seinem Theil erwählete. Man kan sagen, daß er sich das dauerhafteste Gut wählete; und daß er sich einen königlichen Theil gab. Es lassen sich keine andere Güter empfinden, als diejenigen, welche man wünschet und hoffet. Diejenigen, die wir besizzen, scheinen uns niemals so reif und zart, als diejenigen, die wir hoffen. Das ist eine Anmerkung, die wir schon gemacht haben: der Besiz eines Guts verringert seinen Wehrt, und macht es so gar ekelhaft.

Es ist noch nicht lange, unterbrach der Ritter, daß ich mich in einer guten Gesellschaft befand, wo unter andern auch ein junger Rath war, der seit kurzem eine Jungfer von Stande geheirathet hatte. Die junge Frau war besonders schön, wizzig, zärtlich, kurz, von einem erhabenen Verdienst, welches man selten bei einer jungen Person antrift. Es schien, als wenn alle diese Vortheile ihren Gemal ewig rühren müsten: aber durch ein sonderbares Geschik, welches man nicht begreifen kan, und welches die Ehe fast beständig begleitet, merkete die ganze Gesellschaft, daß diese beiden Personen, deren Liebe so viel Geräusch in der Welt gemacht hatte, nur noch eine kaltsinnige und matte Gefälligkeit für einander hatten, die mehr der Gleichgültigkeit, als einer wahrhaften Zärtlichkeit ähnlich war. Diese Verwandlung, die gar zu gewöhnlich ist, überredet mich leicht, daß der Genus den Wehrt der Dinge verändert, und oft verringert.

So ist es mit der Hofnung nicht, erwiederte Cleantes, diese Leidenschaft stellet uns das Gut so gros und mit so vielen Reizungen vor, und sie ist so sin-

reich, die Uebel, die es begleiten, davon abzusondern, daß man sich nicht wundern mus, daß sie ein so unendliches Vergnügen in unsere Seele bringt, und daß die Freude, welche sie darin ausbreitet, so volkommen ist. Dies Vergnügen mus gewis sehr gros seyn, weil es vermögend ist, uns alle Gefahren vergessen zu lassen, denen wir ausgesezt sind, und die Schwierigkeiten, die wir zu übersteigen haben. Wir trösten uns in unsern Widerwärtigkeiten nicht ehe, bis uns die Hofnung verspricht, unser Unglük zu endigen, und unsern Verlust zu ersezzen. Der Akkersman bauet das Land nach einem schlimmen Jahre, und bemühet sich, die Unfruchtbarkeit seiner Felder durch das Anhalten seiner Arbeit zu überwinden. Der Bootsman, welcher kaum dem Schifbruch entronnen ist, steiget wieder auf ein Schif, die Hofnung lässet ihn den Schrekken des Ungewitters und die Wuth der Wellen vergessen. Der überwundene Soldat geht wieder ins Treffen. Die Gefahr, der er sich von neuem ausezzen wil, die Wunden, welche er empfangen hat, machen nicht so viel Eindruk bei ihm, als die Hofnung, jezt zu überwinden. Es ist kein Zustand so unglüklich, den diese Leidenschaft nicht tröstet, und keine Widerwärtigkeit, die sie nicht versüßet.

Es ist wahr, sagte darauf der Ritter, man möchte sagen, daß die Hofnung sich ein Vergnügen daraus mache, uns zu helfen. So bald uns ein Unglük begegnet, bemühet sie sich, uns zu trösten, und unsere Widerwärtigkeiten zu lindern.

Die Anmerkung, die Ihr machet, antwortete Eleantes, scheinet mir sehr sinreich zu seyn. Denn, ob

uns

uns gleich die Hofnung niemals verlässet, und beständig zu einer treuen Gefährtin dienet, so scheinet es dennoch, als wenn sie gleichsam käme, um einem Unglüklichen ihre Dienste anzubieten. Sie hilft ihm durch ihren Rath, sie bemühet sich, seinen Verdrus zu vertreiben, und ihm sein Unglük mit Standhaftigkeit ertragen zu lassen. Es ist kein Stand in der Welt, der nicht die Vortheile dieser Leidenschaft empfinde. Die Hofnung ist es, welche verursacht, daß die Menschen sich gegenseitige Dienste erweisen. Sie arbeiten nur deshalb für einander, weil sie hoffen, daß ihr Fleis ihnen vortheilhaft seyn und Dinge verschaffen wird, die ihnen nöthig seyn können. Der Hausvater erziehet nur deshalb seine Kinder sorgfältig, weil er hoffet, daß diese Erziehung ihm Ehre bringen, und vielleicht etwas zu seiner Ruhe beitragen wird. Dieser Gedanke vermehret auf einmal seine Zärtlichkeit und seine Aufmerksamkeit. Kurz, die Hofnung wirkt so mächtig in der Seele, daß die geschikten Staatsmänner kein gewisser Mittel wissen, um in ihren Unternehmungen glüklich zu seyn. Das Gold, dieses so gepriesene Metal, vermag nicht so viel auf die Seele, als diese mächtige Leidenschaft. Das Gold besticht oft nur niederträchtige und eigennüzzige Herzen. Es finden sich noch Personen, die grosmüthig und uneigennüzzig genug sind, um einen schändlichen und niederträchtigen Gewinst zu verachten: aber die Hofnung hat einen Zutrit in das Herz aller Menschen. Die Könige nehmen noch in der Mitte des Ueberflusses, in dem Schoos des Vergnügens, ihre Zuflucht zu der Hofnung; und obgleich die gröſsesten Böſewichter sich bisweilen dieser Leidenschaft

bedie-

bedienen, so bleibt sie doch das Erbtheil berühmter Männer, und die Quelle großer Unternehmungen. Denn man kan sagen, daß es die Hofnung sey, die gemacht hat, daß die größesten Männer sich auf so verschiedene Arten hervor gethan haben. Einige, durch die Hofnung des Ruhms geführet, haben ihr Leben für das Wohl des Vaterlandes aufgeopfert. Andere haben durch die Hofnung, ihren Namen unsterblich zu machen, ihren Fleis dem Nuzzen des Vaterlandes und der Nachwelt gewidmet. Andere haben die Meere durchwandert, und sind, ohngeachtet unzähliger Gefahren, bis in die entlegensten Gegenden gedrungen, weil sie hofften, einen großen Namen zu erlangen. Ohne die Hofnung würde Christophorus Columbus keine neue Welt entdekket haben; Amerika, welches so verschiedene Völker bewohnen, würde noch unbekant seyn. Wenn diese Leidenschaft Stärke genug hat, um uns die Gefahren der Klippen, die Wuth des Sturms, und alle Unannehmlichkeiten, die eine lange und gefährliche Schiffahrt begleiten, verachten zu lassen: so hat sie nicht weniger Gewalt, um den Muth eines Ueberwundenen wieder aufzurichten. Es ist nicht seltsam, einen schwachen Feind wieder anfrischen, und den Bemühungen eines schreklichen Widersachers widerstehen zu sehen. Xenophon hatte den Cyrus in den Krieg begleitet, den er in Persien trug. Der Ausgang dieses Feldzugs war gar nicht glüklich; denn, nachdem Cyrus sich zu tief in Persien begeben hatte, wurde er in einem Treffen getödtet, aus dem nur vierzehn tausend seiner Leute entkamen. Die Griechen wusten nach der Niederlage ihres Heers nicht, wozu sie sich entschließen sol-

ten.

ten. Sie sahen alle Durchgänge verschlossen, und sich fast ohne Hofnung, wieder in ihr Vaterland zu kommen. Ihre Verwirrung war desto größer, da sie sehr nachtheilige Bedingungen beantworten solten, die ihnen Artaxerxes vorschlug. Dieser stolze Ueberwinder verlangete, daß die Griechen ihre Waffen niederlegen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben solten. Xenophon, der nicht dieser Meinung war, näherte sich den Abgeordneten. „Uns ist nichts übrig, sagte er „zu ihnen, als unsere Waffen und unser Muth, der „uns ohne Waffen unnüz seyn würde. Wenn wir „dieselben behalten, so hoffen wir, uns derselben wi„der unsere Feinde zu bedienen: wenn wir sie abge„ben, so fürchten wir, das Leben zu verlieren.“ Die Abgeordneten beantworteten die Rede dieses jungen Kriegers nur mit Verachtung: aber der Ausgang bestätigte, daß die Hofnung in den verzweifeltsten Dingen eine große Hülfe sey. Xenophon stellete sich an die Spizze der Griechen, und führete sie glüklich wieder in ihr Vaterland. Die Flüsse, die mit Schnee bedekketen Gebirge, nichts konte ihn aufhalten; er widerstund den Bemühungen aller derer, die ihn bestreiten wolten. Ohngeachtet aller Gefahren und Ungemächlichkeiten, denen man ausgesezt ist, wenn man durch ein feindliches Land geht, zog er sich rühmlich zurük.

Müssen wir aber, unterbrach der Ritter, in so entfernten Jahrhunderten Begebenheiten aufsuchen, und können wir nicht in nähern Zeiten Beispiele finden, die uns beweisen, daß die Hofnung selbst alsdenn den Muth eines Unglüklichen aufheben kan, wenn er durch das Gewicht seines Unglüks erdrükket

zu

zu seyn scheinet? Mir deucht, wir dürfen nur das betrachten, was die Holländer in Freiheit gesezzet hat. Diese Völker, welche sich unterdrükket sahen, nahmen anfänglich ihre Zuflucht zum Bitten. Da ihre gerechte Klagen keine Wirkung hatten, so vertrauten sie sich der Hofnung; sie schmeichelten sich, daß ein edler Widerstand ihnen das verschaffen würde, welches sie durch Unterwürfigkeit und Folgsamkeit nicht erhalten konten. Sie betrogen sich nicht. Aus dienstbaren Völkern wurden sie frei und unabhängig; sie warfen das Joch ab, welches bereit war, sie der schändlichsten Dienstbarkeit zu unterwerfen, und es ist sonderbar, daß sie, ohngeachtet ihrer Schwäche, über ihre mächtigen Feinde siegeten. Gewis, diesen Völkern fehlete so viel Hülfe, und sie waren überdies so wenig zu Empörungen geneigt, daß man sagen kan, das Glük habe sich in dieser Begebenheit auf die Seite des Schwächern gestellet. Das mag seyn, wie es wil, sie entschlossen sich, sich zu vertheidigen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Diese Völker, unterbrach Cleantes, hatten ohne Zweifel Gründe genug, die Waffen wider ihren Herrn zu ergreifen.

Es hat niemand anders gedacht, erwiederte der Ritter, als daß ihr Unternehmen billig und rechtmäßig sey: es ist aber gut, daß ihr selbst davon urtheilet. Philip der II. der nicht zufrieden war, daß er seinen Vater Carl den V. verbunden hatte, ihm die Regierung des Reichs zu überlassen, bildete sich ein, daß er mit seinen Völkern umgehen könte, wie er wolte. In dem Verlangen, welches er hatte, unumschränkt zu herschen, fassete er den Entwurf, den Einwohnern

der

der Niederlande alle ihre Freiheiten zu nehmen: es sey nun, daß dieses eine Wirkung seines natürlichen Ehrgeizes war, oder daß ihn seine Minister dazu riethen. Anfänglich verstellete er sich, in der Hofnung, in der Folge eine seinem Zwek günstige Gelegenheit zu finden.

So ist es gemeiniglich bei ehrgeizigen Fürsten, erwiederte Cleantes, es fehlet ihnen niemals an Vorwande, ihre Ungerechtigkeit zu bemänteln. Bald ist es ein Bewegungsgrund der Religion, bald das Wohl des Staats, welches ihrem Vorhaben zum Schleier dienet.

Ihr irret Euch nicht, sagte der Ritter, Philip der II. nahm seine Zuflucht zu dieser List. Staatsgründe und Vorwände der Religion dieneten ihm zugleich, sein Vorhaben zu verbergen. Weil dieser Fürst mit Frankreich im Kriege war, so bediente er sich dieser Gelegenheit, um Geld aus den Niederlanden zu verlangen. Er wagte es nicht gänzlich, Auflagen auf diese Provinzen zu legen, die Gesezze des Landes verlaubten es ihm nicht. Ueberdies hatte dieser Krieg, der nur die Folge der Feindschaft war, die seit langer Zeit zwischen den Königen in Frankreich und dem Oesterreichischen Hause geherschet hatte, nichts mit den Niederlanden gemein: sie hatten so gar so wenig mit Frankreich zu thun, daß damals die Franzosen mit den Einwohnern dieser Provinzen einen Handlungsvertrag hatten. Die Einwohner der Niederlande, die nicht sehr eigensinnig waren, bewilligten indes die Hülfe leicht, die Philip von ihnen verlangete. Sie brauchten nur die Vorsicht, zur Einrichtung des Geldes, welches sie verschafften,

Abgeordnete zu ernennen, damit es nicht zu andern Gebräuchen verwandt würde. Philip sahe dies Verfahren als einen großen Schimpf und als eine Verachtung seines Ansehens an. Er gerieth dadurch in den äußersten Zorn, und dachte auf nichts, als Rache. Die Art, mit der seine Völker bei dieser Gelegenheit gehandelt hatten, war aber doch ihren Gewohnheiten und Freiheiten ganz gemäs.

Gut, unterbrach Cleantes, die ehrgeizigen und rachgierigen Fürsten machen nicht viel Werk aus den Gebräuchen. Sie sehen die Gewohnheiten als sehr überflüssige Dinge an. Wenigstens sind diese Ueberbleibsel der Freiheit bei einem Volk, das einen Monarchen hat, nur eine schwache Hülfe, besonders wenn es ein Fürst ist, der seine Unterthanen nicht liebet, und nur seine Leidenschaften höret. Das Ansehen, welches er in Händen hat, sezzet ihn in den Stand, seinen Völkern viel Uebels zu thun. Es ist bei diesen Gelegenheiten am betrübtesten, daß es den Fürsten niemals an Leuten fehlet, die ihre Befehle ausrichten. Sie finden allezeit Minister, die bereit sind, ihnen in den ungerechtesten und strafbarsten Unternehmungen zu dienen, und durch ein unglükliches Geschik finden sich fast niemals Räthe bei ihnen, die treu und aufrichtig genug sind, um ihnen die Uebel vorzustellen, die ihre Völker leiden. Das Glük eines Fürsten macht, daß man so gar seinen Fehlern opfert. Die Günstlinge scheinen kein ander Geschäfte zu haben, als seine Laster zu unterstüzzen, oder zu entschuldigen.

Alles dieses, antwortete der Ritter, hat sich in dem verdrieslichen Streit zwischen Philip und den

Nie-

Niederlanden gar zu sehr entdekket. Denn so rachgierig dieser Fürst auch war, so wagten es seine Minister doch niemals, ihm die verdrieslichen Folgen vorzustellen, die das wenige Verschonen seiner Völker haben könte. Der Rath, den der Fürst in den Niederlanden hatte, war ihm ganz ergeben; und es war sonderbar, daß man diesem Monarchen gehorsamere, ob er gleich abwesend war, und in Spanien wohnete. Die Befehle, welche er dahin sandte, waren oft den Freiheiten des Landes entgegen. Dennoch unterwarfen sich die Völker diesen Befehlen. Wenigstens geschahe es selten, daß man die Ausführung aufschob. Der Rath trug gar kein Mittel gegen die Uebel der Unterthanen bei, er mochte es aus Eigennuz, oder aus einer schändlichen und lasterhaften Staatslist thun. Vergebens klagten diese unterdrükten Provinzen, daß man ihre Gesezze verlezte und ihren Freiheiten und Gewohnheiten nachstellete, ihre Vorstellungen dienten zu nichts. Der unerbitliche Rath gehorchte Philip, und lies seine Befehle mit so vieler Strenge ausrichten, daß die Völker kein ander Mittel mehr für ihr Uebel wusten, als die Beständigkeit und Standhaftigkeit.

Es ist seltsam, sagte darauf Cleantes, daß ein Fürst, welcher der Vater und Beschüzzer seiner Unterthanen seyn mus, sich entschließen kan, so unmenschlich mit ihnen zu verfahren.

Man mus bekennen, sagte der Ritter, daß Philips Absichten sehr außerordentlich waren. Man wil wenigstens, daß dieser Fürst nur deshalb strenge Befehle ertheilete, damit er seine Völker zur Empörung reizen, und nachher einen rechtmäßigen Vor-

wand haben möchte, ihnen ihre Freiheit gänzlich zu rauben. So viel ist gewis, daß Philip sehr übel gesinnet war: es ist aber am wunderbarsten, daß dieser Fürst sich in den Kopf gesezzet hatte, eine so unbillige Aufführung mit der Frömmigkeit und Religion zu vereinigen. Sein Eifer gieng wirklich so weit, daß man ihn nicht leicht wird rechtfertigen können. Ob es gleich abgeschmakt ist, das Herz und den Willen zwingen zu wollen, besonders in der Religion, wo alles das kein Verdienst hat, was nicht freiwillig ist: so glaubte Philip doch, der von seiner Gewalt berhöret war, daß er sie bis über die Herzen erstrekken könte, die indes der Gewalt und dem Zwange niemals nachgeben. Vielleicht, fügte der Ritter hinzu, sagt man mit Unrecht, daß Philip so übel gedacht, und eine so schlechte Staatskunst gehabt habe. So gros auch wirklich die Grausamkeiten waren, die man in seinem Namen ausübete, so kan man doch nicht sagen, daß die Religion viel Theil daran gehabt habe. Denn was sol man von einem Fürsten denken, der in der Zeit, da er den Kezzern in Frankreich Hülfe leistet, um den innerlichen Krieg dieses Königreichs zu unterhalten, Inquisitores aus Rom kommen lässet, um die Einwohner der Niederlande zu quälen? Würde eine solche Aufführung nicht Ursach geben zu glauben, daß Philip mehr mit seinem Ehrgeiz und mit seiner Rache, als mit dem Eifer für seine Religion beschäftiget gewesen sey? Die Staatskunst nuzzet alles, und die Religion ist immer ein groser Vorwand, um ungerechte Unternehmungen zu beschönigen. Philip nuzte auch die Verwirrungen in den Niederlanden, um ein Heer dahin zu senden. Er erwählete den Herzog

von

von Alba zum Anführer, und man kan sagen, daß er seine Sache in gute Hände gab. Der Stolz und die Grausamkeit dieses Heerführers mit einer großen Staatskunst verbunden, und überdies die unumschränkte Gewalt, welche er empfangen hatte, sezten ihn in den Stand, den Niederländern viel Uebels zu thun. Gesezt, daß Philip eine Person hätte wählen wollen, um seine Unterthanen zu unterdrükken, so hätte es ihm nicht besser glükken können. Denn ob man gleich diesen Herzog mit vieler Ehrerbietung empfieng, und ihm alle ersinliche Ehre erwies, so dachte er doch auf nichts, als die Uebel dieser Provinzen zu vergrössern. Er fieng damit an, daß er sich aller Sachen bemächtigte; und so bald er sahe, daß sich niemand seinen Befehlen widersezzen konte, so lies er Personen vom ersten Stande ins Gefängnis werfen. Er lies Festungen bauen, legte spanische Soldaten in alle Städte, entwafnete die Bürger, und verband sie, das Geld zu dem Bau der neuen Festungen zu schaffen.

Die Völker, sagte Cleantes, sind sehr unglüklich, so vielen Uebeln ausgesezt zu seyn: und die Fürsten sind sehr ungerecht, ihre Gewalt so barbarischen Ministern zu übergeben.

Die Sachen giengen noch weiter, antwortete der Ritter. Der Herzog von Alba, der noch nicht zufrieden war, den Einwohnern dieses Landes einen Theil ihrer Güter durch Auflagen und Emziehungen genommen zu haben; nicht zufrieden, ihre Freiheiten genommen zu haben, sezte noch zwölf Richter, die wenigstens eben so furchtbar waren, als die Richter der Inquisition. Man kan sich leicht einbilden, daß

man Spanier dazu erwählet hatte, und daß sie Willens waren, dasjenige genau auszurichten, was ihnen aufgetragen war, und sich der Gewalt zu bedienen, mit der sie mit Ausschließung aller andern Richter bekleidet waren.

Vielleicht, sagte Cleantes, waren diese Richter nur angeordnet, um den Misbräuchen abzuhelfen, oder die Strafbaren zu bestrafen.

Ihr müstet sagen, erwiederte der Ritter, um den Adel des Landes zu zerstöhren, oder wenigstens diejenigen, die durch ihre Reichthümer am ansehnlichsten waren. Mich wundert, fügte der Ritter hinzu, daß alle die Uebel, welche diese Völker litten, ganz unvermögend waren, den Herzog von Alba zu rühren. Man kan sagen, daß er solche Grausamkeiten ausgeübet hat, daß es unbegreiflich ist, wie ein Mensch solche Ausschweifungen begehen kan. Gut, sagte er scherzend, ich ziehe eine kleine Anzahl Lächse einer großen Menge Frösche vor. Wirklich, er verstand keinen Spas. So bald eine Person das Unglük hatte, ihm zu misfallen, so untersuchte er nicht lange, ob sie strafbar war, oder nicht. Bei ihm war alles ein Laster der beleidigten Majestät. Ihr wisset ohne Zweifel, wie man mit den Graven von Egmont und Horn umgieng. Diese Herren, welche die vornehmsten Familien des Landes, und nicht so wol durch ihre Geburt, als durch ihre Thaten, ansehnlich waren, wurden schimpflicher Weise verdammet, den Kopf auf einem Gerüste zu verlieren. So strenge auch dieses Urtheil war, so wurde es doch auf dem Markte zu Brüssel volzogen. Die Herren von Battenburg und

acht-

achtzehen andere Edelleute wurden eben so strenge verurtheilet.

Vielleicht, sagte Cleantes, war der König in Spanien nicht von alle dem unterrichtet, was in den Niederlanden vorgieng; zum wenigsten hat man Ursach zu glauben, daß ein Fürst hätte verhindern müssen, daß man nicht so sehr zum Aeußersten schritte.

Glaubet nur, unterbrach der Ritter, daß der Herzog von Alba nichts ohne Genehmhaltung seines Herrn that. In Spanien gieng es eben so; man übte dieselben Grausamkeiten darin aus, als in den Niederlanden. Verurtheilete man nicht den Baron von Montigni, der ein Bruder des Grafen von Horn war? Wurde er nicht zum Tode verdamt? Und würde der Baron von Berg nicht dasselbe Schiksal gehabt haben, wenn er nicht in der Zeit gestorben wäre, da man von seinem Proces redete? Aber warum wundert Ihr Euch über dies Verfahren? Wie wollet Ihr, daß Philip für seine Unterthanen Gerechtigkeit und Gütigkeit haben solte, da er selbst mit denen auf das grausamste handelte, die von seinem Geblüt, und ihm durch die Natur am nächsten waren? Um von dieser Wahrheit überzeuget zu werden, darf man nur die Augen auf das traurige Ende des Dom Carlos, des Sohns dieses unerbitlichen Monarchen, werfen. Nichts ist sonderbarer, als Philips Aufführung mit seinem Sohne. Man erzählet die Handlung, welche die vornehmste Ursach zu dem Verlust dieses jungen Prinzen war, auf folgende Art. Da der Friede zwischen Philip den II. und Heinrich den II. geschlossen war, so verlobte man Elisabeth von Frankreich mit Dom Carlos. Die Prinzessin reisete nach Spanien,

als sie aber ankam, so fand es Philip für gut, sich selbst zu vermälen, und zwar mit der Prinzessin, die für seinen Sohn gekommen war. Doch Carlos war, wie man glauben kan, nicht zufrieden, einen so nahen Nebenbuhler zu haben, und Elisabeth war ebenfals betrübt, sich in den Armen eines Greises zu sehen, da sie gehoffet hatte, die Gemalin eines jungen Prinzen zu werden. Diese Heirath hatte sehr schädliche Folgen; denn Philip lies Dom Carlos sterben, und einige Zeit nachher Elisabeth vergiften. Es ist schwer zu begreifen, daß ein Fürst, der so grausam gegen seinen Sohn war, für seine Unterthanen hätte Gnade haben können. War überdies der Ban, den er in Gestalt einer Achtserklärung gegen den Prinzen von Oranien ergehen lies, nicht eines christlichen Königes unwürdig? Und verunehrete er sich nicht selbst, da er durch ein so schändliches Mittel einem grosmüthigen Prinzen das Leben nehmen wolte, der der Held seines Jahrhunderts und ein würdiger Gegenstand der Zärtlichkeit seiner Völker war?

Welches war aber das Ende dieser ganzen Scene? sagte Cleantes.

So viele Uebel, antwortete der Ritter, erwekketen die Hofnung der Holländer, man sahe diese Völker, die durch den Muth und die Klugheit des Prinzen von Oranien unterstüzzet wurden, mit einer unüberwindlichen Tapferkeit für ihre Rechte streiten. Sie kamen glüklich zum Zwek ihres grosmüthigen Unternehmens. Und darauf richteten sie eine Republik unter sich auf, indem sie sich nicht mehr in die Gefahr sezzen wolten, dem Eigensin eines grausamen und durch seine Größe verblendeten Königs unterworfen zu seyn; und hierum

sind

sind sie so glüklich gewesen, daß endlich ihr unversöhnlicher Feind gezwungen ist, sie für freie und unabhängige Völker zu erkennen.

Diese Begebenheiten, fügte der Ritter hinzu, geben genug zu erkennen, daß die Hofnung uns in allen Widerwärtigkeiten, die uns begegnen, zur treuen Begleiterin dienet. So gros auch unser Unglük ist, so hat sie doch beständig Stärke genug auf unser Gemüth, daß wir nicht unter dem Gewicht desselben erliegen. Wer könte sonst glauben, daß die Holländer alle die Uebel hätten ertragen können, von denen wir geredet haben? Wer könte sich einbilden, daß sie sich einem so mächtigen Feinde, als Philip, hätten widersezzen können, wenn nicht die Hofnung, aus der schändlichen Dienstbarkeit zu kommen, welcher sie unterworfen waren, sie zu außerordentlichen Bemühungen bewegt hätte? Wenn man betrachtet, wie wenig sie im Stande waren, einen so mächtigen Krieg zu unterhalten, wie sehr ihre Kräfte unter ihres Feindes seinen erniedriget waren: so beweiset dieser einzige Umstand schon genug, welch eine mächtige Hülfe die Hofnung auch in den verzweifeltsten Dingen sey.

Ich bin sehr dieser Meinung, erwiederte Cleantes. Ich betrachte die Hofnung als eine Stüzze der Betrübten; und daher kömt es ohne Zweifel, daß man uns diese Leidenschaft als eine Säule malet, die nicht erschüttert werden kan; ein ander mal stellet man sie uns als einen Anker vor, der ein Schif mitten auf dem wütenden Meere aufhält. Wenn der Schiffer durch dies Mittel den wütenden Wellen widerstehen kan, so erhält sich auch die Seele durch die

Hofnung mitten in den Widerwärtigkeiten, und diese Leidenschaft schaffet ihr oft Mittel, über ihre Feinde zu siegen, und die Hinderniße zu übersteigen, die sich ihrem Glük entgegen stellen. Wenn wir unsere Betrachtungen etwas weiter führen, so wird uns dies nicht außerordentlich scheinen. Die Hofnung hat immer dasjenige bei sich, was zum Trost eines Betrübten nöthig ist; sie vereiniget sich leicht mit allen den Tugenden, aus welchen der Betrübte Hülfe oder Trost ziehen kan. Ein Unglüklicher hat Standhaftigkeit nöthig, um seine Uebel zu ertragen, und um nicht durch die Last seines Unglüks erdrükt zu werden. Und die Standhaftigkeit ist eben die Begleiterin der Hofnung: man möchte so gar sagen, daß sie alles anwende, um diese Tugend zu erregen. Bald läßet sie einem Betrübten sehen, daß seine Widerwärtigkeiten sich bald endigen werden; ein ander mal stellet sie ihm vor, daß es leicht sey, sein Unglük zu überwinden. Sie giebt ihm die Mittel, sie ermahnet ihn zum Unternehmen; sie bittet ihn, sich für glüklichere Zeiten zu erhalten: kurz, sie fänget es auf so vielerlei Art an, daß es ihr fast beständig gelinget, die Traurigkeit zu verringern, und die Uebel erträglicher zu machen. Die Standhaftigkeit ist es nicht allein, fuhr Cleantes fort, welche dieser Leidenschaft folget: wir werden auch finden, daß die Begierde und die Kühnheit so genau mit der Hofnung verbunden sind, daß man diese Leidenschaften schwerlich von einander trennen kan. Die Kühnheit ist wirklich niemals ohne Hofnung, und die Hofnung niemals ohne Begierde.

Ich hätte indes geglaubet, sagte der Ritter, daß die Begierde eine von der Hofnung verschiedene Lei-

den-

denschaft sey; denn es geschiehet oft, daß wir Dinge begehren, die wir doch nicht hoffen können. Ist es nicht möglich, daß die Schönheit einer Königin oder einer Fürstin unsere Begierden reizet? Kan man sich nicht die Krone und die Schäzze eines Monarchen wünschen? Es ist aber doch gewis, daß diese Begierden nicht immer von der Hofnung begleitet sind: besonders wenn gemeine Leute diese Wünsche thun, so ist es nicht wahrscheinlich, daß sie sich mit der Erfüllung derselben schmeicheln solten. Da dies so ist, so schließe ich, daß die Begierde nicht unumgänglich mit der Hofnung verbunden sey.

Es ist wahr, erwiederte Cleantes, die Begierde ist eine von der Hofnung verschiedene Leidenschaft; sie kan ohne dieselbe seyn, aber die Hofnung ist niemals ohne die Begierde, und man kan keine Sache hoffen, ohne sie zu begehren.

Woher kömt es aber, unterbrach der Ritter, daß die Kühnheit auch mit der Hofnung vermischet ist?

Dies wird man leicht erkennen, sagte Cleantes, wenn wir betrachten, daß es zum Hoffen nicht genug sey, eine Sache für möglich zu halten, man mus auch glauben, daß sie geschehen werde. Nichts desto weniger darf dieser Glaube nicht volkommen gewis seyn; denn man hoffet niemals Dinge, die nothwendig geschehen müssen. Es ist gewis, wenn sie volkommen in unserer Gewalt stünden, und wenn wir glaubten, daß uns nichts den Besiz derselben rauben könte, so könten wir sie nicht hoffen. Man mus sich deshalb einige Schwierigkeit dabei vorstellen, dasjenige zu erhalten, was man verlanget.

Aber wo kan diese Schwierigkeit seyn, sagte darauf

auf der Ritter, denn sie findet sich nicht allezeit bei den Dingen, die man hoffet. Es giebt sehr viele Dinge, die diese Leidenschaft erregen, und die sehr leicht zu erhalten sind. Man entdekket auch diese Schwierigkeit nicht allezeit in den Mitteln, die man anwendet, weil man bisweilen einige findet, die man leicht ausführen kan.

Man mus sagen, erwiederte Cleantes, daß die Schwierigkeit, die bei der Hofnung ist, immer von einem Dritten kömt, welches gleichsam das Mittel zwischen den, der hoffet, und der gehoffeten Sache hält, selbst alsdenn, wenn wir etwas von leblosen Dingen hoffen. Wenn wir hoffen, daß die Felder fruchtbar seyn, oder daß eine angenehme Jahreszeit kommen werde, so stellen wir uns dies alles als frei vor, weil wir einen natürlichen Trieb haben, der uns heimlich lehret, daß eine höhere Macht in der Welt ist, die dies alles nach ihrem Wohlgefallen einrichtet. Daher kömt es, daß dasjenige, welches wir hoffen, da es von dem Willen eines andern abhänget, uns allezeit schwer zu erhalten scheinet. Diese Schwierigkeit reizet unsere Begierde, und wirket nachher die Kühnheit. Die Seele ist allezeit so eifrig, zu dem gehoffeten Gegenstande zu gelangen, daß man sich nicht wundern mus, wenn sie sich bemühet, und sich ihres ganzen Muths bedienet, wenn sie das erhalten wil, was ihre Hofnungen beseelet.

Diese Anmerkung, erwiederte der Ritter, scheinet mir sehr gerecht zu seyn, und ich glaube wirklich, daß sich die Seele sehr geneigt zur Kühnheit finden mus, wenn sie ein Gut erhalten wil, welches sie hoffet. Dies bemerket man sonderlich bei den Verliebten.

Die Hofnung ist allezeit so eifrig und kühn, daß sie fast immer über die Schwierigkeiten siegen, die sie bei ihren Unternehmungen antreffen. Es ist nicht ohne Grund, wenn ein alter Dichter gesagt hat, daß die Liebe immer siegete: Omnia vincit amor. Wenn man einen eifrigen und zärtlichen Liebhaber Schwierigkeiten entgegen stellet, oder wenn die Ungleichheit der Geburt sein Glük aufhält: so geschiehet es fast immer, daß sich die Kühnheit mit der Hofnung vereiniget. Er wird wachsam und fleißig, dadurch ersezt er die Vortheile, die seinem Glük oder seiner Geburt fehlen. Man siehet fast immer Liebhaber, die ihre Hofnung nicht aufgeben, bei ihren Schönen glüklich sind, und alle Hindernissen übersteigen, die unüberwindlich scheinen.

Ich erinnere mich, sagte Cleantes, einer Begebenheit, die zum Beweise dieser Wahrheit dienen kan. Es ist einige Zeit, daß der französische Hof das Schlos St. Germain erwählete, um daselbst ein Fest anzustellen, welches einige Tage währen solte. Das Gerücht von den außerordentlichen Zubereitungen zu dieser Lustbarkeit machte, daß verschiedene Standespersonen mit dabei seyn wolten, und sich entschlossen, sich nach St. Germain zu begeben und an diesen Ergözzungen Theil zu nehmen. Die Grävin von Etang war auch dahin gekommen, so wol um ihre eigene Neugierde zu befriedigen, als eine liebenswürdige Tochter von zwei bis drei und zwanzig Jahren zu erfreuen. Clorinde war der Name dieser jungen Mamsel. Sie besas alle die schönen Eigenschaften, die eine Standesperson schäzbar machen können; denn außer, daß sie in den besten Jahren, wizzig und schön

war,

war, hatte sie noch reiche Hofnungen von Seiten des Glüks. Ihr Vater hatte sie der Grävin mit vieler Zärtlichkeit empfohlen, und diese hatte ihre Heirath nur aufgeschoben, um eine vortheilhaftere Parthei für sie zu finden. Clorinde verdiente wirklich das grösseste Glük. Sie hatte einen so sanften und wohlthätigen Character, daß man sie lieben muste. Die Grävin, ihre Mutter, liebte sie mit einer wahrhaften Zärtlichkeit. Sie that alles das, was sie vergnügen konte, und suchte ihr alle unschuldige Ergözzungen zu verschaffen, die einer Person ihres Geschlechts anständig waren. Dies war hauptsächlich die Ursach, warum sie sich mit andern Bekantinnen nach St. Germain begeben hatte. So viel Vergnügen die liebenswürdige Clorinde auch zu St. Germain schmekte, und so eifrig sie auch war, das Ende des Festes zu sehen, so konte sich die Grävin doch daselbst nicht so lange aufhalten, als Clorinde gewünschet hätte. Einige Geschäfte von Wichtigkeit riefen sie nach Paris zurük, und verbanden sie gar, so geschwind abzureisen, daß sie nicht einmal Zeit hatte, von ihren Bekantinnen Abschied zu nehmen, die sonst nicht würden ermangelt haben, einen jungen Herrn zu bereden, ihnen auf ihrer Reise Gesellschaft zu leisten. Der Kutscher, welcher nicht glaubte, daß seine Gebieterin so bald nach Paris zurükkehren würde, hatte nicht sehr an die Abreise von St. Germain gedacht. Er war auf eine Hochzeit geladen, die noch nicht zu Ende war. Diesen Tag war er bei einem Schmause gewesen, den die Männer gegeben hatten, und da mochte er zu viel Gesundheiten haben trinken müssen, oder er mochte von Natur die Flasche hassen;

denn

denn er hatte dergestalt getrunken, daß er die Reise nicht antreten konte. Man hatte zu befürchten, daß ihm was schlimmes begegnen möchte, wenn ihm der Bachussaft ins Gehirn stiege. Sein Rausch währete gewöhnlich nicht lange, und er mochte so schlim seyn, wie er wolte, so konte er sich durch Hülfe des Morpheus doch leicht von der Schläfrigkeit erwekken, welche der Nektar des Bachus bei ihm verursachet hatte. Das mochte seyn, wie es wolte, die Grävin befahl, daß man die Pferde anspannen solte, und der Kutscher gehorchete alsobald, und hatte nur die Vorsicht, sich auf seinem Siz zu befestigen, um nicht einen schlimmen Fal zu thun. Die Grävin stieg in den Wagen, und weil sie gern bald zu Paris seyn wolte, so befahl sie dem Kutscher, gut zu fahren. Er gehorchete auch hierin; er trieb die Pferde an, und lies sie mit schnellen Schritten fortgehen. Die Grävin mochte ohngefehr halb weg seyn, als der Schlaf sich dieses Unglüklichen dergestalt bemächtigte, daß er kaum den Zügel der Pferde halten konte. Die Bewegung des Wagens und der Rebensaft hatten ihn so betäubet, daß er die Gegenstände fast nicht mehr unterscheiden konte, die vor ihm waren. Die Grävin wuste die Gefahr nicht, in der sie sich befand: sie hatte diesen Kutscher schon lange gebraucht. Weil sie seine Geschiklichkeit kante, so vermuthete sie nicht, daß ihr etwas schlimmes begegnen würde. Und weil die Sonne untergegangen war, und die volkommenste Nacht hereinbrechen wolte, so entdekkete sie die Schläfrigkeit ihres Führers noch weniger. Kurz, die Kutsche fiel auf einem schlimmen Wege um, und zum großen Glük that es der Grävin und Clorinden kei-

nen andern Schaden, als daß sie sich beide sehr erschrokken hatten. Der Kutscher kam nicht so gut davon, er stürzete von seinem Siz, und verwundete sich sehr gefährlich. Zum Glük für die Grävin befand sich der Ritter von Monville, der auch von St. Germain zurük kam, einige Schritte hinter dem Wagen, der junge Herr eilete gleich herzu, und da er abgestiegen war, half er so geschikt, daß das Frauenzimmer bald aus der Verwirrung gezogen wurde. Der Bediente des Ritters und der Grävin ihre halfen die Kutsche bald wieder auf. Der Kutscher konte sich indes fast nicht rühren. Seine noch nicht vorübergegangene Trunkenheit und sein gethaner Fal erlaubten ihm nicht, den Weg fortzusezzen. Und das gröseste Unglük war noch, daß sich keiner unter den Bedienten fand, der eine Kutsche führen konte. Die Unruhe der Grävin war desto gröser, da sie in einer wichtigen Sache zu Paris erwartet wurde; die Nacht nahete heran, und sie wuste keinen Kutscher zu finden. Da der Ritter von Monville die Verwirrung der Grävin merkete, so glaubte er, daß er sie nicht lange in der Noth lassen dürfe. Er war geschikt, und dies war nicht das erste mal, daß er einen Kutscher vorgestellet hatte. Er tröstete das Frauenzimmer wegen ihres begegneten Zufals auf die artigste Art. Er sagte ihnen, daß sie sich nicht beunruhigen dürften, und daß er bereit wäre, ihre Befehle zu empfangen, und sie dahin zu fahren, wohin sie wünschten. Zu einer andern Zeit würde die Grävin Ceremonien gemacht haben: aber der Umstand, in dem sie sich befand, erlaubte es ihr nicht. Sie bezeugete dem Ritter, daß ihre Widerwärtigkeit sie in die Nothwendig-

keit sezte, sein Erbieten anzunehmen. Sie stieg in die Kutsche, nachdem sie vorher einem von ihren Bedienten befohlen hatte, so lange bei dem Kutscher zu bleiben, bis etwa ein Wagen vorbeiführe, auf den man ihn sezzen könte. Der Ritter übergab sein Pferd seinem Bedienten, sezte sich auf den Siz des Kutschers, nahm die Zügel in die Hand, und verrichtete sein Amt so gut, daß das Frauenzimmer von der Geschiklichkeit ihres neuen Führers nicht wenig eingenommen war. Sie ermangelten nicht, ihm bei ihrer Ankunft Dank abzustatten. Der Ritter antwortete darauf mit vieler Artigkeit, und nachdem er seinen Namen gesagt hatte, so bat er sich die Erlaubnis aus, sie bisweilen zu besuchen, und seine Schuldigkeit abzustatten. Die Grävin antwortete ihm, daß er immer wilkommen seyn würde. Der Ritter war über die Erlaubnis, die ihm die Grävin gab, desto vergnügter, da er diese Begebenheit als eine günstige Gelegenheit ansahe, um einen Liebeshandel anzufangen. Er war der Jüngste eines berühmten Hauses. Er hatte einen Bruder, der sich Grav von Esprinville nante, der ein einziges Jahr älter war, als er, und deshalb die großen Mittel seines Vaters geerbet hatte, und als der Aelteste die rühmlichen Titel seines Hauses führete. Weil der Ritter nur ein geringes Einkommen hatte, und deshalb seit langer Zeit den Fehler seines Glüks zu ersezzen suchte, so warf er die Augen auf Clorinden. Der Reiz der Schönen machte desto mehr Eindruk bei ihm, da er sahe, daß die Schönheit dieses liebenswürdigen Mädchens von allen Vortheilen begleitet war, die er wünschen konte. Außer den schönen Eigenschaften, die

Clorinden bei allen schäzbar machten, die sie kanten, hatte sie auch noch ansehnliche Erbschaften zu erwarten. Obgleich die Heirath die Hauptabsicht des Ritters war, so hatte sich doch die Liebe darein gemischet. Unser Liebhaber war von Clorindens Reiz so eingenommen, daß er weder Tag noch Nacht ruhete: seine Schöne war ihm immer gegenwärtig. Er gieng täglich zur Grävin, und versäumete nichts, um sich in ihre Gunst zu sezzen, damit er Clorindens Herz desto freier anfallen könte. Er hatte schon Gelegenheit gesuchet, mit ihr allein zu seyn, um ihr die Gesinnungen seines Herzens zu entdekken: aber seine Bemühungen waren unnüz. Seine Augen waren das einzige Mittel, welches er anwenden konte, um seine Flamme auszudrükken. Der unruhige Ritter hätte aber doch gern gewust, was in Clorindens Seele vorgienge: und man hat Ursach zu glauben, daß er auf dem Gipfel seiner Wünsche gewesen wäre, wenn er sich hätte versprechen können, daß die Schöne seinen Eifer für sie hätte billigen wollen. Weil er aber überlegte, wie schwer es sey, mit Clorinden besonders zu reden, so fassete er den Entschlus, ihr eine schriftliche Erklärung zu thun. Er sezte deshalb die Feder an, und als er den andern Tag zur Grävin gieng, so wuste er die Zeit so wohl in Acht zu nehmen, daß er Clorinden seinen Brief in die Hand gab. Die Neugierigkeit, welche dem Frauenzimmer leicht zu vergeben ist, verband die junge Schöne, ihn anzunehmen; ihre Bescheidenheit litte indes dabei, und ihr Gesicht bedekte sich mit einer Röthe, die aus einer kleinen Schaam über ihre genommene Freiheit zu entspringen schien. So bald der Ritter weg war,

eröf-

eröfnete die ungeduldige Clorinde den Brief, und las folgende Worte darin:

An die Königin meines Herzens.

„Saget mir, schöne Clorinde! ob ich es dem „Glük Dank wissen sol, daß es mir die liebens„würdigste unter allen Schönheiten hat kennen leh„ren, und ob ich mich schmeicheln kan, daß Euer „Herz bei den Bemühungen und der Zärtlichkeit „des unterthänigsten und ehrerbietigsten Liebhabers „empfindlich seyn werde. Meine Freude, mein „Glük, meine Vergnügungen hangen von Euch „ab, verehrungswürdige Clorinde! Ihr möget „aber bei meiner Beständigkeit auch noch so stren„ge seyn, so wird sich mein Herz doch niemals „verändern, und Euch bis in den Tod lieben.“

Dieser Brief war gar zu feurig, als daß Clorinde nicht hätte erkennen sollen, daß der Ritter sie wirklich liebe. Sie war schon zu seinem Vortheile eingenommen, sein Umgang schien ihr ergözzend, sein Verstand hatte sie gerühret, seine Lebensart hatte sie angenehm und artig gefunden, und die Züge vol Feuer, die seine Blikke gemeiniglich begleiteten, hatten schon so viel Eindruk bei der Schönen gemacht, daß man sich nicht wundern mus, daß sie seine Liebeserklärung mit Vergnügen aufnahm. Der Ritter war gar zu eifrig, die Wirkung seines Briefes zu wissen, als daß er den Besuch bei der Grävin hätte versäumen sollen; er begab sich deshalb zeitig zu ihr. So bald er hinkam, war seine erste Sorge, die Augen auf seine werthe Clorinde zu werfen. Welche Freude, welch Vergnügen empfand der Ritter, als er merkete, daß die

Liebe sich des Herzens seiner Schönen bemächtiget hatte. Clorinde sahe so zärtlich aus, und ihre Blikke waren so schmachtend, daß sie ihre Niederlage zu bekennen schien. So bald unsere Liebhaber von ihrer Uebereinstimmung versichert waren, so nahmen sie ihre Maasregeln so gut, daß sie Gelegenheiten genug fanden, um sich zu sehen. Die Liebe entdekt sich leicht, so viel Sorge die Liebhaber auch anwenden, um sie zu verhehlen; und so viel Mühe sie sich auch geben, die verborgensten Oerter zu suchen, um sich von ihrer Zärtlichkeit zu unterhalten: so siehet man doch fast beständig, daß man bis in den Ort ihrer Zusammenkunft dringet, und ihre heimlichsten Gänge bemerket. Die Grävin sahe deshalb die Liebe bald ein, welche ihre Tochter und der Ritter für einander hegten. Diese Ertdekkung schmerzete sie heftig. Sie hassete aber doch den Ritter nicht; weil sie aber wuste, daß ihre Tochter reich war, so wolte sie eine ansehnlichere Parthei für sie finden. Sie befahl ihr deshalb, daß sie dem Ritter, wenn er käme solte sagen lassen, daß sie nicht da, oder daß sie unpäslich sey. Die Liebe nimt nicht leicht Gründe an; wenn sie sich des Herzens einmal bemächtiget hat, so hat man Mühe, sie daraus zu vertreiben. Die junge Schöne wurde deshalb bei den Befehlen der Grävin so bestürzt, daß sie alle ihre Standhaftigkeit nöthig hatte, um dem Schmerz zu widerstehen, den ihr diese unerwartete Neuigkeit verursachete. Sie rief alle ihre Sinnen zurük, und da sie glaubte, daß die Verstellung gut sey, so wandte sie alle ihre Geschiklichkeit an, um die Grävin zu überreden, daß sie für den Ritter nicht mehr Freundschaft hege, als für die übri-

gen

gen Menschen. Sie fügte hinzu, daß es mehr zur Ergözzung als aus Neigung geschehe, wenn sie ihn bisweilen anhörete. Die Grävin war gar zu gut unterrichtet, und hatte zu viel Erfahrung, als daß sie ihren Vorsaz hätte ändern sollen. Die Verstellung ihrer Tochter sezte sie in Zorn. Sie wiederholete dasselbe Verbot, welches sie schon gethan hatte, sie fügte hinzu, daß sie sich hüten solte, es zu übertreten, und daß sie sonst nach der Strenge bestraft werden würde. Sie sprach diese Worte mit einer drohenden Stimme aus; ihre Augen waren funkelnd, und die Röthe, die auf ihrem Gesicht erschien, machte ihre Drohungen noch erschreklicher. Die schöne Clorinde brante indes vor Liebe, und hörete diese strengen Befehle nur mit Verdrus. Man muste aber der Nothwendigkeit nachgeben: sie wuste, daß die Grävin unumschränkt war, und daß sie Gehorsam verlangete. Die junge Schöne wandte deshalb alles an, um sie zu beruhigen; sie sagte ihr, daß sie alles thun würde, was sie verlangete, daß ihr Wille auch der ihre wäre, und daß ihr Gehorsam von ihren Befehlen unzertrenlich wäre. Die Grävin schien über Clorindens Gehorsam vergnügt, und sie hielte es nicht für gut, ihr noch mehr von einer Sache zu sagen, die ihr Verdrus erwekken müste. Clorinde verlor indes keine Zeit, sie lies dem Ritter sagen, daß er nicht mehr zu ihr, sondern den andern Tag in die Tuilleries kommen solte. Der Ritter nahm dies wohl in Acht, und Clorinde begab sich auch mit einem Mädchen dahin, welches ihr treu war. Sie hatte kaum einen Gang in der großen Allee gethan, so traf sie den Ritter an. Sie sagte ihm, daß er nicht mit ihr reden,

sondern hinter das Amphitheater kommen solte, weil sie ihm eine Sache von Wichtigkeit zu sagen hätte. Der Ritter konte nicht begreifen, warum die schöne Clorinde alle diese Vorsicht gebrauchte. Er dachte aber nicht darauf, daß er die Befehle der Grävin hätte argwohnen sollen. In der Ungeduld, eine Erklärung über das Geheimnis zu haben, begab er sich an den Ort, den seine werthe Clorinde ihm bemerket hatte, wo einen Augenblik darauf auch die Schöne mit einem sehr traurigen und niedergeschlagenen Gesicht ankam. Der Ritter, welcher erstaunt war, sie in diesem Zustande zu sehen, frug nach der Ursach desselben. Sie sagte ihm, daß sie ihm schlimme Neuigkeiten mitzutheilen hätte; daß ihre Mutter ihr befohlen hätte, allen Umgang mit ihm aufzuheben. Kurz, sie erzählete ihm alles, was ihr die Grävin gesagt hatte. Nichts kan das Erstaunen ausdrükken, in welches der Ritter durch diese Rede gesezzet wurde. Der Verdrus und die Betrübnis, die in seinen Augen waren, stelleten die Heftigkeit seines Schmerzens nur schwach vor. Was! sagte er, liebenswürdige Clorinde, mus ich Euch so zärtlich und so aufrichtig lieben, und sol ich jezt des Vergnügens beraubet werden, Euch zu sehen? Ach wie unglüklich ist mein Schiksal! Jezt kan ich im Leben kein Vergnügen mehr schmeken. Von Euch entfernt, werthe Gebieterin, werde ich immer an den Verlust denken, den ich erlitten habe. Dieser Gedanke wird für mich die grausamste und erschreklichste Marter seyn. Die schöne Clorinde wurde von der Zärtlichkeit ihres Liebhabers gerührer; sie liebte ihn zu sehr, um ihn nicht zu trösten. Fasset Euch, Ritter, sagte sie zu ihm, damit Euch

die

die Befehle und Drohungen meiner Mutter nicht beunruhigen. Ich kenne den Gehorsam, welchen ich ihr schuldig bin: aber ich weis auch, was ich Eurem Verdienst und Eurer Liebe schuldig bin. Seyd deshalb versichert, daß nichts vermögend ist, meine Liebe zu verhindern, und daß ich sonst niemand hochachten werde, als Euch. Wenn meine Mutter mich zwingen wil, einen andern zu lieben, so werde ich ehe ins Kloster gehen, um meine Tage daselbst zuzubringen, als das Wort brechen, welches ich Euch gegeben habe. Ein solches Versprechen zog den Ritter aus seiner Betrübnis. Er dankte seiner werthen Clorinde mit den zärtlichsten und verliebtesten Ausdrükken, er versicherte ihr, daß seine Erkentlichkeit ewig, und seine Liebe unverlezlich seyn würde. Weil nun die Liebe allenthalben Mittel findet, und über den Zwang und die Schwierigkeiten, die man ihr entgegen sezt, zu spotten scheinet, so giengen unsere Verliebte nicht ehe aus einander, bis sie, nach tausend Versicherungen einer ewigen Freundschaft, Maasregeln genommen hatten, sich wider Wissen der Grävin zu sehen. Sie wusten ihre Zeit so gut in Acht zu nehmen, und hatten ihre Zusammenkünfte so geheim, daß sie ihren Umgang auf die glüklichste Weise fortsezten. Die Grävin hatte indes nicht viel Ruhe, und ob sie gleich überredet war, daß ihre Tochter den Ritter nicht mehr sähe: so fürchtete sie doch, daß Clorinde, wenn sie ihrer Neigung nachgienge, einst Gelegenheit suchen möchte, den wieder zu sehen, welchen sie nur mit Verdrus verlies. Weil die Grävin viel Liebe für ihre Tochter hatte, und in Verzweifelung gewesen wäre, wenn sie hätte zum Aeußersten

schreiten müssen, um sie zum Gehorsam zu zwingen: so glaubte sie, daß es gut wäre, eine Heirath für sie zu suchen. Weil sie eine Parthei wuste, die ihr hätte anständig seyn können, so wolte sie mit ihr davon reden. Sie nahm sie deshalb besonders, und sagte ihr, daß sie eine ansehnliche Parthei für sie gefunden hätte, und daß sie sich bald vermälen müste. Ueber diese Neuigkeit erstaunte die junge Schöne außerordentlich; sie fiel in eine Ohnmacht, und kam mit Seufzern wieder zu sich selbst, die ihren Schmerz genug ausdrükten. Die Grävin, welche nicht wuste, wem sie diese Ohnmacht zuschreiben solte, wolte die Ursache davon wissen. Clorinde wurde deshalb verwirret; sie wuste nicht, was sie der Grävin antworten solte. Um ihr aber doch auf einige Art genug zu thun, so sagte sie, daß ihre Schwachheit aus einem Uebel des Herzens käme. Die Grävin, welche mit diesem Vorwande wenig zufrieden war, drang heftig in Clorinden, und sagte ihr mit einer drohenden Stimme, daß sie die Wahrheit verschwiege, und daß sie dieselbe unumgänglich wissen wolte. Clorinde war also zu dem Geständnis gezwungen, daß sie zu der angebotenen Heirath keine Neigung habe. Wie könnet Ihr mir das sagen, erwiederte die Grävin, da ich Euch noch niemand genant habe. Ich sehe wohl, daß Ihr zum Vortheile des Ritters Monville eingenommen seyd, und daß Ihr vielleicht, ohnerachtet meines Verbots, mit ihm in Vertraulichkeit stehet. Glaubet nur, wenn dieses ist, so werde ich Euren Ungehorsam zu bestrafen, und Mittel zu finden wissen, Euch gehorsam zu machen. Die unglükliche Clorinde konte den Ritter von Monville nicht nennen

hören, ohne einen Strom von Thränen zu vergießen; sie begab sich in ihre Kammer, wo sie sich dem heftigsten Schmerz überlies. Und als sie einige Zeit nachher ausgieng, unter dem Vorwande, die Kirche zu besuchen: so gieng sie hin den Ritter anzutreffen, der an dem gewöhnlichen Orte ihrer Zusammenkunft auf sie wartete. Da der Ritter seine werthe Clorinde sahe, so merkete er leicht, daß sie Verdrus hatte. Die Traurigkeit war auf dem Gesicht der Schönen gemalet; ihre Augen glänzeten nicht mehr, und ihre Wangen hatten ihre Röthe verloren. Die betrübte Clorinde zauderte nicht lange, ihrem Liebhaber die Ursach ihrer Traurigkeit zu entdekken; sie erzehlete ihm alle Reden und Drohungen ihrer Mutter. Der Ritter wurde durch diese Neuigkeit desto mehr gerühret, da er glaubte, daß das Verbot, welches die Grävin ihrer Tochter gethan hatte, allen Umgang mit ihm aufzuheben, nur aus dem Vorsaz käme, dieselbe zu verheirathen. Dieser Gedanke verdoppelte seinen Schmerz. Er war in erschreklichen Unruhen; er befürchtete, daß seine werthe Clorinde endlich verbunden seyn würde, sich dem Anhalten der Grävin zu ergeben; und daß die ansehnlichen Reichthümer eines mächtigen Nebenbuhlers einen Eindruk bei seiner Schönen machen möchten. Alle diese Gedanken ängstigten ihn. Er wuste zwar, daß er in Ansehung der Geburt der Grävin gleich war. Seine Familie war eine der ältesten und vornehmsten des Königreichs; seine Vorfahren hatten sich in den besten Bedienungen hervorgethan: aber seine Güter kamen nicht mit seiner Geburt überein; er war der Jüngste, und folglich zu einem sehr kleinen Glük bestimt. Ein

anderer würde alle Hofnung verloren haben, und durch die Schwierigkeiten bei seinem Unternehmen abgeschrekket worden seyn: aber unser Liebhaber liebte die schöne Clorinde gar zu heftig, um sein Gewonnenes fahren zu lassen. Seine Hofnung erhielte sich mitten in der Bekümmernis; er schmeichelte sich, daß seine werthe Gebieterin Wort halten, und ihm die versprochene Treue bewahren würde. Er hoffete auch, daß die Zeit das Gemüth der Grävin verändern könte; und daß sie Clorinden die Freiheit lassen würde, einen Gemal nach Wunsch zu wählen, wenn sie sehen würde, daß die Strenge zu nichts gedienet hätte. Der Ritter ergrif das Wort, so bald Clorinde aufgehöret hatte zu reden; er bediente sich der zärtlichsten und eifrigsten Ausdrükke, um ihr die Liebe zu bezeugen, die er für sie hätte. Er gab ihr zu erkennen, wie leid es ihm wäre, daß er die Ursach des Verdrusses seyn müsse, den man ihr anthäte, und versicherte ihr tausendmal seine volkommene Erkäntlichkeit. Clorinde, die von der Zärtlichkeit ihres Liebhabers eingenommen wurde, versprach ihm, daß nichts vermögend seyn solte, sie zu verändern. Sie fügte hinzu, daß sie mit ihm hoffete, die Zeit würde ein Mittel für ihr Uebel verschaffen, und daß sie bereit wäre in ein Kloster zu gehen, wenn man sie zwingen wolte. Diese neuen Versicherungen richteten den Ritter wieder auf, und schmeichelten ihm mit der Beständigkeit seiner Gebieterin. Diese Liebhaber blieben noch einige Zeit beisammen, und sie trenneten sich, nachdem sie die Versprechungen einer beständigen und unverlezlichen Freundschaft erneuert hatten. Weil aber gemeiniglich ein Unglük dem an-

 dern

dern folget, so hatte Clorinde bald eine neue Ursache zum Misvergnügen. Weil die Grävin befürchtete, daß ihre Tochter eine geheime Zusammenkunft mit dem Ritter haben möchte: so hatte sie einer Unbekanten befohlen, ihr zu folgen, und alle ihre Gänge zu erforschen. Die Grävin erhielte dadurch bald von Clorindens Zusammenkunft mit ihrem Liebhaber Nachricht. Mehr war nicht nöthig, um sie entsezlich zornig zu machen. Sie lies die Kutsche anspannen, und führete Clorinden nach Val de Grace *). Die Schöne wurde durch diese Begebenheit außerordentlich bestürzt, und sie war mehr über die Abwesenheit von ihrem Liebsten, als über die Einsamkeit betrübt. Und man hat so gar Ursach zu glauben, daß ihr die Einsamkeit angenehm gewesen wäre, wenn sie nur hätte den Ritter sehen, oder wenigstens Nachricht von ihm erhalten können. Der Ritter war nicht weniger betrübt, als er hörete, wie grausam die Grävin mit seiner werthen Clorinde verfahren hatte. Es fehlete nicht viel, so hätte er sich durch den Schmerz erdrükken lassen. Diese Widerwärtigkeit schien ihm so gros, daß er in eine tiefe Schwermuth fiel, und weder Tag noch Nacht ruhete. Die Hofnung kam endlich diesem betrübten Liebhaber zu Hülfe; er dachte darauf, seiner werthen Gebieterin Nachricht von sich zu geben, und es glükkete ihm. Clorinde wurde von dem unterrichtet, was ihr lieber Ritter machte, und dieser empfieng auch Nachricht von ihr. Dieser Briefwechsel trug nicht wenig zur Beruhigung unserer Liebhaber bei. Wenn aber der Ritter sinreich war, eine Hülfe in den Widerwärtigkeiten zu finden, die ihm

*) Eines der schönsten Klöster in Paris.

begegneter, so war es die Grävin nicht weniger, um die Aufführung ihrer Tochter zu entdekken. So viel Mühe unsere Liebhaber auch anwandten, ihren Briefwechsel geheim zu halten, so konten sie doch nicht verhindern, daß Clorindens Mutter nicht Nachricht davon erhalten hätte. Die Grävin war ganz verzweifelt, daß ihre Tochter so viel Neigung für den Ritter hatte, und sie begrif leicht, daß es schwer seyn würde, diese Neigung zu überwinden. Wenn der Ritter der Aelteste seines Hauses, oder eben so reich gewesen wäre als Clorinde, so würde sich die Grävin seiner Heirath nicht widersezzet haben: aber der Fehler des Glüks war eine gar zu große Hindernis. Die Grävin wolte durchaus, daß Clorinde einen reichen und mächtigen Man haben solte. Sie entschlos sich deshalb, alles anzuwenden, um die Gesinnung ihrer Tochter zu verändern. Sie fassete den Vorsaz, sie wegzuschikken, in der Hofnung, daß die Abwesenheit ihre Liebe heilen werde. Sie zauderte nicht, ihren Entschlus auszuführen. Sie hatte eine Verwandtin, die ein schönes Landgut in der Normandie hatte. Diese Verwandte war eine Witwe, die einen ansehnlichen Stand in der Welt gehabt hatte, und sich seit dem Tode ihres Gemals auf das Land begeben hatte, um daselbst ein ruhigers Leben zu führen. Weil diese Witwe keine Kinder hatte, so hatte sie eine Nichte bei sich, die ohngefehr mit Clorinden von einem Alter war. Die Grävin glaubte, daß die Gesellschaft dieser jungen Person Clorindens Verdrus vertreiben, und vielleicht verursachen würde, daß sie den Eifer für den Ritter vergäße. Clorinde wurde den Händen einer treuen Person anvertrauet, die sie in das

Schlos

Schlos der Witwe führete. Die junge Schöne langete daselbst güklich an. Die Frau des Schlosses war ganz erfreuet, ihre junge Verwandte zu sehen; sie emfieng sie mit allen Zeichen einer wahrhaften Freundschaft, und befahl Roselien, dies war der Name ihrer Nichte, ihr Gesellschaft zu leisten, und ihr allen Zeitvertreib zu verschaffen, den sie wünschte. Clorinde wurde, ohnerachtet ihrer Unruhen, doch bei den Höflichkeiten ihrer Verwandtin gerühret, und bezeugete ihr sehr oft ihre Erkäntlichkeit. Und weil es für die Betrübten eine Art von Trost ist, wenn sie jemand haben, dem sie ihren Kummer erzehlen können: so war es auch für Clorinden, die unaufhörlich mit dem Verlust ihres Liebhabers beschäftiget war, das größeste Vergnügen, welches sie in der Einsamkeit fand, daß sie Roselien ihr Unglük entdekkete. Roselie hatte auf dem Lande nicht viel Gelegenheit gehabt, sich mit jemand einzulassen: aber dennoch kante sie die Gewalt volkommen, welche die Liebe über die Herzen hat. Sie wurde deshalb durch den Zustand der unglüklichen Clorinde gerühret. Sie beklagte sie in ihrem Unglük, und kam darin mit ihr überein, daß es verdrieslich sey, eines Liebhabers beraubt zu werden, der geliebt zu werden verdiente. Sie fügte hinzu, daß eine Person von der Geburt und dem Verdienst des Ritters ebenfals unglüklich wäre, so viel Hindernisse anzutreffen. Clorinde ganz erfreuet, daß Roselie viel Theil an ihrer Betrübnis nahm, machte sich ein Vergnügen, in ihrer Gesellschaft zu seyn; es gieng kein Tag hin, da sie sich nicht mit ihr unterhielte. Bald redete sie von der Zärtlichkeit des Ritters; ein ander mal erhob sie seine schöne Eigen-

schaften; und bald beklagete sie sich über die Strenge der Grävin ihrer Mutter. Roselie wandte alles an, um ihre Gesellschafterin zu trösten. Sie sagte ihr, daß die Beständigkeit ihrer Liebe alle Schwierigkeiten übersteigen würde, die man ihr entgegen sezte; daß die Grävin des Zwingens müde werden, und ihr die Freiheit lassen würde, ihren Neigungen zu folgen. Eines Tages that Roselie tausend Versicherungen der Freundschaft an Clorinden, und verlangete von ihr zu wissen, was sie vergnügen könte. Ach werthe Roselie, antwortete ihr Clorinde, welch ein Vergnügen sol ich doch haben? Es ist wahr, ich finde in Eurer Gesellschaft einigen Trost für meinen Schmerz: aber ein Herz, welches von dem getrennet ist, den es liebt, ist unfähig, was zu wünschen. Für mich ist kein Vergnügen mehr. Welch ein Vergnügen kan ich haben, da man mir nicht einmal die Freiheit lässet, meinen werthen Ritter Nachricht von mir zu geben? Wenn ich es wagete, an ihn zu schreiben, wie wolte er meinen Brief erhalten? Wo sind treue Leute zu finden, die ihm denselben einhändigten? Hier habe ich niemand als Euch, werthe Roselie! dem ich mich vertrauen könte. Aber, unterbrach Roselie, warum habt Ihr mir nicht eher davon gesagt? Wir hätten zusammen darauf gedacht, ein Mittel zu finden, und vielleicht wäre es uns geglükt. Aber, fügte Roselie hinzu, wir haben noch Zeit, schreibet, ich nehme Eure Sache über mich. Clorinde konte es bei dieser Gelegenheit nicht lassen, Roselien zu danken. Die Vertraute hielte ihr Wort, und erfüllete ihr Versprechen. Weil im Schlos ein Bedienter war, der Roselien sehr ergeben war: so erwählete sie ihn zu Clo-

rindens Boten. Der Bediente reisete ab, nachdem er vorher der Frau des Schlosses gesagt hatte, daß einer von seinen Verwandten krank sey, zu dem er sich begeben müsse. So bald der Bote in Paris angelanget war, gieng er zum Ritter, und überreichete ihm Clorindens Brief. Ein Kaufman, der sein ganzes Vermögen in einem Schif hätte, und es glüklich in den Hafen ankommen sähe, könte nicht mehr Vergnügen haben, als der Ritter, da er von seiner werthen Gebieterin Nachricht empfieng. Die Ungeduld, in der er war, sich zu ihr zu begeben, erlaubte ihm nicht, seine Reise aufzuschieben. Er brachte seine Sachen denselben Tag in Ordnung, und reisete mit seinem Führer ab. Da er auf einem Dorfe ankam, welches nur eine Viertelstunde von dem Schlosse war, so befahl er seinem Führer voranzugehen, und an diejenige, die ihn gesandt hätte, zu sagen, daß er sich wohl befände, und bald das Vergnügen haben würde, sie zu sehen. So bald der Bediente abgereiset war, so richtete er in dem Dorfe seine Herberge ein. Und um während seines Aufenthalts unerkant zu bleiben, verkleidete er sich in einen Jäger, und nahm den Weg, den ihm der Bote gezeiget hatte. Unser Liebhaber entdekkete bald das Schlos, nach welchem er sich begeben solte. Er war noch einige Schritte davon, als er an dem Ende einer langen Gartenmauer eine offene Thür erblikkete. Der Ritter hatte den Einfal dahin zu gehen, um dadurch in den Garten zu kommen. Kaum war er hinein gegangen, so erblikkete er von weiten eine junge Person, die auf ihn zukam. Unser Liebhaber bildete sich anfänglich ein, daß es seine werthe Clorinde sey, und eilete, um bei sie zu kommen:

men: er erkante aber, als er nahe bei der Schönen war, daß er sich betrogen hatte, er näherte sich aber doch derselben, und sagte zu ihr: Liebenswürdige Schöne, Ihr sehet hier einen verirreten Jäger, der in diese Oerter gekommen ist, um sich einen Führer auszubitten. Roselie, mit welcher der Ritter redete, und die sich mit Clorinden oft von den Zügen und der Gestalt des vorgegebenen Jägers unterhalten hatte, hatte nicht viel Mühe ihn zu erkennen. Ihr habt Euch nicht so sehr verirret, sagte sie zu ihm. Vielleicht werdet Ihr an diesen Oertern eine Person finden, die Euch ein Vergnügen machen wird. Es ist wahr, erwiederte der Ritter, ich mus es dem Glük Dank wissen, daß es mich zu einer so liebenswürdigen Person geführet hat. Ich wolte wetten, antwortete Roselie, daß Ihr Eure Schritte übel angewandt zu haben glaubet, wenn Ihr sonst niemand anträfet, als mich. Ich kan Euch versichern, sagte der Ritter, daß mich eine so glükliche Begegnung allezeit erfreuen wird. Roselie, welche sahe, daß der Ritter in Verwirrung war, hielte es für gut, das Gespräch zu verändern. Lasset uns weiter gehen, sagte sie zu ihm, es wird Euch nicht verdrießen, unsern Garten zu besehen. Kaum hatten sie einige Schritte gethan, als Clorinde aus einem verdekten Gange kam, in den sie gekommen war, um Roselien zu suchen; sie hatte den Ritter kaum entdekket, als sie auf ihn zueilete. So bald sie bei ihm war, rief diese zärtliche Liebhaberin: Ach wie vergnügt, wie erfreuet bin ich, werther Ritter, Euch zu sehen, und Ihr geliebte Roselie, einzige Vertraute meiner Noth, nehmet auch Theil an meiner Freude. Ihr seyd es, die mir das Glük

verschaffet hat, den wiederzusehen, den mein Herz liebet, und der mir auf der Welt am wertheſten ist. Der Ritter hatte bisher noch nicht gewagt zu reden, er fürchtete, daß seine Gesellschafterin eine verdächtige Person seyn möchte: da ihn aber die Rede seiner Geliebten wieder aufmunterte, und sehen lies, daß er nichts zu befürchten hätte, so unterhielte er seine werthe Clorinde von seiner ganzen Zärtlichkeit. Er erzehlete ihr, wie viel Verdrus und Unruhe er seit ihrer Abreise aus dem Kloster gehabt hätte; er sagte ihr alle seine gethanen Gänge, um Nachricht von ihr zu erhalten: kurz, er versicherte ihr, daß nichts dem Vergnügen gleich seyn könte, sie wiederzusehen. Roselie hatte dem Ritter vorgeschlagen, daß sie ihn in das Schlos führen und ihrer Tante vorstellen wolte: aber der Ritter, welcher befürchtete, daß dieser Besuch ihn in Verwirrung sezzen möchte, bat Roselien, ihn zu entschuldigen. Er stellete ihr vor, daß es besser wäre, dies auf ein ander mal zu thun, da er sich einige Tage in dieser Gegend aufhalten würde. Er fügte hinzu, daß er nichts mehr zu wünschen hätte, da seine liebe Clorinde bei ihm wäre. Roselie billigte den Entschlus des Ritters, und sagte ihm so gar, daß er immer in die kleine Thür kommen könte, weil sie besorgen würde, daß sie offen bliebe. Sie fügte hinzu, daß sie am Eingange des Gartens einen Ort wisse, wo sie immer zusammen kommen könten, und daß sie an diesem verborgenen Orte nicht befürchten dürften, von jemand gestöret zu werden. Da Roselie indes weggegangen war, so brachte Clorinde den übrigen Theil des Tages mit ihrem lieben Ritter zu. So wenig währet den Verliebten die Zeit lang, wenn sie

zu-

zusammen sind. Wenn aber Clorinde über die Gesellschaft des Ritters zufrieden war, so wurde ihr Vergnügen bald mit Traurigkeit vermischet. An stat, daß die vertraute Roselie an der Freude ihrer Freundin hätte Theil nehmen sollen, so wurde sie im Gegentheil eifersüchtig auf sie. Es sey nun, daß das gute Ansehen des Ritters einen Eindruk bei ihr gemacht hatte, oder, daß sie durch die zärtliche und eifrige Art dieses Liebhabers, seine Zärtlichkeit auszudrükken, gerühret war. Kurz, sie entschlos sich, alles anzuwenden, um von ihm geliebt zu werden. So bald sie Clorinden wiederkommen sahe, und von ihr vernahm, daß sich der Ritter entfernt hatte, so schlos sie sich in ihr Kabinet: und da sie einen Brief geschrieben hatte, so gab sie ihn dem Bedienten, der ihr vertraut war, und befahl ihm, denselben unverzüglich zu dem Ritter zu tragen. Der Bediente richtete seine empfangenen Befehle alsobald aus, begab sich zu dem Ritter, und überreichete ihm seinen Brief. Der Ritter, welcher Clorinden nur eben verlassen hatte, bildete sich ein, daß die Schöne ihm noch eine Nachricht schikte, die sie vergessen hätte. Er eröfnete den Brief eilig, und las diese Worte darin:

Mein Herr!

„Ich habe Euch beklaget, ehe ich Euch kante,
„seitdem ich Euch aber gesehen habe, beklage ich
„Euch noch mehr. Ich bekenne Euch, daß ich
„erstaunt bin, daß ein Mensch von Eurer Geburt
„die Geduld so weit treiben könne. Die Grävin
„von Etang ist nicht die einzige, die reich ist, und
„Clorinde kan ihres Gleichen haben. Ich betrübe

„mich

„mich noch mehr, um frei mit Euch zu reden, da „Ihr Euch übel eingelassen habt, und ich niemals „glaube, daß Ihr Clorinden, ohnerachtet Eurer „Bemühung und Beständigkeit, erhalten werdet. „So weit ich die Grävin kenne, so ist sie keine „Frau, die ihren Eigensin verlässet. Ich traue „Euch so viel Verstand zu, daß Ihr begreifen „werdet, was ich sagen wil, und ich halte Euch „für gar zu ehrbar, als daß Ihr das Geheimnis „einer Person verrathen soltet, die Euch glüklich „zu machen wünschet. Ich bin ꝛc. Roselie.

Man kan das Erstaunen nicht ausdrükken, in welches der Ritter durch das Lesen dieses Briefes versezzet wurde. Er konte nicht begreifen, daß eine Person, die Clorinde zu ihrer Vertrauten erwählet hatte, zu einer solchen Handlung fähig sey. Unser Liebhaber, der aufrichtig war, und seine Clorinden mit einer wahrhaften Zärtlichkeit liebete, konte es nicht lassen, auf diese falsche Freundin zornig zu werden, und allen den Has und die Verachtung gegen sie zu fassen, die sie verdiente. Weil er indes sahe, daß eine Person von einem solchen Charakter zu fürchten war, und sie ihm bei diesen Umständen leicht Verdrus machen konte, so wagte er es nicht, das an sie zu schreiben, was er dachte. Er entschlos sich im Gegentheil, sie zu betriegen, und ihr weis zu machen, daß er über ihren empfangenen Brief erfreuet sey. Er antwortete deshalb alsobald, und gab seinen Brief dem Boten zurük. Und weil der freigebige Ritter wuste, daß der Bediente Roseliens Vertrauter war, so gab er ihm ein ansehnliches Geschenk, ehe er ihn von sich lies. Unser Liebhaber glaubte, daß er diese Vorsicht

gegen die Bosheit der untreuen Roselie brauchen müste, damit er durch diesen Bedienten, den er zu seinem Vortheile gewonnen hatte, erfahren könte, wenn sich diese niederträchtige Vertraute etwa künftig in den Kopf sezte, ihm einen übeln Streich zu spielen. Roselie, die indes die Wiederkunft des Bedienten mit Ungeduld erwartete, war nicht wenig vergnügt, als sie seine Ankunft vernahm. Sie war aber noch vergnügter, als der Bote ihr den Brief überreichete, welchen er empfangen hatte. Sie begab sich eilig in ihre Kammer, und da sie den Brief eröfnet hatte, las sie diese Worte darin:

Grosmüthige Roselie!

„Die Gütigkeiten, die Ihr für mich habt, sind „so außerordentlich, daß ich nicht weis, wie ich „Euch dafür danken sol. Aber, liebenswürdige „Roselie, wie werde ich das Glük nuzzen können, „welches Ihr mir anbietet? Wie wird es möglich „seyn, Eure grosmüthige Freundschaft zu vergel„ten, da es mir nicht erlaubt ist, Clorinden zu „verlassen; und da ich ohngeachtet der Strenge „der Grävin, ihrer Mutter, die versprochene „Treue nicht verlezzen kan? Findet mir ein Mit„tel, werthe Roselie, welches mich von Clorinden „trennen kan, so werde ich nur für Euch leben. „Meine Bemühung, meine Zärtlichkeit und mein „Eifer werden Euch allezeit Zeugnisse von mei„ner treuen Erkäntlichkeit seyn. Ihr könnet auf mei„ne Verschwiegenheit bauen, liebenswürdige Schö„ne, und von meiner Treue versichert seyn.“

Die

Dieser Brief erwekte Roselien ein unendliches Vergnügen; sie bildete sich schon ein, daß der Ritter anfienge, ihr Liebhaber zu seyn, und daß er der Erlangung seiner Schönen bald entsagen würde. Die liebenswürdige Clorinde, die sich ein Vergnügen daraus machte, in Roseliens Gesellschaft zu seyn, war indes hingegangen, um sie in ihrer Kammer zu suchen: Roselie war aber schon heraus gegangen, und sie mochte entweder mit ihrer Liebe gar zu beschäftiget, oder durch den Brief des Ritters gar zu zerstreuet geworden seyn, daß sie nicht die Vorsicht gebraucht hatte, den Schlüssel zu ihrem Zimmer mitzunehmen. Da Clorinde herein gegangen war, und sich dem Tische näherte, auf dem Roselie die Antwort des Ritters gelassen hatte: so warf sie die Augen auf diesen Brief, dessen Hand sie alsobald kante. In diesem Augenblikke hatte sie tausend verschiedene Gedanken. Wie, sagte sie zu selbst, kan der Ritter an Roselien geschrieben haben? Wenn hat er ihr schreiben können? Er ist erst gestern hier angelangt. Er hat Roselien niemals gesehen; er hat niemals was mit ihr zu thun gehabt, ich kan indes nicht zweifeln, daß es nicht seine Hand sey. Alle diese Gedanken erregeten Clorindens Neugierde; sie eilete, den Brief zu eröfnen, und las ihn. Aber welch ein Labyrinth von Gedanken, welch eine Verwirrung fand sich bei dieser Liebhaberin, nachdem sie ihre Neugierde befriediget hatte? Sie wuste nicht, ob dies eine Verblendung war. Ihr Herz klopfete, ihr Blut starrete, und es fehlete nicht viel, daß sie nicht in eine Ohnmacht gefallen wäre. Da sie ihre Sinnen indes wieder zurükrief, da überlegete sie das, was sie gesehen hatte, und sie sahe,

daß ihr Liebhaber sie betrog. Sie erkante seine Unbeständigkeit und Niederträchtigkeit. Welch eine Bekümmernis für Clorinden, sich von dem verlassen zu glauben, den sie mit so vieler Zärtlichkeit liebte? Und es war noch betrübter für die junge Schöne, daß sie nichts sahe, welches ihren Liebhaber rechtfertigen konte. In welcher Unruhe, oder vielmehr in welcher Verzweifelung mus sich nicht eine Person befinden, welche liebet, und sich plözlich verbunden siehet, den zu hassen, der ihre Begierden erregt? Und welche Quaal für ein Herz, wenn es plözlich von der eifrigsten Liebe zu dem schreklichsten Has übergehen mus? Diese Widerwärtigkeiten sind für Verliebte gewis sehr verdrieslich, nichts wird deshalb den Schmerz ausdrükken können, von dem Clorinde überhäufet war. Sie hatte die ganze Stärke ihres Geistes nöthig, um aus dem Zimmer ihrer ungetreuen Vertrauten gehen zu können. Zwanzig mal war sie bereit, den Brief des Ritters mitzunehmen, und Roselien ihren Betrug und ihre Unverschämtheit vorzuwerfen. Sie legte aber den Brief wieder hin, wo sie ihn gefunden hatte, und eilete aus der Kammer, damit man nicht die Bewegung entdekken möchte: es sey nun, daß sie die Verstellung für gut hielte, oder daß sie ihre Rache aufschieben wolte. Clorinde war desto betrübter, da sie sich alles dessen erinnerte, was der Ritter für sie gethan hatte. Sie konte es nicht lassen, von der Undankbarkeit ihres Liebhabers gerühret zu werden: da sie ihn ohnerachtet der Befehle ihrer Mutter allezeit geliebt hatte; da weder Bitten noch Drohungen einen Eindruk bei ihr hatten machen können; und da sie niemals aufgehöret hatte, ihm treu

zu seyn, ob man sie gleich in ein Kloster gethan, und von Paris entfernet hatte. Der Zorn der Schönen machte, daß sie wünschte, daß er noch vor der Stunde kommen möchte, die sie ihm zu ihrer Zusammenkunft bestimmet hatte. So bald die Nacht gekommen war, begab sie sich an den Ort, an dem sie versprochen hatte sich zu finden. Einen Augenblik nachher kam der Ritter auch dahin, und so bald Clorinde ihn sahe, so empfieng sie ihn mit Entzükkungen von Wuth und Eifersucht. Ach Verräther! sagte sie zu ihm, erhältest du mir so dein Herz? Undankbarer, Untreuer, verfährest du so mit meiner Geburt und mit meiner Treu? Ach gar zu strenges Schiksal, warum erlaubst du, daß ich das unglükliche Schlachtopfer des Eigensins und der Niederträchtigkeit eines unwürdigen Liebhabers seyn mus? Warum erlaubst du, daß ich durch einen Verräther und Betrieger hintergangen werden mus? Ja grausamer und untreuer Liebhaber, du bist nur ein Niederträchtiger und der lasterhafteste unter allen Menschen. Nach einer solchen Handlung, die du begangen hast, kan ich nicht mehr glauben, daß du ein Mensch von Stande bist, oder wenigstens bist du zur Schande deiner Familie gebohren. Die bekümmerte Liebhaberin hätte noch mehr gesagt, wenn der Schmerz, der ihre Rede unterbrach, ihr Gesicht nicht mit Thränen bedekket hätte. Ob sich gleich der Ritter nichts vorzuwerfen hatte, so wurde er doch durch die Vorwürfe, die ihm seine Gebieterin machte, gerühret. Ach werthe Clorinde, sagte er zu ihr, was seyd ihr unbillig, mich als einen Verräther und Undankbaren anzusehen, und zu glauben, daß ich vermögend sey, das Wort zu brechen,

welches ich Euch gegeben habe. Ihr seyd hintergangen, werthe Gebieterin, aber ich hoffe Euch den Irthum zu zeigen, in welcher Ihr Euch befindet. Ihr habt ohne Zweifel geglaubt, daß ich Euch betrogen, und meine Treue verlezzet hätte. Nichts weniger, liebenswürdige Clorinde. Es ist wahr, daß die thörichte Roselie so unverschämt gewesen, mir auf eine Art zu schreiben, die mir ihre Liebe entdekkete; und um mich zu verbinden, ihre Zärtlichkeit zu vergelten, so versicherte sie mir, daß sie allezeit an dem viel Theil genommen hätte, was mich beträfe. Kurz, die Bemühung und die Achtung, die diese gute Person für mich hat, sind wunderbar; sie hatte die Vorsicht mich zu benachrichtigen, daß ich mich in ein schweres Werk eingelassen hätte, und wo ich mit desto mehr Mühe zum Zwek kommen würde, da die Grävin, Eure Mutter, eine unumschränkte Frau sey, die ihre Meinung nicht leicht veränderte, die sie sich einmal in den Kopf gesezt habe. Ihr könnet urtheilen, fuhr der Ritter fort, was ich von einem solchen Briefe gedacht habe; und wenn Eure Freundschaft, liebste Clorinde, mir auch nicht so wäre, als sie wirklich ist, so könnet ihr Euch doch wol vorstellen, daß Roselie durch ein solches Verfahren mein Herz niemals rühren würde. Der Brief dieser Unverschämten hat mich deshalb mit Zorn erfüllet, und wenn ich dem gefolget wäre, so hätte ich ihr gewis zu erkennen gegeben, wie übel sie es angefangen habe. Ich nahm mich aber doch in Acht, ihr das zu schreiben, was ich dachte. Wir hätten beide die Schlachtopfer meiner Aufrichtigkeit seyn können. In den Umständen, in welchen wir sind, müssen wir uns sehr in Acht neh-

nehmen. Eine Person von einem so schlechten Gemüth hätte uns leicht Verdrus machen können: das ist, was mich verband, ihr in Ausdrükken zu antworten, die meine Liebe anzeigeten, und daß ich froh seyn würde, wenn sie mir einen Vorwand verschaffete, um mit Euch zu brechen. Das ist der Kunstgrif, fuhr der Ritter fort, dessen ich mich bedienet habe, Ihr sehet aber leicht meine Absicht dabei ein. Mehr war nicht nöthig, um Clorinden zu besänftigen, und ihr zu zeigen, daß sie sich geirret habe. Die Schöne bekante ihren Irthum durch ihr Stilschweigen, und der Ritter sahe mit Vergnügen, daß ihr ihre Leichtgläubigkeit und der gar zu geschwinde Verdacht seiner Untreue gereuete. Roselie, welche die Zusammenkunft unserer Liebhaber wuste, hatte sich an einen Ort gestellet, wo sie ihre Unterredung leicht hören konte. Die Neugierde erregte ihre Aufmerksamkeit, sie horchte zu, uud verlor nicht ein Wort von alle dem, was der Ritter zu Clorinden gesagt hatte. Die erstaunte Roselie blieb über das, was sie gehöret hatte, so verwirret und außer sich, daß ihre Seele kaum die Stärke hatte, die Bewegungen ihrer Wuth und Eifersucht zu ertragen. Sie dachte einige Zeit über den Streich nach, den ihr der Ritter spielete. Dieser Gedanke sezte sie in Verzweifelung, und trieb sie an, ihren Ort zu verlassen. Sie gieng durch eine kleine Allee, und begab sich durch einen kleinen Umweg in ihr Zimmer. Hier stelleten sich ihrer Einbildung eine Menge von Gedanken vor. Die verschiedene Bewegungen, die sie empfand, sezten sie in eine unbeschreibliche Verwirrung. Ihre Eifersucht vermehrte ihr Misvergnügen, und sie sahe

Clorindens Glük mit Verdrus. Die Treue des Ritters war ihr eine Ursach zur Traurigkeit. Ihr Unwille erregete ihren Zorn; sie war in Verzweifelung, an den Ritter geschrieben zu haben, und nichts kan dem Verdrus gleichen, den sie darüber empfand, daß Clorinde von dieser Handlung unterrichtet war. Wie traurig ist nicht der Zustand, in dem sich ein Frauenzimmer befindet, die gewisse Erklärungen gethan hat, und siehet, daß man unerkäntlich dagegen ist? Welche Quaal leidet sie nicht, wenn sie sich des Betrugs bedienet hat, ohne sich an die Gesezze des Wohlstandes und die Pflichten der Freundschaft zu kehren, und wenn man diese Streiche nachher entdekket? Was thut sie nicht alsdenn, um ihren Fehler zu verbergen? Welche List wendet sie nicht an, um ihren guten Namen wieder herzustellen? So war Roseliens Zustand. Sie sahe, daß der Ritter sie äffete, und wuste, daß Clorinde von ihrer begangenen That benachrichtiget war. Dieser Gedanke erregete ihr entsezliche Unruhen. Sie dachte beständig darauf, wie sie sich aus der Sache ziehen, und das Anbieten, welches sie dem Ritter gethan hatte, auslegen wolte. Wessen ist ein Frauenzimmer nicht fähig? Was gelingt ihr nicht, wenn sie die schlimmen Meinungen vertreiben wil, die man von ihr gefasset hat? So bald Roselie den Tag kommen sahe, und glaubte, daß Clorinde aufgestanden wäre, so gieng sie in ihr Zimmer, und sagte zu ihr: Ich komme, meine werthe Clorinde, Euch eine sonderbare Neuigkeit zu erzehlen; aber ehe ich Euch etwas davon sage, müsset ihr mir eine Gunst versprechen. Ihr wisset, antwortete Clorinde, daß ich Euch gar zu verbunden bin, als

daß ich Euch etwas abschlagen solte. Nun wohl, sagte Roselie, so werde ich Euch sagen, daß ich auf eine lustige Art an den Ritter geschrieben habe; stellet Euch den sonderbarsten Brief vor, den man jemals gesehen hat. Ich bezeugete ihm, daß ich Eure Nebenbuhlerin wäre, und Lust hätte in Eurer Stelle zu seyn, daß ich ihn beklagte, daß er mit einer so unbiegsamen Frau, als der Grävin, Eurer Mutter, zu thun habe. Um den Scherz noch weiter zu treiben, so fügte ich hinzu, daß er leicht begreifen würde, was ich sagen wolte, und daß ich auf seine Verschwiegenheit trauete. Ich wil Euch die Antwort Eures Liebhabers zeigen, jedoch mit der Bedingung, daß Ihr mir Wort haltet. Ihr müsset nur nicht böse auf den Ritter werden. Ihr wisset wohl, daß ich Euch nicht gern veruneinigen möchte; und ich glaube, daß Euch der Ritter gar zu ergeben ist, als daß dasjenige aufrichtig seyn solte, was er mir geschrieben hat. Er wird es sich leicht eingebildet haben, daß ich ihm nur aus Kurzweil schriebe, und deshalb hat er mir aus eben dem Tone geantwortet. Bei Endigung dieser Worte gab Roselie den Brief des Ritters an Clorinden. Diese, die über das, was sie gehöret hatte, ganz erstaunt war, nahm den Brief, und nachdem sie ihn gelesen hatte, sagte sie: Liebe Roselie, Ihr könnet nicht glauben, welch ein Vergnügen Ihr mir erregt. Ihr habt mir Verdrus und Unruhe verursachet. Ich habe wirklich geglaubt, daß Ihr verliebt geworden wäret, und daß der Ritter aufgehöret hätte mir treu zu seyn. Clorinde erzählete ihr hierauf, durch welchen Zufal sie den Brief schon gelesen, wie der Ritter ihr dies Ge-

heimnis erkläret, und sie aus dem Irthum gezogen hätte. So bald Clorinde ihre Rede geendiget hatte, so bedienete sich Roselie ihrer ganzen Geschiklichkeit, um sie zu überreden, daß sie nichts weiter von der Liebe wisse, als was sie davon hätte sagen hören. Und wenn sie auch Verlangen trüge, einen Liebhaber zu haben, so würde sie doch niemals darauf gedacht haben, ihr den Ritter zu entziehen. Clorinde, die ein gutes Gemüth hatte, glaubte dasjenige leicht, was ihr die boshaftige Roselie sagte. Man hat immer einen Trieb, das zu glauben, was man wünschet; und weil die grosmüthige Clorinde wünschte, daß Roselie unschuldig seyn möchte, so hatte sie nicht viel Mühe, sich den Gründen zu ergeben, mit denen sie ihre Unverschämtheit zu bedekken wuste. Clorinde, die über die empfangene Nachricht erfreuet war, glaubte, daß es gut wäre, dieselbe auch ihrem Liebhaber mitzutheilen. Der Ritter war nicht weniger empfindlich darüber, daß sich diese Begebenheit veränderte. Er war sehr vergnügt, daß Roseliens Charakter nicht so schlim war, als er sich eingebildet hatte. Die Nachricht verursachete, daß sich der Ritter alsobald zu Clorinden verfügte. So bald er Roselien sahe, gieng er auf sie zu, und sagte lächelnd zu ihr, daß er sich ein ander mal wohl hüten würde, ihr zu glauben; er hätte nicht geglaubt, daß sie vermögend gewesen wäre, an ihn zu schreiben, um ihn zu betriegen, und noch weniger, daß sie sein Geheimnis verrathen und seinen Brief zeigen würde. Roselie machte ihre Sache gut, sie trug besonders Sorge, den Unwillen und die Wuth, die sie im Herzen hatte, mit einem frohen und lächelnden Gesicht zu bedekken. Sie sagte

zum

zum Ritter, daß er wenigstens eben so boshaft wäre, als sie, da sie von Clorinden gehöret hätte, daß er ihren Brief nur als einen Scherz angesehen, und ihr nur geantwortet habe, um sie zu betriegen. Ihr habt Euch aber nicht geirret, fügte Roselie hinzu, wenn Ihr mich nicht fähig geglaubt habt, Euch zu verführen. Ich liebe Clorinden zu sehr, als daß ich sie dessen berauben solte, was sie auf der Welt am liebsten hat, und ich liebe sie so zärtlich, daß ich froh gewesen seyn würde, wenn ihr mir weniger listig und mehr aufrichtig geschrieben hättet. Ich hätte zum Beispiel gewolt, daß Ihr mir mit Verachtung geantwortet, und mir hättet empfinden lassen, daß Euch mein Vorschlag unanständig sey. Wenn Ihr hizzig mit mir verfahren, und mir nach einem Verweise wegen meiner Niederträchtigkeit und Unverschämtheit zu erkennen gegeben hättet, daß nichts vermögend sey, Euch von Clorinden zu trennen, so würde mir dies ein wahres Vergnügen gewesen seyn. Um Euch die Wahrheit zu sagen, fuhr die betriegerische Roselie fort, so wuste ich anfänglich nicht, was ich von Eurer Antwort denken solte. Solte es möglich seyn, sagte ich zu mir selbst, daß der Ritter so wenig Freundschaft für die grosmüthige Clorinde hätte, daß ein einziger Brief ihn untreu machen könte? Dieser Brief machte einen solchen Eindruk bei mir, daß ich es nicht lassen konte, einige Thränen zu vergießen, da ich betrachtete, daß Clorinde sehr unglüklich sey, wenn Euer Brief die wahren Gesinnungen Eures Herzens ausdrükkete. Es gereuete mich, an Euch geschrieben zu haben. Ich wuste nicht, ob ich Clorinden davon sagen solte; ich fürchtete, daß

ich ihr Verdrus machen, und Euch veruneinigen möchte, wenn ich ihr die Antwort zeigete. Ich hatte deshalb die Vorsicht, ehe ich mit ihr davon redete, daß sie mir eine Bitte bewilligen wolte. Diese Gunst, die ich von ihr verlangete, war Eure Vergebung, im Fal, daß Ihr strafbar wäret. Zum Glük hat mir Clorinde gesagt, daß Euer Brief nicht strafbar sey, und daß Ihr derselben allezeit treu geblieben wäret. Ich wurde durch diese Neuigkeit desto erfreuter, da ich in Verzweiflung gewesen wäre, wenn Clorinde auf Euch zornig geworden wäre. So überredete die boshafte Roselie Clorinden volkommen, daß sie ihr sehr ergeben, und so wol ihres Zutrauens, als ihrer Hochachtung würdig wäre. Der Ritter lies sich auch dadurch betriegen. Die boshafte Vertraute wuste sich so gut zu verstellen, sie verbarg die Bewegungen ihrer Seele mit so vieler Geschiklichkeit, daß unsere Liebhaber nicht den geringsten Argwohn von ihrer Untreue hatten. Clorinde wiederholete im Gegentheil dieser falschen Freundin die Versicherungen einer aufrichtigen Freundschaft, und versprach ihr eine ewige und unverlezliche Ergebenheit. Der Ritter konte es nicht lassen, auf seinen gehabten Has Gesinnungen der Hochachtung und Erkäntlichkeit folgen zu lassen. Roselie war indes nicht wenig vergnügt, die häslichen Begriffe, die man sich von ihr gemacht hatte, so glüklich vertilget zu haben. Sie hatte wirklich Ursach, über ihre gespielte Rolle vergnügt zu seyn; an stat daß ihr Betrug ihr hätte schädlich seyn sollen, so hatte er nur dazu gedienet, ihr die Gunst unserer Liebhaber zu erwerben. So betrieglich ist der Schein, und so vermögend ist oft ein falsches Aeußeres, uns zu hintergehen. Es war aber noch nicht genug, daß

die

die boshafte Vertraute das Geheimnis gefunden hatte, ihren Betrug zu verbergen, und ihre Unverschämtheit zu verhüllen. Sie war auch entschlossen sich zu rächen, und sie war so mit ihrem Zorn beschäftiget, daß sie unaufhörlich auf Mittel dachte, ihn zu befriedigen. Wenn sie auf den Ritter zornig war, so war sie es auf Clorinden nicht weniger. Der Ritter hatte ihr Anerbieten verachtet, ihr Geheimnis verrathen, und sie hintergehen wollen. Clorinde war ihre Nebenbuhlerin, und eine siegende Nebenbuhlerin. Diese Bewegungsgründe waren stark genug, um Roselien zur Rache zu reizen. Sie nahm deshalb alle Maasregeln, die ihr nöthig schienen, um in ihrem Unternehmen glüklich zu seyn. Ihre Bemühungen vermehrten sich bei Clorinden, ihr Eifer wurde stärker, und ihre Liebkosungen lebhaftiger und häufiger. Eben die Vorsicht gebrauchte sie bei dem Ritter; sie hatte alle Achtung für ihn. Kurz, sie versäumte nichts um allen Argwohn zu vertreiben, den man von ihr fassen konte. Alles schien sich zum Glük unserer Liebhaber zu vereinigen, und sie genossen eine liebenswürdige Ruhe. Die Hofnung, welche sie hatten, alle Schwierigkeiten zu überwinden, vermehrte ihr Vergnügen noch. Kurz, dies Vergnügen war beneidenswürdig, wenn nicht die Bosheit der betriegerischen Roselie ihre Ruhe gestöhret hätte. Weil diese Ungetreue bei ihrer Tante in gutem Ansehen stand, und sie leicht von allem überreden konte, was sie wolte: so glaubte sie, daß es nicht schwer seyn würde, sie mit Clorinden zu veruneinigen. Die Betriegerin irrete sich in ihrer Muthmaßung nicht. Sie gieng in das Zimmer der Witwe, und da sie gesagt hatte, daß sie ihr ein Geheimnis von Wichtigkeit anzuvertrauen hät-

hätte: so erzehlete sie ihr, daß vor einigen Tagen einer von ihren Bedienten in den Garten gegangen wäre, und Clorinden am Ende einer Allee von einem jungen Menschen begleitet gesehen hätte. Sie fügte hinzu, daß die Neugier die Aufmerksamkeit des Bedienten erreget hätte, daß er der Schönen nachgefolget sey, und sie in eine Laube hätte gehen sehen, wo Clorinde sich alle Nacht befände, nachdem sie vorher die Vorsicht gehabt hätte, ihren Liebhaber hinein zu führen. Sie fügte noch hinzu, daß man Ursache zu glauben hätte, daß die verliebte Clorinde ihren Liebhaber hätte kommen lassen, um sich von ihm entführen zu lassen, und daß man, ohnerachtet der weisen Vorsichten der Grävin Etang, doch noch sehen würde, daß sich Clorinde nach ihrem Kopfe vermälete, und zwar mit einem Menschen, der weder Güter noch Hofnungen hätte. Bei diesen Worten wurde die Frau des Schlosses entsezlich zornig, sie lies den Bedienten kommen, den Roselie ihr genant hatte; sie erkundigte sich, ob es wahr sey, daß er Clorinden des Nachts mit einer Mansperson hätte gehen sehen; und frug ihn, an welchem Ort sie sich unterhalten hätten. Der Bediente, welcher von Roselien eingenommen, und von ihr wohl unterrichtet war, was er sagen müste, bestätigte alles, was die Vertraute vorgebracht hatte. Die Witwe zweifelte nicht mehr, daß die Sache nicht so sey, wie man sie ihr erzehlete. Sie betrachtete Clorinden als eine Verwegene, und konte es ihr nicht vergeben, daß sie es gewagt hätte, des Nachts einen Unbekanten hereinzuführen, ohne ihr Nachricht davon zu geben. Dies Verfahren schien ihr so außerordentlich, daß sie glaubte,

sie

sie dürfte es nicht aufschieben, ihr deshalb Verweise zu geben. Sie befahl, daß man ihre junge Verwandte holen solte: aber Roselie, die ihre Rache nicht so klein einschränken wolte, nahm alsobald das Wort. Sie stellete vor, daß Clorinde von ihrem Liebhaber so eingenommen wäre, daß alles, was man ihr sagte, keinen Eindruk bei ihr machen würde. Sie fügte hinzu, daß es besser wäre, seine Klagen bei der Regierung anzubringen, und den Liebhaber als einen Räuber anzugeben, oder als einen Menschen, der des Nachts mit einem übeln Versaz in das Schlos käme. Die Tante billigte den Rath ihrer Nichte, und er war desto mehr nach ihrem Geschmak, da die gute Witwe den Proces sehr liebte. Vielleicht hatte das Land, in dem sie war, nicht wenig zu dieser Neigung beigetragen. Man weis wenigstens, daß das Procesführen in der Normandie ein Ansehen giebt, und die ordentliche Beschäftigung der Einwohner dieser Provinz ausmacht. Das mag seyn, wie es wil, die Witwe machte sich ein Vergnügen daraus, einen Proces zu haben, und sie suchte einen Befehl zur Gefangennehmung des Ritters auszuwirken. Es sey nun, daß sie froh war, sich die Grävin von Etang verbindlich zu machen, oder daß sie einen Ruhm darin suchte, die Entwürfe eines so ungestümen und eigensinnigen Liebhabers zu zerbrechen. Roselie, die erfreuet war, daß ihre Tante sich so leicht nach ihren Absichten bequemete, hatte noch die Vorsicht, ihr zu sagen, daß man diese Sache sehr geschwind und heimlich treiben müste. Die Tante billigte auch diesen Rath ihrer Nichte, und als ein Zeichen ihres Zutrauens trug sie ihr die Mühe auf, diese ganze

Sache zu führen. Roselie war gar zu eifrig, ihre Rache zu befriedigen, als daß sie diese Verrichtung ausschlagen solte; man hat so gar Ursache zu glauben, daß sie dieselbe mit Vergnügen auf sich nahm und ihre ganze Aufmerksamkeit darauf wandte. So viel ist gewis, daß die Klage und der Beweis mit einem besondern Fleis geführet wurden. Man fand Zeugen, die alles aussagten, was nöthig war, um einen günstigen Schlus zu erhalten. Kurz, die Sache wurde so geschikt geführet, daß ein Befehl zur Gefangennehmung des Ritters gegeben wurde, ehe er die geringste Nachricht davon hatte. Die Regierung hatte Befehl gegeben, die folgende Nacht an dem Orte zu lauren, wo er vorbei zu gehen pflegte, wenn er zu seiner Schönen gieng. Und weil Roselie nicht zweifelte, daß Clorindens Liebhaber bei dieser Gelegenheit seine ganze Stärke und allen seinen Muth anwenden würde: so hatte sie die Vorsicht gehabt, eine starke Manschaft bereit zu halten, um seinen Widerstand unnüz zu machen. Ohnerachtet aller dieser Maasregeln hatte Roselie den Verdrus, ihren Entwurf mislingen zu sehen. Es gereuete dem Bedienten, der ihr Vertrauter war, daß er die Gefälligkeit so weit getrieben, und den Ritter bei der Frau des Schlosses verklaget hatte. Er hatte noch nicht vergessen, daß er auf der Reise sein Führer gewesen war, und er erinnerte sich des wichtigen Geschenks noch, welches er deshalb von ihm empfangen hatte. Weil er merkete, daß Roseliens Betriegereien die Folgen eines Hasses gegen unsere Liebhaber wären, so entschlos er sich, ihnen Nachricht zu geben, damit sie sich in Acht nehmen, und dem Unglük zuvor kommen

men fönten, mit dem sie bedrohet wurden. Zum größesten Glük kam des Bedienten Nachricht noch zu rechter Zeit, diesen Tag solte sich die Wache an dem Wege des Ritters finden, die Befehl hatte, ihn gefangen zu nehmen. Unsere Liebhaber sahen wohl, daß sie sich trennen, und die Strenge ihres Schiksals durch die angenehme Hofnung, sich wiederzusehen, versüßen musten. Die Gefahr war so dringend, daß sie nicht Zeit hatten, sich über die Untreue der boshaften Roselie zu unterhalten. Die verliebte Clorinde wandte ihre Worte nur dazu an, daß sie ihren Liebhaber beredete, sich auf das eiligste in Sicherheit zu begeben. Der Ritter sahe wohl, daß kein ander Mittel da war, er reisete ab. Ehe er aber von seiner Schönen Abschied nahm, umarmete er sie mit tausend Seufzern, und sagte ihr, daß er seinen Weg auf Dijon nehmen würde, wo er Verwandte hätte, und daß er bei ihnen Nachricht von ihr erwartete. So bald Clorinde ihren Liebhaber außer Gefahr sahe, so dachte sie auch selbst daran, einen Ort zu verlassen, der ihr nicht anders als schädlich seyn konte. Die Hofnung gab der jungen Schönen Muth, sie glaubte wirklich, daß sie wohl hingehen könte, um sich zu dem Ritter zu verfügen. In dieser Absicht gewan sie den Bedienten, dem sie ihr und ihres Liebhabers Wohl zu danken hatte: sie sagte ihm, daß es nur bei ihm stünde, sie zu begleiten, so wolte sie unverzüglich abreisen. Der Bediente war erfreuet, in Clorindens Dienste zu kommen, und sagte ihr, daß er ihr allenthalben folgen würde, wohin sie wolte. Clorinde verlor keine Zeit, sie verlies das Schlos, und gieng nach Rouen, welches nur zwo kleine

Stunden davon war. Bei ihrer Ankunft verkaufte sie einige Diamanten, und nahm darauf den Weg nach Dijon, wo sie glüklich anlangete. Der Ritter, welcher nicht glaubte, daß seine Schöne den Entschlus gefasset hätte, ihm zu folgen, wurde auf eine angenehme Weise überraschet. Als Clorindens Bediente kam, ihm ihre Ankunft zu melden, so begab er sich alsobald zu ihr. Er bewunderte ihren Muth so wol, als ihre Liebe. Die zärtlichen Seufzer dieses Liebhabers, seine Bemühungen und sein Eifer gaben genug zu erkennen, wie gros seine Erkäntlichkeit sey. Da der Verwandte, bei dem der Ritter sich aufhielte, von der Ankunft der Schönen Nachricht erhielte, so machte er sich ein Vergnügen daraus, ihr seine Dienste anzubieten; er lies sie in seine Kutsche steigen, und führete sie in ein Haus, wo er ihr alle Ehre erzeigete, die ihrem Verdienst, ihrer Schönheit und ihrer Geburt zukam. Während des Aufenthalts unserer Liebhaber zu Dijon wandten ihre Freunde ihr ganzes Ansehen an, um den Zorn der Grävin zu dämpfen, die dem Ritter drohete, ihm den ihr angethanen Schimpf gereuen zu lassen. Aber nichts war vermögend, das Gemüth der Grävin zu besänftigen: sie wolte durchaus, daß Clorinde eine Person heirathen solte, die wichtige Güter hätte. Indes starb der Bruder des Ritters, und hinterlies ihm alle seine Güter. Diese Nachricht linderte die Strenge von Clorindens Mutter sehr; sie willigte endlich in die Heirath mit dem Ritter. So kamen unsere Liebhaber nach so vielem Verdrus endlich zum Zwek, alle Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihrem Glük widersezten. Ihre Standhaftigkeit und ihre

Entschließung verschaffete ihnen das glükliche und ruhige Schikſal, welches ſie ſeit ſo langer Zeit gehoffet hatten. Dieſe Begebenheit, fuhr Eleantes fort, giebt uns genug zu erkennen, daß die Standhaftigkeit, die Begierde, die Entſchließung und die Kühnheit die gewöhnlichen Begleiter der Hofnung ſind. Wie ſtandhaft war nicht die ſchöne Clorinde in allen Widerwärtigkeiten, die ihr begegneten? Mit wie vieler Entſchließung führete ſie ihr Unternehmen aus? Der Zwang, die Drohungen, die ſtrengen Befehle, nichts war vermögend ſie zu rühren. Sie hoffete, ohnerachtet der Schwierigkeiten und Hinderniſſen, die man ihr entgegen ſezte. Ihre Hofnung ſchien neue Kräfte zu empfangen, als man ihr das nehmen wolte, was ſie liebte; damals wurde ſie, ohnerachtet der Schwäche ihres Geſchlechts, kühn und unternehmend. Ihr Liebhaber flohe, und er muſte an einem entfernten Orte eine Freiſtadt ſuchen. Clorinde faſſete alſobald den Entſchlus, ihm zu folgen, und die Länge der Reiſe war nicht vermögend, ihr Unternehmen aufzuhalten. Die Hofnung des Ritters war nicht weniger unternehmend. Wie beſtändig war nicht dieſer eifrige Liebhaber, wie lebhaft war nicht ſeine Hofnung? Er wuſte, daß kein Gut Clorinden gleich war; er wuſte, daß die Mutter ſeiner Schönen ſich ſeiner Heirath widerſezte. Dennoch blieben ſeine Begierden gar zu hizzig, als daß er ſie hätte aufhalten können. Er betrachtete Clorinden, als eine Belohnung, die ſeiner Liebe und ſeiner Zärtlichkeit zukäme, und endlich ſahe er den glüklichen Augenblik erſcheinen, der ſeine Hofnung erfüllete.

Wenn wir aber, unterbrach der Ritter, den Cha-

racter der Hofnung untersuchen, so werden wir sehen, daß keine Leidenschaft so verschiedene Bewegungen hervorbringe. Die Hofnung, die alle Tugenden, so zu sagen, unterstüzt und ernähret, und die man mit Recht die schönste unter allen Leidenschaften nennen kan, verlieret oft ihre Unschuld und wird strafbar. So bald sie nicht durch die Vernunft eingerichtet ist, so dienet sie dem Laster zur Stüzze und Nahrung, es wird kein böser Vorsaz gefasset, dessen Ursprung sie nicht alsdenn ist, und sie kan so wol in der Wahrheit als in der Fabel als eines von den grösesten Uebeln betrachtet werden, die dem Menschen zugesandt sind. Wenn wir ein wenig nachdenken wollen, so werden wir wahrnehmen, daß die Hofnung die Menschen eitel, leichtgläubig, verwegen, und oft gar träge und unweise macht. Man bemerket, daß alle diejenigen, die viel Freunde, Ehrenstellen und Reichthümer haben, die bei den Gütern des Leibes, des Verstandes und Glüks mächtig zu seyn glauben, leicht hoffen; und weil sie Kräfte genug zu haben glauben, um sich allen Hindernissen zu widersezzen, und alle Schwierigkeiten leicht zu überwinden, die sich darstellen können, so werden sie leicht eitel. Als Darius hörete, daß Alexander in Asien gekommen sey, so wurde er durch die Nachricht wenig gerühret; er war von seiner Gewalt und Stärke so eingenommen, daß er das Unternehmen des Alexanders als eine Thorheit betrachtete. Er schrieb an die Befehlshaber in seinen Provinzen: Streichet dieses Kind des Philips mit Ruthen, und erinnert es seines Alters und Standes; ziehet diesen jungen Thoren einen Purpurrok an, und führet ihn eilig zu mir; senket seine Schiffe mit den

Schiff-

Schifsleuten in den Grund, und führet seine Soldaten bis an das Ende des rothen Meers. Die Eitelkeit des Darius, fuhr der Ritter fort, kam nur aus der Hofnung, den Alexander zu überwinden.

Es kam indes ganz anders, sagte Cleantes, Alexander schlug mit einem kleinen Heer eine unzählige Menge Perser, und machte sich zum Herrn von allen Ländern des Darius.

Es ist nicht zu bewundern, sagte der Ritter, daß ein schwacher Feind über einen stolzen sieget. Die Eitelkeit, die aus der Hofnung entspringet, giebt Gelegenheit zum Unverstande und zur Trägheit. Wie viel Feldherren hat man nicht gesehen, welche die nöthigen Vorsichten versäumet haben, um sich den Entwürfen des Feindes zu widersezzen, weil sie gar zu sehr von ihrer Stärke eingenommen waren. Diese Nachlässigkeit und diese geringe Beobachtung der Kriegeszucht ist es, welche gemacht hat, daß oft große Heere durch eine kleine Anzahl Soldaten, die kriegerisch und wohl eingerichtet waren, in Unordnung gebracht sind.

Das, was ich bei der Hofnung am seltsamsten finde, sagte Cleantes, ist, daß sie ganz entgegen gesezte Bewegungen hervorbringet. Ist es nicht seltsam, daß eine Leidenschaft, welche die Nachlässigkeit wirket, die Begierde erregen, und den Muth anfrischen kan?

Man kan nicht zweifeln, antwortete der Ritter, daß die Hofnung nicht alle die verschiedenen Bewegungen hervorbringe, von denen wir geredet haben. Wenn wir aber die Art betrachten, mit welcher sie hervorgebracht sind, so werden wir finden, daß die Hofnung nicht die nächste Ursache davon sey. Wenn

diese Leidenschaft die Trägheit und Nachlässigkeit hervorbringt, so geschiehet es nur, wenn sie die Eitelkeit hervorgebracht hat, und diese Eitelkeit wird alsdenn die Quelle der Trägheit und Nachlässigkeit. Denn es geschiehet oft, daß diejenigen, die sich auf ihre Stärke und Geschiklichkeit verlassen, träge und nachläßig werden. Dies ist so gar auch wahr, wenn man sagt, daß die Hofnung muthig mache. Die Hofnung ist die Ursach davon, aber sie ist nicht die nächste Ursach: denn sie hat angefangen die Begierde zu erregen, und diese Begierde zeuget nachher den Muth. Wenn die Seele, wie wir schon bemerket haben, etwas wünschet, und wenn sie es eifrig wünschet, so geschiehet es fast immer, daß sie alle ihre Bemühungen anwendet, um es zu erhalten.

Ich glaube aber, unterbrach Cleantes, daß es auch gut sey zu bemerken, daß unter allen Leidenschaften keine leichtgläubiger sey, als die Hofnung: und es ist sonderbar, daß sie so wol dem Bösen als dem Guten Gehör giebt. So ist es nicht mit andern Leidenschaften. Z. B. Die Freude, die Liebe, die Begierde, lassen sich nur zu angenehmen Dingen bereden. Die widrigen können keinen Eindruk bei ihnen machen, ohne sie zu zerstören. Die Betrübnis, die Furcht und die Verzweifelung hingegen hören nur dem Uebel zu; das Gute findet bei ihnen keinen Zugang und Gehör: aber die Hofnung höret so wol das Gute, als das Böse. Denn da sie gleichsam das Mittel zwischen ihnen ist, so wendet sie sich bald zu dem einen, bald zu dem andern. Und sie hat kaum dasjenige geglaubet, was ihrem Vorhaben glüklich

ist: so höret sie schon dasjenige, was ihr dasselbe unmöglich macht.

Man mus aber doch bekennen, erwiederte der Ritter, daß man immer einen großen Zug hat, sich von dem zu bereden, was man hoffet.

Unsere Hofnungen, sagte Cleantes, werden durch die Furcht beunruhiget, aber das hindert nicht, daß wir uns nicht einbilden solten, daß der Gegenstand derselben Hofnung leicht zu erhalten sey. Diese Leichtgläubigkeit gehet bisweilen so weit, daß wir die Gefahren für nichts achten, welche die erwünschte Sache begleiten. Unsere Kräfte scheinen hinreichend, um die Hinderniße zu übersteigen, und die Schwierigkeiten zu überwinden, die uns aufhalten können. Diese Art der Leichtgläubigkeit ist es, welche die Menschen verwegen macht. Man glaubt, daß man im Stande wäre, in den schwereßten Unternehmungen glüklich zu seyn. Man verläßet sich auf seinen Verstand und seine Erfahrung, und läßet sich zuversichtlich in lächerliche und zuweilen thörichte Entwürfe ein, und man hat deshalb oft Ursach, seine Leichtsinnigkeit und gar zu großes Zutrauen zu bereuen. So viel ist gewis, fügte Cleantes hinzu, daß die Hofnung so überredend ist, und sich so leicht in die Seele einschleicht, daß man sein ganzes Nachdenken nöthig hat, um sich nicht durch ihre Versprechungen hintergehen zu lassen: besonders wenn uns der Gegenstand der Hofnung vortheilhaft scheinet, so lassen es unsere Begierden nicht, lebhaft und eifrig zu seyn. Dieser Eifer ist uns eben schädlich; er raubt uns, so zu sagen, die Vernunft und die Klugheit. Man würde an dieser Wahrheit zweifeln, wenn uns die Erfahrung nicht gelehret hätte,

daß sich täglich Leute finden, die durch ihre Leichtgläubigkeit betrogen werden. Ich weis nicht, fuhr Cleantes fort, ob Ihr von der Baronne D * * * habt reden hören. Ich wil Euch einen Umstand ihres Lebens erzehlen, der uns beweisen kan, daß uns die Hofnung auf thörichte Dinge trauen lässet. Die Baronne sahe sich nach dem Tode ihres Mannes in einem recht erwünscheten Stande; ich sage, recht erwünschet: denn außer den wichtigen Gütern, die sie erbte, hatte die gute Frau auch noch das Vergnügen, sich von einem alten Manne befreiet zu sehen, der sie beständig auf seinen Gütern hielte, vielleicht so wol aus Eifersucht, als Sparsamkeit. Das mag seyn, wie es wil, so bald die Baronne sahe, daß sie ihr eigener Herr war, so dachte sie nur darauf, sich wegen der schlechten Zeit schadlos zu halten, die sie bei ihrem Manne hatte zubringen müssen. Sie legte sich einen Staat zu, und begab sich vom Lande nach Paris, wo sie nahe bei einer Kirche eine Wohnung nahm. Als sie aus Wohlstand einige Monate getrauret hatte, so lies sie sich als eine reiche Witwe angeben, die sich wieder verheirathen wolte. Die Kuplerinnen fiengen ihr Werk alsobald an, und es gieng selten ein Tag hin, daß man ihr nicht jemand vorschlug. Unter denjenigen, die sich ihren Gütern anboten, war auch Dom Pedro Eskovedo, welcher vorgab, daß er aus einem der berühmtesten Häuser in Spanien sey, und daß er den Stein der Weisen gefunden habe. Es war ein Glük für Dom Eskovedo, daß er die Baronne eben in der Zeit kennen lernte, als sie mit dem Graven Marinelli, der keine andere Eigenschaften besas, als daß

er ein Spieler war, und dessen Einkünfte das Geld der Betrogenen waren, sehr unglüklich gespielet hatte. Sie hatte seit einem Monate mehr als vierzig tausend Thaler verloren. Als nun die Baronne zu einem Notarius gieng, der Geld unterzubringen hatte, um ihm ein Verzeichnis von Gütern zur Hypothek anzubieten, so fügte es das Schiksal, daß sie den Dom Eskovedo da antraf, der auch Geld auf seine Ofen zu leihen suchte. Weil ihn die Baronne über die unermeslichen Reichthümer, die seine Kunst ihm verschaffen könte, über die Härtung seines Merkurs, über sein Goldpulver reden hörete: so sahe sie diese Gelegenheit als günstig an, um den Verlust der Louis zu ersezzen, die ihr der Grav Marinelli abgewonnen hatte. Durch diese Hofnung geschmeichelt, redete er mit dem Chimisten auf eine Art, durch die er begrif, daß seine Beredsamkeit Wirkung gethan hatte. Dom Eskovedo nuzzete die Beschaffenheit, in der er seine Einfältige sahe. Er erhob die Tugend seiner Ofen so stark, daß die Baronne sich erbot, ihm das benöthigte vorzustrekken, wenn sie nur einige Hofnung sähe. Da die Bedingungen von beiden Seiten angenommen waren: so erwählete man den folgenden Tag, um eine Sache von dieser Wichtigkeit besser abzuhandeln. Die Baronne gieng nicht allein von dem Begrif, ihren ansehnlichen Verlust zu ersezzen, erfüllet nach Hause, sondern sie glaubte auch, daß sie sich in den Stand sezzen würde, solche Spieler, als den Graven Marinelli, nicht mehr befürchten zu dürfen, wenn sie den Dom Eskovedo unaufhörlich mit ihrem Glük verbände. In dieser Entschließung brachte sie einen Theil des Morgens an dem Nachttische zu, und ent-

lehnete von der Kunst und von der Pracht der Kleider alles das, was dazu beitragen konte, sie liebenswürdig zu machen. Der Chimist ermangelte nicht, sich zur Baronne zu begeben. Er hatte die Vorsicht gehabt, sich von den Sachen der Einfältigen unterrichten zu lassen. Man hatte ihm berichtet, daß sie ein schönes Landgut habe, daß sie zwar seit einem Monate viel verloren hätte, daß sie aber durch liegende Gründe, die ihr noch übrig wären, bald im Stande wäre, wieder Geld zu bekommen. Diese Neuigkeit erwekkete dem Dom Eskovedo ein unendliches Vergnügen. Seine Sachen konten nicht besser gehen, denn die Baronne war so stark für den Stein der Weisen eingenommen, ihre Hofnungen schienen ihr so gewis, daß es leicht war, sie von alle dem zu überreden, was er wünschete. Er machte ihr sein Geheimnis so merklich, daß sie es nicht lassen konte, ihm die wahre Absicht zu entdekken, die sie für ihn hatte. Der Chimist, welcher erfreuet war, seine Einfältige im Garn zu sehen, machte sich wenig aus dem Erbieten, welches sie ihm in Ansehung der Heirath that, es war ihm nur um den Beutel der Baronne zu thun. Um die Witwe indes desto besser zu betriegen, so spielete er die Rolle eines Liebhabers vortreflich, doch auf die Art, daß er ihr vor allen Dingen die Wirkung seiner Kunst wolte sehen lassen. Die Baronne bewunderte die Gerechtigkeit des Chimisten, und sie konte es nicht lassen, noch vortheilhaftere Gesinnungen für ihn zu fassen. Man wolte den folgenden Tag die Erfahrung machen. Die Baronne war froh, die Sache zu Stande zu bringen, und der Chimist, welcher nicht weniger ungeduldig war, war

er-

erfreuet, daß man ihm keinen längern Aufschub gab. Er gieng sehr vergnügt weg, weil er seine Sachen in so gutem Stande sahe, und schon auf die Goldstükken der Baronne Staat machte, die an ihrer Seite schon gewis glaubte, mehr Gold und Silber zu ihrer Bestimmung zu haben, als in den Bergwerken zu Potori wäre. Sie brachte einen großen Theil der Nacht zu, die Anwendung der unermeslichen Reichthümer, die sie besizzen solte, einzurichten. Dom Eskovedo, welcher den Tag mit Ungeduld erwartete, und schon den vorigen Tag seine Ofen zubereitet hatte, begab sich gutzeitig zur Baronne. Der Chimist versuchte es nicht zum ersten male; und weil er überdies alles, was zu seiner List erfordert wurde, mit vieler Sorgfalt zubereitet hatte, so führete er es treflich aus. Die Baronne glaubte wirklich, daß sie ihn hätte Gold machen sehen. Eskovedo, der die Bewunderung nuzzete, in welcher sie war, lies das Gespräch auf das Glük fallen, welches auf ihre Vereinigung folgen würde, da der eine die nöthigen Mittel, und der andere die Geschiklichkeit hätte, sie zu vermehren. Die Baronne versprach ihm auf den folgenden Tag Geld, und sie hielte auch ihr Wort. So bald der Chimist weggegangen war, gieng sie zu einem Notarius, und um desto ehe Geld zu haben, so verkaufte sie das Landgut, welches sie zu Brie hatte, an einen Wucherer, der es viel wohlfeiler kaufte, als es werth war. Sie gab denselben Tag sieben tausend Thaler an den Goldmacher. Dom Eskovedo gab ihr eine Quitung, die er so gar mit einem Versprechen der Heirath begleitete. Die Baronne erwartet noch jezt Nachricht von ihrem Golde.

Diese Begebenheit, fuhr Cleantes fort, giebt genug zu erkennen, daß sich die Hofnung leicht mit der Leichtgläubigkeit verbindet, und zwar mit einer thörichten und lächerlichen Leichtgläubigkeit, die uns allezeit schmeichelt. Und weil diese verführerische Leidenschaft so viel Reizungen hat, und weil ihre Versprechungen, so lächerlich sie auch seyn mögen, uns dennoch überraschen, so darf man ihrem Rath niemals folgen, wenn man nicht zugleich die Vernunft um Rath gefraget hat. Ohne diesen treuen Führer ist man allezeit der Verwirrung ausgesezt.

Siebendes Gespräch.

Cleantes! der Gegenstand, den ich für unser heutiges Gespräch gewählet habe, wird nicht weniger nüzlich seyn, als die Betrachtungen, die ich Euch in unsern gehabten Gesprächen mitgetheilet habe. Ich wil mit Euch von einer Leidenschaft reden, die man als eine Quelle alles des Guten und des Bösen ansehen kan, was den Menschen begegnen kan.

Das wird ohne Zweifel die Liebe seyn, sagte darauf Cleantes, denn wenn man betrachtet, daß unter allen Gegenständen, welche die Seele rühren können,

keiner ist, der nicht diese Leidenschaft erregen kan: so wird man leicht wahrnehmen können, daß alle wahre und falsche Güter ihr die Geburt geben können.

Das ist wahr, erwiederte der Ritter, der Liebe sind wir die Wissenschaften, die schönen Künste, und alle Vortheile, die wir besizzen, schuldig. Die bürgerliche Gesellschaft hat keine andere Stüzze, als die Liebe. Sie ist es, die in uns die Begierde nach schönen Dingen erregt, und uns ihren Genus verschaffet: aber durch ein Unglük wird diese schöne Leidenschaft oft zu einem bösen Endzwek gemisbrauchet. Sie selbst entführet uns die Güter, die sie uns verschaffet hatte, sie entehret sich und macht sich strafbar. Nachdem sie unsere Seele erhoben, und uns einen Geschmak von der Tugend und alle dem Guten, welches unser Glük befördern kan, beigebracht hat: so erniedriget sie sich so weit, daß sie uns Gegenstände anbietet, unsere Bemühung und Nachforschung unwürdig machet, und daß sie, so zu sagen, das göttliche Feuer wieder auslöschet, welches sie in unserer Brust angezündet hatte, so daß man mit Wahrheit sagen kan, daß sie die Quelle, nicht allein alles Guten, sondern auch aller unserer Uebel ist. Und wenn man alle Leidenschaften in der Nähe betrachten wolte, so würde man leicht sehen, daß sie alle ihren Ursprung aus der Liebe haben.

Das glaube ich auch, antwortete Cleantes, denn der Geiz ist nichts anders, als eine Liebe nach Reichthümern, und nur die Liebe des Ruhms und der Ehre machet die Leute stolz.

Man mus überhaupt sagen, antwortete der Ritter, daß alle Leidenschaften aus der Liebe hergeleitet wer-

werden. Der Has hat keinen andern Grund, als die Eigenliebe, auf den Has folget die Begierde zur Rache. Kurz, der Zorn, der Eifer, der Betrug, die Untreue sind gewöhnliche Folgen dieser unglüklichen Eigenschaft; so daß alle unordentliche Bewegungen, alle Ausschweifungen, alle Laster, so zu sagen, aus der Eigenliebe herfließen. Wir dürfen nur einige Betrachtungen anstellen, um uns von dieser Wahrheit zu überzeugen.

Die Natur, diese zärtliche Mutter, nicht zufrieden, dem Menschen viele vortrefliche Vortheile verschaffet zu haben; nicht zufrieden, ihn mit allen Nothwendigen versehen zu haben: gab ihm auch noch die Eigenliebe, damit er aufmerksamer auf seine Erhaltung seyn möchte. Aber durch einen strafbaren Misbrauch ist diese Leidenschaft, die ihm vortheilhaft seyn solte, die Quelle seiner Uebel geworden. Es ist wirklich die Eigenliebe, die uns verblendet, und uns unsere Fehler als Tugenden betrachten lässet. Dieses strafbare Vorurtheil verdirbt unsere Seele dergestalt, daß wir uns einbilden, eine von andern Menschen ganz verschiedene Natur zu haben; wir leiden mit Verdrus, daß man unsere Meinungen bestreite. Wenn diejenigen, die uns besuchen, uns widersprechen wollen, wenn sie mehr Feuer, mehr Lebhaftigkeit haben, als wir, so besser und leichter reden, so ist nichts mehr nöthig, um sie verhasset zu machen. Die Eigenliebe ist eine so empfindliche Leidenschaft, daß die geringste Sache sie in Unruhe sezzet, und zu lächerlichem Argwohn bewegt. Ein Wort, ein Blik, eine Gebärde ist vermögend, die Menschen zu überreden, daß man sie verachte und

stolz

stolz mit ihnen umgeht. Von diesen schändlichen Begriffen eingenommen, fallen sie in eine entsezliche Verwirrung, und durch eine Ungerechtigkeit, die eben so außerordentlich als strafbar ist, bemächtiget sich eine heimliche Verachtung ihrer Herzen, wenn sie sehen, daß andere in ihren Unternehmungen glüklich sind. Dieser Misbrauch ist gar zu gewöhnlich, wenigstens lehret die Erfahrung, daß die Menschen nur mit vieler Ungeduld leiden, wenn man sich über sie erhebt; besonders wenn es die Geschiklichkeit und den Verstand betrift, können sie gar keine höhere leiden. Wenn sich deshalb Listige in jemandes Gunst sezzen wollen, so fangen sie dabei an, daß sie ihre Schwäche zeigen, das ist, sie untersuchen den Ort sorgfältig, in welchem der Mensch andere zu übertreffen glaubt. Sie verschwenden ihm bei dieser Gelegenheit Lobreden, und suchen sich ihnen in diesem Stük niemals gleich zu stellen.

Eure Anmerkung ist sehr gerecht, erwiederte Cleantes. Es gelung einem spanischen Herrn übel, da er dieser Staatsregel nicht gefolget war. Nachdem er lange Zeit mit Philip dem II. Schach gespielet, und ihm verschiedene Partieen abgewonnen hatte, so bemerkete er beim Aufhören, daß der König sehr verdrieslich war. So bald er deshalb zu Hause gekommen war, rief er seine Kinder, und sagte zu ihnen: **Meine Kinder, wir haben bei Hofe nichts mehr zu verlangen. Es wird daselbst niemals gut für uns seyn, denn der König ist beleidiget, weil er im Schach nicht hat gewinnen können** *). Dies Beispiel kan uns be-

wei-

*) Homme de Cour de Gracian. Max. VII. Not. 2.

weisen, fügte der Ritter hinzu, daß die Eigenliebe leicht beleidiget wird: man siehet deshalb niemals, daß ein geschikter Künstler, der sich bemühet, in seiner Kunst vortreflich zu seyn, von den übrigen seiner Profession geliebet sey.

Es ist auch die Eigenliebe, unterbrach Cleantes, welche diejenigen veruneiniget, welche durch die Bande des Geblüts auf die volkommenste Art vereiniget seyn solten.

Zweifelt daran nicht, erwiederte der Ritter. So bald der Vater ein Kind mehr liebet, als die übrigen, so ist das schon genug, um es zum Gegenstande des Hasses seiner Geschwister zu machen. So gewis ist es, daß die Eigenliebe eine eifersüchtige Leidenschaft ist, die leicht beleidiget und erzürnet wird; nichts entwischet ihr, sie beobachtet auch die geringste Handlung, die sie ihr nachtheilig zu seyn glaubet.

Vielleicht, sagte darauf Cleantes, haben die alten Dichter, welche die Gewohnheit hatten, sich der Fabeln zu bedienen, um die Geheimnisse ihrer Philosophie zu verbergen, uns in dem Urtheil des Paris lehren wollen, daß nichts dem Misvergnügen gleich sey, welches die Menschen empfinden, wenn ihre Eigenliebe beleidiget ist. Sie stellen uns die Juno in einem entsezlichen Zorn vor, als der Schäfer die Venus vorgezogen, indem er ihr den goldenen Apfel zuerkant hatte, welcher der schönsten von den drei Göttinnen gegeben werden solte. Juno wurde über dies Urtheil so zornig, daß sie Tag und Nacht auf die Befriedigung ihrer Rache dachte. Paris wurde nicht allein der Gegenstand des Hasses der Göttin. Die Trojaner, die Landsleute des Schäfers, wurden

mit

mit dem entsezlichsten Unglük bedrohet. Juno dachte nur auf Mittel, sie zu zerstören. Sie suchte besonders Gelegenheit, den Aeneas zu verderben, um sich an der Venus zu rächen, die seine Mutter war. Die Trojaner, welche bei der Verbrennung von Troja der Wuth der Griechen entkommen waren, waren nicht so bald auf dem Meere, als die Göttin in Verzweifelung war, sie außer Gefahr zu sehen. Ich mus mich doch schämen, sagte die Göttin, mein Unternehmen fahren zu lassen. Ich werde nicht Macht genug haben, den König der Trojaner zu verhindern, in Italien anzulanden. Das Schiksal erlaubt mir dieses nicht. Aber was, fügte sie hinzu, Pallas, die noch nicht zufrieden war, was sie den Ajax hatte leiden lassen, weil er ihren Tempel entweihet hatte, noch nicht zufrieden, ihn durch den Bliz zermalmet, und an den Felsen zerschmettert zu haben, hat noch die Griechische Flotte verbrennen und in den Grund bohren können? Und ich, die Königin der Götter, die Schwester und Frau des Jupiters, ich werde verbunden seyn, so lange Zeit mit einem einzigen Volke zu kriegen? Wer wird künftig bei der Juno Hülfe suchen? Wer wird gegen ihre Gottheit und bei ihren Altären ehrerbietig seyn? *).

-- -- Mene incepto desistere victam?
Nec posse Italia Teucrorum auertere Regem?
Quippe vetor fatis. Pallasne exurere classem
Argiuum, atque ipsos potuit submergere ponto:

Vni-

*) Virg. Aneid. l. 1. v. 41.

Vnius ob noxam, & furias Ajacis Oilei?
Ipsa Jouis rapidum jaculata e nubibus ignem
Disjecitque rates, euertitque æquora ventis,
Illum exspirantem transfixo pectore flammas
Turbine corripuit, scopuloque infixit acuto.
Ast ego, quæ Diuum incedo regina, Jouisque
Et soror, & conjux, vna cum gente tot annos
Bella gero: & quisquam numen Junonis adoret?
Præterea? Aut supplex aris imponat honorem?

Kurz, die unversöhnliche Göttin, die entschlossen war, die Trojaner zu verderben, besuchte den Aeolus. Sie bat ihn, die Winde aus den Höhlen zu lassen, in denen er sie verschlossen hielte, und um den König der Winde zu verbinden, ihr ihre Bitte zu bewilligen, und ein Ungewitter zu erregen, welches die Flotte der Trojaner zerstören möchte, so versprach sie ihm die schönste ihrer Nymphen zur Frau *).

Aeole (namque Tibi Diuum pater, atque hominum rex
Et mulcere dedit fluctus, & tollere ventos)
Gens inimica mihi, Tyrrhenum nauigat æquor
Ilium in Italiam portans, victosque penates.
Incute vim ventis, submersasque obrue puppes:
Aut age diuersas, & disjice corpora ponto.
Sunt mihi bis septem præstanti corpore Nymphæ;

Qua-

*) Virgil. Aneid. l. 1. v. 69.

Quarum, quæ forma pulcherrima, Deiopeiam
Connubio jungam stabili propriamque dicabo. - - -

Nach meiner Meinung, unterbrach Cleantes, that Juno, indem sie sich wegen der Verachtung ihrer Schönheit rächen wolte, nichts anders, als was auch jezt der größeste Theil unsers Frauenzimmers thun würde. Es giebt ihrer, wie ich glaube, sehr wenig, die es ohne eine heimliche Eifersucht sehen könten, daß ihre Reizungen durch die Züge einer andern Schönheit verlöschet würden: und ich stelle mir vor, daß derjenige, der es wagte, ihr Nachricht davon zu geben, nicht gut aufgenommen werden würde. Das schöne Geschlecht ist von allen Zeiten her eifersüchtig auf seine Reizungen gewesen. Und weil die Frauen sich nicht viel aus der Stärke des Leibes machen, und auf die Wissenschaften und schönen Künste nicht sehr neidisch sind: so darf man sich nicht wundern, daß sie alle ihre Bemühung nur auf die Erhaltung der Schönheit, und auf die Ersezzung des Schadens, den die Zeit daran gethan hat, einschränken. Ihre Eigenliebe ist in diesem Stükke außerordentlich empfindlich, und wenn man eine Frau bei dieser Gelegenheit beleidiget: so verzeihet sie nicht; zum wenigsten ist es nicht leicht, sie zu überzeugen. Weil aber die Schönheit, so zu sagen, das Erbtheil der Frauen ist, so darf man sich nicht wundern, wenn sie an dieser Seite etwas empfindlich sind. Wenn wir die Menschen nach den verschiedenen Ständen des Lebens betrachten: so werden wir sehen, daß es nach

ihren Beschäftigungen und nach dem Stande, den sie haben, gewisse Dinge giebt, die ihnen besonders eigen sind, und bei denen ihre Eigenliebe außerordentlich eifersüchtig ist. Ein Hofman bemühet sich, die Gunst seines Fürsten zu gewinnen. Um darin glüklich zu seyn, befleißiget er sich einer Treue, und eines unverlezlichen Eifers für alles das, was die Vortheile seines Herrn betrift. Ein Gelehrter ist bei seiner Gelehrsamkeit nicht weniger eifersüchtig, als der Soldat bei seiner Tapferkeit: und so hat jeder in seinem Stande etwas, welches ihm zukömt, und welches folglich seine Eigenliebe am meisten beschäftiget. Deshalb sind die Personen von einerlei Stande manchen Streitigkeiten unter sich ausgesezzet. Weil ein jeder von sich vortheilhaft denket, und sich über seinen Nächsten erheben wil: so geschiehet es fast immer, daß diese Eigenliebe der Saame der Zwietracht wird. Ihr habt ohne Zweifel sagen hören, daß die Mönche unter einander leben, ohne sich zu lieben. Das ist nicht zu bewundern. Da sie gemeiniglich so sehr für sich selbst eingenommen sind, und mehr Geschiklichkeit zu haben glauben, als andere Mitbrüder, so können sie sich nicht lieben. Daher kömt es, daß ein Mönch so leicht einen Has gegen seine Obern, und eine Verachtung gegen seines Gleichen fasset. So bald er jemand davon siehet, der ihm im Amte vorgezogen wird, so siehet er dies Verfahren alsobald als eine Ungerechtigkeit gegen sein Verdienst an. Es ist deshalb, fügte der Ritter hinzu, kein Stand in der Welt, in welchem die Eigenliebe nicht zu befürchten sey.

Es ist aber doch außerordentlich, erwiederte Cleantes,

antes, daß so strafbare Leidenschaften bis in Oerter dringen, welche eine unvorlezliche Freistadt der Mäßigkeit und Sitsamkeit seyn solten.

Gut, sagte darauf der Ritter, wenn man Euch sagte, daß in einem elenden Betlerkloster bisweilen eben so viel Tükke und Stolz herschen, als an dem Hofe eines großen Fürsten, so dürfet Ihr Euch nicht darüber wundern. Denn ein Mönch, der sich in den Kopf sezzet, zu den ersten Stellen seines Ordens zu gelangen, macht bisweilen eben so viel Bewegungen, und lässet so viel Triebfedern handeln, als der geschikteste und listigste Staatsman. Dies kan uns zeigen, daß Schäfer und Könige einerlei Leidenschaften unterworfen sind. Der Schäfer liebet und schmeichelt sich; er wünschet, er hasset: er ist so wol, als der mächtigste Monarch, ein Unterthan seines Zorns. Wenn ein König sich über andere Regenten erheben wil, so glaubt auch der Schäfer, daß er in seinem Dorfe höher sey, als ein anderer Schäfer.

Weil aber, sagte darauf Cleantes, die Leidenschaften mit allen Menschen ohne Unterscheid entstehen, so ist es auch natürlich, daß alle Menschen die Wirkung davon empfinden.

Man mus aber doch bekennen, unterbrach der Ritter, daß es Personen giebt, die sich zu mäßigen wissen, und die sich den unordentlichen Bewegungen ihrer Leidenschaften glüklich widersezzen: aber diesen Sieg hat man nur der Vernunft zu verdanken, und man mus sehr sein eigener Herr seyn, wenn man so ungestümen Bewegungen widerstehen wil. Da der Beredeteste unter den Römern zu Cäsar redete, so sagte er ihm, daß sein größester Ruhm darin bestün-

de, daß er über seinen Zorn gesieget, und sich selbst überwunden, indem er seinen Beleidigern verziehen hätte.

Alle Menschen, erwiederte der Ritter, handeln nicht so grosmüthig, als Cäsar. Es giebt wenig, die vergeben. Die Eigenliebe ist ein eigensinniger und rachgieriger Wütrich, er drükt die Beleidigungen so tief in unser Herz, daß wir sie fast nicht vergessen können. Wir fassen deshalb einen unversöhnlichen Has gegen unsere Beleidiger. Unter der Zahl derjenigen, die grosmüthig genug zu seyn scheinen, um zu vergeben, und die dem Schein nach ihre empfangene Beleidigungen vergessen haben, sind nicht so viel, die aus Grosmuth, als die aus andern Bewegungsgründen handeln. Als Sixtus der V. noch Cardinal war, so schien er so demüthig, so geduldig, daß man hätte glauben sollen, daß er auch des geringsten Zorns unfähig sey. Er war so mäßig und sanftmüthig, daß man es nicht lassen konte, ihn zu zu bewundern: aber dieser ruhige Zustand, dieses erzwungene Aeußere, war nur eine List. Dieser listige Staatsman hatte seine Absichten, er trachtete nach dem Pabstthum: und um seinen Stolz zu befriedigen, trug er große Sorge, alle Bewegungen zu unterdrükken, die sein zorniges und rachgieriges Gemüth hätten verrathen können. Als aber der geschikte Cardinal seinen Hut mit der päbstlichen Krone verwechselte: so veränderte sich auch bald sein Gemüth, und da entdekkete man die ganze Empfindlichkeit seiner Eigenliebe. In der Zeit, da man ihn zum Pabst wählete, wurde die Seule des Pasquin mit einem schmuzzigen Hemde bekleidet, und man schrieb zur Entschuldigung darüber, daß sie gezwun-

gen wäre, unrein Leinwand zu tragen, weil ihre Wäscherin Fürstin geworden wäre. Dies satyrische Stük betraf die Schwester des Pabstes, die vor der Erhöhung ihres Bruders verbunden war, dies elende Handwerk zu treiben. Diese Schmähschrift misfiel dem Pabst; er versprach demjenigen eine große Summe Geldes, welcher den Autor davon entdekken würde. Dieser Unglükliche, der sich auf die Grosmuth des heiligen Paters verlies, gieng hin, und zeigete sich selbst an. Der Pabst mangelte nicht, ihm die versprochene Summe auszahlen zu lassen: aber er verordnete auch zugleich, daß man ihm die Zunge und beide Hände abschneiden solte, um ihn außer Stand zu sezzen, künftig zu satyrisiren. Dieses Beispiel, fügte der Ritter hinzu, kan uns zum Beweise dienen, daß es wenig Personen giebt, die sich der Eigenliebe nicht ergeben. Sie rühret uns gar zu stark, als daß wir nicht empfindlich dabei seyn solten.

Aber, sagte darauf Cleantes, so viel Stärke auch diese Art der Liebe, von der wir geredet haben, auch auf unser Herz haben mag: so wolte ich doch wol glauben, daß diejenige, welche durch die Schönheit erzeuget ist, nicht wenig heftig und ungestüm sey.

Ich gestehe es, antwortete der Ritter, es wird Euch aber ohne Zweifel wunderlich vorkommen, wenn ich Euch sage, daß die Liebe zur Schönheit nichts anders, als die Eigenliebe sey. Wir lieben wirklich eine Person, die uns liebenswürdig scheinet, nur deswegen, weil wir uns selbst lieben. Wir glauben, daß der Besiz dieses Gegenstandes uns glüklich machen mus, und wir wenden deshalb alle Mühe an, um uns mit ihm zu vereinigen.

Ihr wollet so viel sagen, unterbrach Cleantes, daß nach Eurem System die Liebe zur Schönheit keinen andern Grund habe, als die Eigenliebe.

Das ist recht, erwiederte der Ritter, denn weil die Eigenliebe nur unser Glük zur Absicht hat, so ist es natürlich, daß sie uns bewegt, Gegenstände zu suchen, die uns ein Glük oder ein Vergnügen zu verschaffen scheinen.

Das mag seyn, wie es wil, unterbrach Cleantes, genug ich glaube, daß diese Art der Liebe eine sehr heftige und ungestüme Leidenschaft sey.

Die Liebe, antwortete der Ritter, hat nicht allein die Eigenschaften, die Ihr derselben zuschreibet, sondern ich finde auch noch etwas außerordentlichers an ihr. Sie schleichet sich so heimlich in unsere Seele, daß es fast unmöglich ist, ihr den Eingang zu verwehren; und wenn sie sich einmal des Herzens bemächtiget hat, so hat man sehr viel Mühe, sie daraus zu verjagen, sie mus siegen, und Weisheit und Vernunft werden ihre Sklaven. Man mus sich aber wundern, daß diese Liebe, die anfänglich nur ein Kind war, der Vater aller Leidenschaften wird, und zwar ein grausamer Vater, der nicht so bald eine hervorgebracht hat, als er sie schon wieder erstikt, um eine andere zu erzeugen. Tausend verschiedene Begierden lässet sie zu gleicher Zeit entstehen und sterben. Sie vereiniget die Hofnung und die Verzweifelung, die Furcht und die Kühnheit, die Freude und den Schmerz, und lässet sie beständig auf einander folgen. Kurz, fügte der Ritter hinzu, ob es gleich Leidenschaften giebt, die eben so heftig sind, als die Liebe, so ist doch nach meiner Meinung keine, die einen so weiten Umfang hat.

Dies

Dies ist nicht schwer zu beweisen, unterbrach Cleantes, es scheinet wirklich, als wenn die Liebe ihre Herschaft über die ganze Natur erstrekkete. Wenn wir besonders durch den Namen der Liebe eine gewisse Sympathie und eine gewisse Beziehung verstehen, durch welche gewisse Dinge einander suchen: so werden wir finden, daß so gar unbeseelete Dinge Liebe für einander zu haben scheinen, weil sie sich mit ihres Gleichen zu vereinigen suchen. Die Flüsse begeben sich in das Meer, als zu einer Zusammenkunft, bei der sie nicht fehlen dürfen. Die Berge sind in einander gekettet, welches die Alpen und Pirenäen bezeugen. Das Eisen verbindet sich mit dem Magnet. Die Pflanzen und Bäume haben besondere Neigungen. Man sagt *) wenigstens, daß die Lilie und das Knoblauch weit besser wachsen, als sie nicht thun würden, wenn sie getrennet wären. Es giebt Bäume, die alsobald unfruchtbar werden, wenn das weibliche und männliche nicht mehr zusammen sind. Aber außer diesen besondern Neigungen möchte man auch sagen, daß die Bäume und Pflanzen eine bestimte Zeit zur Liebe hätten. Sie erwarten den Frühling mit Ungeduld. Die Winde lassen alsdenn von ihrer Wuth nach, und scheinen zu dem Vergnügen der ganzen Natur was beitragen zu wollen.

So gerecht auch diese Betrachtungen sind, unterbrach der Ritter, so würden sie uns doch zu weit führen, und wir würden unvermerkt unsern Gegenstand aus dem Gesicht verlieren. Unser Vorsaz ist von der Liebe zu reden, welche die Schönheit erzeuget, und das ist nach meiner Meinung kein gerin-

*) Erasm. Colloq. de amicit.

ges Unternehmen. Denn so algemein diese Leidenschaft auch sey, so hat es doch verschiedenen grossen Männern nicht gelingen wollen, eine Beschreibung davon zu machen. Sokrates, so weise er auch war, hat sich doch geirret, wenn er gesagt hat, daß die Liebe ein Verlangen nach der Schönheit sey. Die Liebe und die Begierde sind zwo verschiedene Leidenschaften. Die Begierde erhebt sich nur zu den Dingen, die man nicht hat, an stat, daß die Liebe sich auch noch im Besiz erhält, und dadurch bisweilen noch heftiger wird. Deshalb ist denen die Beschreibung der Liebe besser geglükt, die sie eine Bewegung des Verlangens genant haben, durch welche die Seele sich mit dem Gegenstande vereiniget, der ihr schön zu seyn scheinet.

Aber sagt mir doch, unterbrach Cleantes, wie handelt die Seele, um sich diese Vereinigung zu verschaffen?

Dies lässet sich leicht erkennen, erwiederte der Ritter, wenn wir zwei sehr wahre Dinge voraussezzen. Erstens, daß das Herz das vornehmste Werkzeug der empfindenden Begierde, und zweitens, daß das Gehirn das vornehmste Werkzeug der Einbildung sey. Da nun der Begrif des Guten sich in unserer Einbildung bildet, und die Bewegung der Geister bei dem Herzen anfänget: so ist es nöthig, daß die Seele, welche sie mit dem Gute, das sie gefasset hat, vereinigen wil, sie von dem Orte, wo sie anfangen sich zu bewegen, weg, und dahin bringet, wo sie diesen Gegenstand antreffen sollen. Diese innere Vereinigung des Verlangens mit dem Gegenstande, den die Seele schön gefunden hat, ist dasjenige,

jenige, was man wirklich Liebe nennet. In dem Herzen fänget die Bewegung an, welche diese Vereinigung machen sol. Weil der Begrif sich niemals aus der Einbildung verlieret, so kommen die Lebensgeister hinzu, und in dieser Bewegung breiten sie sich aus, und laufen mit Freiheit. Dies wird man leicht begreifen, wenn man betrachtet, daß nur zwo Gelegenheiten sind, welche die Seele verbinden, die Geister in ihrer Bewegung eingeschlossen zu halten, nemlich wenn sie das Uebel anfället, und wenn sie es fliehet. Denn bei dem einen bemühet sie sich, sich zu befestigen, und deshalb die Geister zu samlen und zu vereinigen: bei dem andern geschiehet die Flucht schnel, und stürzet und vermischet sie unter einander. Nun ist es gewis, daß keiner von diesen Bewegungsgründen bei dieser Leidenschaft ist, und da sie nur die Güte ihres Gegenstandes betrachtet, so siehet sie keinen Feind, der sie anfallen wil, oder den sie zu befürchten hat. Deshalb beweget sie die Geister mit Freiheit, sie breitet sie aus, und scheinet sie zu eröfnen, um das Gut, welches sie darstellet, desto besser zu empfangen, und sich volkommener mit ihm zu vereinigen. Ob nun gleich diese Geister sich mit Freiheit bewegen, so hindert das doch nicht, daß sie nicht haufenweise herzulaufen, und eifrig sind, sich mit dem Gegenstande zu vereinigen, den die Einbildung schön gefunden hat. Weil diese Geister Wärme und Blut mit sich bringen, so geschiehet es, daß die Einbildung der Liebhaber hizzig wird. Deshalb sehen wir, daß sie so außerordentliche Dinge thun, und so großen Ausschweifungen unterworfen sind.

Ich finde wirklich, sagte Cleantes, daß keine Lei-

den-

denschaft sonderbarer ist, als die Liebe. Die Liebhaber haben eine besondere Sprache, sie reden nur von Ketten, Gefängnis und Martern; sie schweren, daß die Haut ihrer Schönen glänzender sey, als die Sonne; sie wollen überreden, daß die Augen ihrer Nymphen funkelnder, als die Sterne, und ihre Zähne weißer sind, als Perlen. Eine Schöne mus sich des Tages tausendmal sagen lassen, daß man für sie mat wird, brennet und stirbt. Man entdekket aber die Ausschweifung der Liebhaber nicht allein in dieser Sprache, alle ihre Handlungen sind vol Thorheit. Bald müssen sie ihre Zuflucht zu der geringsten und niedrigsten Unterwerfung nehmen, ihre Aufwartung bei schwachen, verächtlichen und eigennüzzigen Personen machen. Ein ander mal müssen sie ihr Leben in Gefahr sezzen, und sich an einem Nebenbuhler rächen, der glüklicher ist, als sie.

Diese Anmerkung ist gerecht, unterbrach der Ritter, eine Person die liebet, ist nicht wenig in Noth, besonders wenn sie beschlossen hat, ihre Leidenschaften zu befriedigen, es koste, was es wolle. Sie ist verbunden, ihre Zuflucht zu mancher List zu nehmen. Es ist nicht ohne Grund, daß ein alter Dichter gesagt hat:

„Improbe amor, quid non mortalia pectora cogis!“

„Grausame Liebe, Wütrich unserer Herzen, zu welchen Ausschweifungen bringst du uns?

Was mich betrift, sagte Cleantes, so glaube ich, daß die Dichter uns die Gewalt haben zeigen wollen, welche die Liebe über unsere Herzen hat, wenn sie uns die Ausschweifungen erzählet haben, welche die Liebe

den

den größesten der Götter thun lies. Dieser Jupiter, der sich bald in einen Stier verwandelt hat, um die schöne Europa zu entführen, bald in einen goldenen Regen, um bis in den Thurn der Danae zu dringen, und der, um die schöne Jo zu überraschen, sie mit einer dikken Wolke umgab, und ihr das Tageslicht nahm, scheinet uns die Stärke anzudeuten, mit welcher die Liebe auf das Herz aller Menschen handelt. Weder die Vorzüge der Geburt, noch die Würde der Regenten, oder die Majestät der Könige, können etwas wider diese Leidenschaft. Ein Fürst, welcher liebet, hat dieselben Gesinnungen, als sein Unterthan, und empfindet dieselben Bewegungen; und es ist sonderbar, daß ein Fürst sich bei der Liebe oft derselben List bedienet, als ein anderer Mensch.

Wenn die Fürsten, unterbrach der Ritter, bisweilen klug genug sind, um ihre Leidenschaften zu verbergen: so gelinget ihnen doch dieses nicht bei der Liebe. Die Klugheit verlässet sie gemeiniglich in einem solchen Grad, daß sie so gar ihren Charakter vergessen. Diese Leidenschaft bringet sie wirklich oft dahin, daß sie lächerliche Rollen spielen. Ich erinnere mich hiebei einer Geschichte, die diese Wahrheit beweisen kan.

Ein Fürst, der incognito reisete, um die verschiedenen Höfe in Europa zu sehen, hatte sich einige Zeit in Venedig aufgehalten. Einige Tage nach seiner Ankunft wurde er von den Reizungen einer jungen Schönheit eingenommen, welche die Liebste eines Venetianischen Edelmans war. Der Fürst, der von dem Stande der Schönen unterrichtet war, wurde dadurch nicht weniger verliebt. Weit entfernet, sei-

nen Entschlus zu verändern, brauchte er vielmehr alle Vorsicht, die er nöthig glaubte, um die Gunst der Venetianerin zu gewinnen. Er vertrauete das Geheimnis seiner Liebe an Personen, die ihm am geschiktesten schienen, seinen Handel zu führen. Alle Vorsorge des Fürsten war indes unnüz, die Schöne verwarf alles, was man ihr anbot. Der Fürst, welcher sich einen glüklichern Fortgang versprochen hatte, wurde noch verliebter, als jemals. Durch die Unempfindlichkeit der Schönen gerühret, dachte er auf Mittel, den Stolz derselben zu überwinden. Eben in dieser Zeit geschahe es, daß der Venetianische Edelman, welcher die Gunst der Schönen hatte, verbunden war, eine Reise nach dem festen Lande zu thun. Der Prinz, der von der Abwesenheit des Liebhabers Nachricht erhielte, verdoppelte seine Bemühungen bei der Schönen, die ihn eingenommen hatte: aber sie empfieng die gethanen Anbietungen mit mehr Sprödigkeit, als jemals. Es sey nun, daß sie befürchtete, sich unglüklich zu machen, oder daß sie die Entdekkung ihres Liebeshandels besorgete, wenn sie sich mit einem Menschen verbände, der ein ansehnliches Gefolge hatte. Dieser Fürst, der sich in den Kopf gesezzet hatte, durchaus zum Zwek seines Unternehmens zu kommen, begnügte sich nicht, alle die Handlungen ins Werk zu richten, welche die eifrigsten Liebhaber zu begehen pflegten: seine Liebe lies ihn auch noch die lächerlichste und lustigste Rolle spielen, die man sich einbilden kan.

Der Venetianische Edelman hatte vor seiner Abreise nach dem festen Lande einer treuen Person aufgetragen, seiner Gebieterin alle nöthige Lebensmittel

zu

zu verschaffen. Der getreue Einkäufer begab sich deshalb, seinen empfangenen Befehlen gemäs, ordentlich auf das Markt, kaufete daselbst alles, was die Schöne brauchte, und schikte es ihr alle Morgen durch einen Lastträger, dessen er sich gewöhnlich bedienete. Der Fürst, welcher von alle diesem unterrichtet war, bildete sich ein, daß ein solcher Umstand ihm günstig seyn müste. Den folgenden Tag begab sich einer von seinen Kammerdienern auf den Markt, und beobachtete nach den Befehlen, die er von dem Fürsten empfangen hatte, den Lastträger sorgfältig, der den Vorrath zu der Schönen tragen solte, und so bald er ihn aus dem Haufen hervorkommen sahe, beredete er ihn, daß er ihm folgen müste, indem er ihm versprach, daß es ihm nicht gereuen würde, sich einige Zeit aufgehalten zu haben. Da der Träger in der Wohnung des Fürsten angelanget war, so wurde er in ein prächtiges Zimmer geführet; sein Erstaunen war eines der größesten, da er seinen Führer verschwinden, und sich allein in einem Zimmer sahe, welches mit dem kostbarsten und prächtigsten Geräthe geschmükket war. Da der Fürst von der Ankunft des Trägers Nachricht erhielte, so begab er sich alsobald zu ihm. Siehe, mein Freund, sagte er zu ihm, du kanst heute einen guten Verdienst haben. Hier sind hundert Thaler, die dir gehören, oder deren Gewinst wenigstens nur bei dir stehet: du darfst mir nur deine Kleider und deinen Korb abtreten. Was die Kleider und den Korb betrift, sagte der Träger, damit kan ich thun, was ich wil, aber was in dem Korbe ist, gehöret nicht mir, sondern es sind Lebensmittel für Della Signora Farinelli, ich habe alle Morgen die

Mühe, sie dahin zu tragen. Bekümmere dich um nichts, erwiederte der Fürst, ich nehme es auf mich, deine Botschaft auszurichten, ich glaube, daß du dich auf mein Wort verlassen kanst. Der Träger, der das kostbare Metal schon gerne gehabt hätte, welches der Fürst ihm zeigete, hatte nicht viel Mühe, sich zu entschließen: er trat alsobald seine Kleider ab, und empfieng die versprochenen hundert Thaler. Der Fürst, welcher erfreuet war, den Aufzug des Trägers in seiner Gewalt zu haben, zauderte nicht, ihn zu gebrauchen; er verkleidete sich in einen Träger, und begab sich nach der Wohnung der Venetianerin. Die Schöne stund an der Thür eines Saales, und unterhielte sich mit einem von ihren Kammermädchens. Als der vorgegebene Träger hereinkam, so sahe ihn die Venetianerin, und that verschiedene Fragen an ihn. Der verliebte Fürst beantwortete sie auf das Beste, und hatte die Geschiklichkeit, der Schönen zween kostbare Diamanten sehen zu lassen, die er sich an den Finger gestekket hatte. Die Venetianerin, die neugierig wurde, konte es nicht lassen, ihr Erstaunen darüber zu entdekken. Der Prinz, welcher die Sache da sahe, wo er sie haben wolte, bemühete sich, die Aufmerksamkeit der Venetianerin noch mehr zu erregen. Er näherte sich ihr, und lies sie die Schönheit der Diamanten untersuchen. Nachdem er ihr gesagt hatte, daß ihm diese Steine von einem Unbekanten geschonken wären, den er aus dem Canal gezogen hätte, in den er die Nacht gefallen wäre: so fügte er hinzu, daß er der Man darnach sey, daß er sie wol eben so grosmüthig weggeben wolte, als ein grosser Herr. Diese Rede schien an-

anfänglich räthselhaft, sie wurde aber so deutlich erkläret, daß die Schöne bald merkete, daß die Freigebigkeit des Trägers eine Wirkung seiner Liebe sey. Es war ein Glük für den Fürsten, daß die Venetianerin sehr verliebt in die Schönheit der Diamanten war. Es ist wahr, sie hatte einigen Widerwillen, sich zu entschließen, der Leidenschaft eines elenden Lastträgers genug zu thun: sie bildete sich aber auch ein, daß ihre Ehre bei einem Menschen von diesem Stande nicht so sehr in Gefahr sey, als bei einer vornehmen Person. Ob man gleich nicht immer wissen kan, was in den verliebten Zusammenkünften vorgehet, so hat man doch Ursache zu glauben, daß der Fürst in seiner Lastträgerkleidung glüklicher seyn würde, als er vor dieser Verwandlung gewesen war. So viel ist gewis, daß er seine Diamanten bei der Venetianerin lies.

Aber, unterbrach Cleantes, diese Rolle mochte geführet werden, wie sie wolte, so ist doch gewis, daß der Fürst verbunden war, eine sehr lustige Rolle zu spielen. Aber die Liebe ist, wie wir schon gesaget haben, ein unumschränkter Beherscher, die Fürsten so wol, als die Unterthanen, sind ihren Gesezzen unterworfen. Nichts beweiset diesen Saz besser, als die Geschichte, die Ihr mir erzehlet habt.

Es ist wahr, erwiederte der Ritter, sie ist sonderbar, sie ist aber nicht das einzige Beispiel, welches man zum Beweise dieser Wahrheit anführen könte. Alle Geschichte, so wol die alten als neuen, sind vol verschiedener Begebenheiten, die uns beweisen, daß die Fürsten nicht mehr Kraft gehabt haben, als andere Menschen, um einer so heftigen und ungestü-

men Leidenschaft zu widerstehen. Heinrich der III. hätte bei seiner Wiederkunft aus Pohlen, welches Königreich er aufgegeben hatte, um die französische Krone anzunehmen, die ihm durch den Tod seines Bruders zugehörete, viel besser gethan, wenn er sich bei seinem Aufenthalt in Venedig dieser Leidenschaft nicht so unvorsichtig übergeben hätte. Wenn er mehr Enthaltsamkeit, und weniger Umgang mit dem weiblichen Geschlecht gehabt hätte, so würde er vielleicht Erben hinterlassen haben, und seine Familie, die so lange Zeit regieret hatte, würde durch ihn nicht ausgestorben seyn. Was sol man aber dagegen thun? fügte der Ritter hinzu. Die Jugend ist ein Alter, dem die Gesellschaft der Liebe gefält. Heinrich war jung, und man konte ihn deshalb gegen die Reizungen einer so gefährlichen Leidenschaft nicht vertheidigen. Die Liebe ist eine so schnelle und heftige Bewegung, daß es nicht leicht ist, ihr zu widerstehen. Man würde Ursache haben, über die Stärke erstaunt zu seyn, mit der sie in dem menschlichen Herzen handelt, wenn man die verschiedenen Wirkungen nicht wüste, die sie hervorbringen kan. Das Herz eines Verliebten erhebt sich, und wird durch das Andenken der geliebten Person bewegt; sein Puls schläget unordentlich, er wird unruhig, und kan nicht auf einer Stelle bleiben. Bald überfallen ihn kalte Schauer, bald wird sein ganzes Geblüt hizzig, bald fält er gar in eine Ohnmacht. Kurz, diese Leidenschaft ist vermögend, den Liebhaber in eine Mattigkeit zu versezzen, die alle Kunst der Aerzte verspottet, und die nur im Tode, oder in der Liebe selbst, Mittel findet.

Ich erinnere mich, unterbrach Cleantes, einer

Geschichte, die sehr zu unserm Zwek dienet. Die Begebenheit ist sonderbar; sie wird beweisen, daß die Liebe, wie Ihr mir habt bemerken lassen, eine Leidenschaft sey, deren Züge gefährlich sind. Als wenn es ihr zu wenig wäre, der Seele die Ruhe und Zufriedenheit zu rauben, so hat sie auch noch die Macht, dem Körper die Gesundheit zu nehmen, und für die Krankheiten, deren Grund sie ist, finden sich oft, wie Ihr gesagt habt, in der Kunst der Aerzte gar keine Mittel.

Antiochus, ein Sohn des Seleukus, des Königes in Syrien, war an einer heftigen Leidenschaft krank, welche er für die Stratonice, seine Stiefmutter, hatte. Als Erasistrates, sein Arzt, dieses wahrnahm, so sagte er zu Seleukus, daß das Uebel seines Sohnes unheilbar wäre. Warum? sagte der König. Weil er meine Frau liebet, antwortete der Arzt. Ach! sagte Seleukus, Ihr seyd mein gar zu guter Freund, als daß ihr meinen Sohn sterben lassen, und ihn verhindern soltet, Eure Frau zu heirathen. Erasistrates erwiederte, aber woltet Ihr ihm wol die Eurige geben? Ja, sagte der König, und alle meine Länder, wenn ich ihm dadurch das Leben retten könte. Der Arzt erklärete ihm hierauf, daß Antiochus Stratonicen liebete. Seleukus hielte sein Wort, er versamlete das Volk, welches er durch eine rührende Rede zubereitete, sich über diese neue Art der Heirath nicht zu wundern, und darauf gab er Stratonicen an seinen Sohn, und niemand widersezzete sich.

Das ist, unterbrach der Ritter, daß Antiochus ohne die Geschiklichkeit des Arztes Erasistrates in

großer Gefahr gewesen seyn würde, sein Leben zu verlieren.

Es scheinet so, antwortete Cleantes, aber die Geschiklichkeit des Arztes half den Kranken, wie Ihr saget, aus der Sache. Man sagt wirklich, daß dieser Arzt auf besondere Art entdekkete, daß die Liebe die Ursach der Krankheit des Antiochus sey. Weil Stratonice dem Antiochus bisweilen besuchete, um sich nach seiner Gesundheit zu erkundigen, so merkete der Doctor, daß die Puls des Kranken in einer wütenden Bewegung war, so lange der Besuch seiner Stiefmutter währete. So bald Stratonice hingegen weg war, so fiel Antiochus in eine solche Mattigkeit, daß man kaum noch einige Lebenszeichen an ihm wahrnahm. Mehr war nicht nöthig, um den Arzt zu erkennen zu geben, woher die Krankheit des Antiochus käme.

Es war aber natürlich, unterbrach der Ritter, daß dem Antiochus bei dem Anblik der Stratonice die Puls in Bewegung kam, und das Herz aufgeblähet wurde, da er sie heftig liebete. Der Grund davon ist, daß die Seele die Organen ausbreitet, um das Gut zu empfangen, und die Geister demselben entgegen zu schikken. Und da sich die Liebe in dem Augenblik, da man den Gegenstand seiner Zärtlichkeit aus dem Gesichte verlieret, fast allezeit mit der Traurigkeit und Verzweifelung vereiniget: so ist es eben so wenig außerordentlich, daß Erasistrates den Antiochus in einer großen Schwachheit fand, wenn Stratonice sich entfernet hatte. Man weis wirklich, daß die Verzweifelung und Traurigkeit den äußern Theilen die Wärme rauben, die sie hatten. Man

weis auch, daß die Liebhaber, welche den Besiz ihres Gegenstandes hizzig wünschen, sehr oft in Ohnmachten fallen, die nichts anders sind, als ein gewisses Entzükken der Seele, welches dem Körper den Gebrauch der äußern Sinnen und der Bewegung raubet.

Ich wundere mich, sagte Cleantes, daß der Leib untüchtig zu seinen Verrichtungen werden kan, wenn die Einbildung und der Verstand wirksam sind.

Darüber dürfet Ihr Euch nicht wundern, erwiederte der Ritter. Diese Ohnmacht, die heftig verliebten Leuten zustößet, hat keinen andern Grund, als eine starke Aufmerksamkeit, welche die Seele an den geliebten Gegenstand angeheftet hält. Diese Aufmerksamkeit lässet den Leib die Ausübung aller seiner körperlichen Verrichtungen verlieren, weil sie gänzlich die Geister beschäftiget, und sie verhindert, daß sie nicht in die Werkzeuge der Sinne und Bewegung laufen. Einige Aerzte versichern, daß diese Entzükkung bisweilen so weit gehe, daß die Lebenskräfte in Gefahr sind, aus der Seele keinen Einflus mehr zu erhalten, so daß nur die natürliche Kraft das Leben erhalte, wenn das Othemholen aufhöre.

Man mus bekennen, unterbrach Cleantes, daß die Liebe sehr außerordentliche Wirkungen hervorbringet.

Zweifelt nicht daran, erwiederte der Ritter, aber diese Wirkungen werden nicht allein in uns und in unsern Herzen empfunden. Wenn die Seele in der Liebe sich, so zu sagen, außer sich selbst entzükket: so kan man auch sagen, daß die Liebe dem Körper auf einige Art eine neue Gestalt giebt. Lasset uns einen

Liebhaber betrachten: so werden wir ihn von andern Menschen sehr verschieden finden; wenigstens werden wir finden, daß sein Gesicht ganz sonderbare Züge hat. Wenn wir sein Gesicht betrachten, so scheinet es, als wenn sich die Liebe ein Vergnügen daraus gemacht habe, dasselbe nach ihrer Einbildung einzurichten. Man entdekket darin ein gewisses artiges Wesen und eine schöne Farbe. Kurz, alles ist sonderbar darin, und man siehet eine gewisse Freudigkeit darin, die das Vergnügen entdekket, welches er in sich empfindet. Seine Stirn ist heiter und lächelnd, und es scheinet, als wenn sie sich öfne und ausbreite.

Ich erinnere mich, sagte darauf Cleantes, daß Aristoteles bemerket hat, daß der Hund, der ein schmeichelhaftes Thier ist, beständig eine ausgebreitete Stirn habe. Man mus sich deshalb nicht wundern, daß die Liebe, welche eine gefällige Leidenschaft ist, auch der Liebhaber ihre auf diese Art einrichte, ob ich gleich wirklich glaube, daß die Freude nicht wenig dazu beiträget, das Gesicht des Liebhabers ruhig und offen zu machen. Weil die Liebhaber kein größer Vergnügen haben, als sich bei der Person zu finden, die sie lieben: so ist es natürlich, daß ihr Herzen das Vergnügen und die Zufriedenheit vorstelle, die sie in sich empfinden.

Wir haben, erwiederte der Ritter, noch vielmehr über die Sorgfalt zu sagen, welche die Liebe zu nehmen scheinet, um die Liebhaber liebenswürdig zu machen, und ihnen alles das zu geben, was sie nöthig haben, um ihren Schönen zu gefallen. Man bemerket, daß diejenigen, welche lieben, mit dem Ton

ihrer Stimme die verschiedenen Bewegungen, in denen sie sich befinden, so gut ausdrükken, daß ihre Worte dadurch viel überredender und rührender werden. Wenn ein Liebhaber sich über die Strenge seiner Schönen beklaget, so haben seine Worte einen klagenden Ton, der den lebhaften Schmerz bezeichnet, von dem er gedrükket wird. Wenn er das Erbarmen erregen wil, giebt er nicht alsdenn seinen Worten durch die zärtliche und matte Art, mit der er sie ausspricht, eine gewisse Kraft?

In diesem Fal, unterbrach Cleantes, würde man nicht übel thun, wenn man sich bei Streitigkeiten einen zärtlichen und eifrigen Liebhaber zum Sachwalter erwählete.

Es ist gewis, sagte der Ritter, daß es einem Sachwalter, der seine Stimme so gut einzurichten wüste, als ein Liebhaber, nicht fehlen würde, seine Zuhörer zu überreden uud zu rühren. Und ich versichere Euch, daß er gegen den Vorwurf in Sicherheit seyn würde, den einst ein alter Redner seinem Mitbruder machte, da er zu ihm sagte: Wenn das, was Ihr saget, wahr wäre, würdet Ihr es denn auf eine solche Art aussprechen? Um aber wieder auf unsern Gegenstand zu kommen, fügte der Ritter hinzu, so ist gewis, daß es niemand besser gelinget, als einem Liebhaber, seinen Worten die Beugung der Stimme zu geben, die ihnen zukömt. Wenn er mit seiner Schönen redet, so bezeuget die Art, mit der er seine Worte ausspricht, seine Sitsamkeit und Hochachtung.

Das, was ich am wunderbarsten finde, erwiederte Cleantes, ist der Schein und die Lebhaftigkeit, die man immer in den Augen derer, die lieben, entdekket.

Es ist wahr, antwortete der Ritter, man möchte sagen, daß ein eifriger Liebhaber feurige Blikke schösse, und daß seine funkelnden Augen der Wiederschein eines Lichts wären, welches die Hizze entdekket, die er in sich empfindet. Aber, fuhr der Ritter fort, dies darf Euch nicht seltsam scheinen, werther Cleantes, man kan Euch Gründe davon sagen. Und ich glaube, daß dieser Glanz der Lebhaftigkeit, der Euch so wunderbar scheinet, keine andere Ursach habe, als die Menge der Geister, die in die Augen der Liebhaber herzulaufen. Denn man kan nicht zweifeln, daß nicht dieser große Zulauf der Geister es sey, der diese glänzende Lebhaftigkeit verursachet, weil sie sich verlieret, wenn sich diese Geister entfernen, oder zertheilen. Zur Vermehrung dieses Glanzes hilft auch noch, daß das Häutlein, welches die Augen umgiebet, durch den Zuflus der Geister aufgeblähet und ausgestrekt, glätter und folglich glänzender sey: und über dies ist über diesen Häutchen eine gewisse Feuchtigkeit, welche wie ein funkelndes Licht darauf erscheinet. Kurz, fuhr der Ritter fort, es scheinet, daß die Liebe nichts vergessen habe, um einen Liebhaber zu verschönern. Und wenn wir unsere Betrachtungen noch weiter tragen, so werden wir sehen, daß die Liebe einem geschikten Staatsman ähnlich sey. Es ist keine Handlung, die sie nicht ins Werk richtet, um zu ihrem Zwek zu kommen. Unterthänigkeit, Erbietungen, Bemühungen, Eifer, nichts wird von einem Liebhaber vergessen, der gefallen wil. Wenn er sich der Thränen nicht bedienet, um das Erbarmen seiner Schönen zu erregen, so geschiehet es nur, weil sie seinem Geschlecht nicht anstehen. Ich glaube we-

nig-

nigstens, daß ein Frauenzimmer durch die Thränen eines Liebhabers nicht sehr gerühret werden würde.

Ich bin eben der Meinung, antwortete Cleantes, ein Frauenzimmer kan weinen, nichts ist rührender, als die Thränen, die aus ihren schönen Augen fließen. Aber eine Mansperson, die ein Frauenzimmer durch denselben Weg rühren wolte, würde seine Schwäche entdekken, und sich gewis verächtlich machen. Ein römischer Kaiser, der von dem lebhaftesten Schmerz durchdrungen war, glaubte denselben nicht besser ausdrükken zu können, als durch Thränen, welche die traurige Beschaffenheit seines Herzens und die Größe der Liebe und Zärtlichkeit, die er für eine Königin hatte, bezeichnen solten: aber seine Thränen wurden als Zeichen seiner Schwachheit betrachtet, und die Königin konte sie nicht sehen, ohne sie durch Worte zu verdammen, welche die Größe und den Adel der Gesinnungen ausdrükken, von denen diese Egyptische Königin beseelet war.

Vous êtes Empereur, Seigneur, & Vous pleurez *).

„Ihr seyd Kaiser, mein Herr! und weinet doch!“

Wenn aber, sagte darauf der Ritter, ein Liebhaber nicht weinet, weil die Thränen, wie wir gesagt haben, seinem Geschlecht nicht anstehen: so fehlet es ihm doch nicht an andern Mitteln, um das Herz seiner Schönen zu rühren, und ihr Gesinnungen des Erbarmens und Mitleidens einzuflößen.

Welche Mittel sind das? erwiederte Cleantes. Ich glaube, daß wir schon von allen geredet haben, was der Leidenschaft eines Liebhabers dienen kan.

*) Titus und Berenice im Racine.

Ihr rechnet also die Seufzer für nichts, antwortete der Ritter, die aus dem Herzen eines Liebhabers kommen, und bis in die Seele ihrer Liebsten dringen. Ich glaube, fügte der Ritter hinzu, daß die Seufzer nicht weniger Stärke haben, als die Thränen, um zu rühren, und Gesinnungen des Erbarmens und Mitleidens einzuflößen.

Ich glaube für dismal, sagte darauf Cleantes, daß wir diese Materie niemals erschöpfen werden, unsere Betrachtungen entdekken uns immer etwas neues.

Ich gestehe Euch gern, erwiederte der Ritter, daß die Liebe so viel Dinge hat, die ihr eigen sind, daß es nicht leicht ist, sie alle anzuführen. Die Annehmlichkeiten der Liebe, das ist, alles, was sie anwendet, um einen Liebhaber zu bilden, und ihn bei seiner Schönen glüklich zu machen, könten dem Nachttische einer galanten Frau verglichen werden. Sie befleißiget sich täglich, sich Reizungen zu geben, die ihr das Herz ihrer Liebhaber gewinnen können. Um darin glüklich zu seyn, giebt sie ihrem Gesicht täglich einen neuen Schmuk. Bald wird ein Schönflek von einer seltsamen Gestalt die Röthe noch mehr erhöhen, die sie sich in das Gesicht geleget hat. Bald wird ein Band von einer neuen Farbe und Geschmak mit so vieler Kunst um ihren Kopf gelegt seyn, daß sie dadurch viel schöner scheinen wird. Bald wird es scheinen, als wenn einige seltene oder Frühlingsblumen ihre Annehmlichkeiten vermehren wolten. Bald wird ein Schmuk von Perlen und Diamanten ihre Schönheit noch besser sehen lassen, und ihren Reizungen mehr Ansehen und Glanz geben. Die Liebe, fügte der Ritter hinzu, ahmet ohngefehr den Bemühungen dieser

ser galanten Frau nach: sie versäumet von alle dem nichts, was einem Liebhaber vortheilhaft seyn kan.

Man hat wirklich Unrecht, sagte Cleantes, wenn man die Liebe blind nennet; kan sie diese Vorsichten wol ergreifen, ohne dabei zu sehen?

Ich bekenne, unterbrach der Ritter, daß der Fleis, den wir der Liebe zuschreiben, genug Verstand voraussezzet, und wenn sie in der Wahl ihres Gegenstandes blind ist, so kan man doch von der andern Seite sagen, daß sie sehr klug und vernünftig ist, weil sie ihren Vortheil so gut in Acht zu nehmen weis. Aber, fügte der Ritter hinzu, lasset uns wieder auf die Seufzer unserer Liebhaber kommen, und aufmerksam untersuchen, was die Ursach davon sey.

Diese Entdekkung, sagte Cleantes, wird ein desto größers Vergnügen erwekken, da wir immer geneigt sind, verborgene Dinge zu entdekken.

Ich glaube, erwiederte der Ritter, daß die Seufzer ihren ersten Ursprung dieser großen Aufmerksamkeit schuldig sind, welche die Seele von den nöthigsten Handlungen des Lebens abwendet, und ihr deren Erinnern verlieren lässet. Denn da sie nicht hinreichende Geister schikt, um das Othemholen zu befördern: so beweget sich die Lunge schwach, und das Herz empfänget die nöthige Hülfe nicht, die es von ihrem Dienst erwartete, da sie ihm nicht so viel Luft verschaffen, als zur Mäßigung des Feuers nöthig ist, welches diese Leidenschaft darin angezündet hat. Nachdem diese Unordnung einige Zeit gewähret hat, so erwacht die Seele, durch die Nothwendigkeit getrieben, und bemühet sich ihren Fehler, durch dieses

große

große Othemholen, welches man unter dem Namen der Seufzer kennet, zu ersezzen.

Das, was Ihr saget, erwiederte Cleantes, scheinet mir sehr gerecht, denn das Seufzen entstehet gemeiniglich nach einem Gedanken, der die Seele lange Zeit beschäftiget hat.

Aus alle diesem, versezte der Ritter, was wir gesagt haben, kan man schließen, daß die Liebe eine Leidenschaft ist, die sich, so zu sagen, über alle Theile von uns selbst erstrekket. Wenn unser Herz durch die Liebe bewegt ist, so giebt unsere Einbildung, welche durch die Liebe erhizt ist, ihrem Gegenstande alles, was ihn liebenswürdig machen kan, unser Verstand gehorchet endlich der Liebe, und unterwirft sich blindlings ihrer Macht. Die andern Theile von uns selbst sind, wie wir bemerket haben, nicht weniger verbunden, ein jedes besonders, das zu thun, was die Liebe befiehlet.

Aber, sagte darauf Cleantes, wenn diese Leidenschaft die Stüzze der Welt seyn solte, so müste sie auch mehr Mittel haben, um sich zu entdekken, und zu ihrem Zwek zu kommen.

Eure Anmerkung, sagte der Ritter, scheinet mir desto gegründeter, da die Natur die besondere Sorge der Liebe auf sich genommen zu haben scheinet, sie hat sie in das Herz aller Menschen gedrükt. Wir empfinden die Liebe, ehe wir sie kennen. Kaum hören wir auf Kinder zu seyn, so empfinden wir schon bei dem Anblik einer jungen Schönen ein unendliches Vergnügen. Ihre Gesellschaft gefält uns, ohne daß wir wissen, warum? So bald man aber in die Blüte der Jahre gekommen ist, welche Gewalt hat nicht alsdenn die Liebe über unsere Herzen? Mit welchen Annehmlichkeiten, mit

welchen Reizungen stellet sie sich uns dar? Welch Vergnügen verspricht sie uns? Welche Anmuth flösset sie in unsere Seele? Um einen Begrif von den Vergnügungen zu haben, welche die Liebe in diesem schönen Alter schmekken lässet, so darf man sich nur einen Liebhaber mit seiner Gebieterin in einer Zusammenkunft vorstellen, wo sie sich von ihrer Flamme unterhalten wollen; jeder Augenblik ist diesen glüklich Verliebten eine Quelle von Vergnügen. Die Güter, welche die größesten Monarchen besizzen, werden alsdenn bei einem Liebhaber keinen Eindruk machen. Und wenn er, um die größesten Reichthümer zu erhalten, verbunden wäre, die Gesellschaft seiner Schönen zu verlassen, und diesen angenehmen Zusammenkünften zu entsagen, die so viel Reizungen für ihn haben, so würde er vielleicht seine Liebe vorziehen, und die Reichthümer verachten.

Man mus bekennen, erwiederte Cleantes, daß es einem jungen Menschen nicht leicht ist, eine schöne Person zu sehen, ohne von ihr gerührt zu werden: es ist ihm aber noch schwerer, Verbindungen aufzugeben, in die er sich schon eingelassen hat. Die Reizungen einer schönen Person sind Ketten, die sein Herz zurükhalten. Und es ist bei der Liebe sonderbar, daß man bisweilen wider seinen Willen liebet. Man weis wenigstens, daß es Personen giebt, die den Entschlus gefasset haben, gar nicht mehr zu lieben, und die so gar Maasregeln nehmen, um mit ihren Schönen zu brechen: aber die Zubereitungen und Vorsichten, die sie ergreifen, werden unnüz. Wenn sie nicht mehr lieben wollen, so vermehret sich ihre Liebe, und ihre Ketten, an stat

zu

zu zerbrechen, werden stärker. Es ist nur ein Blik, nur ein angenehmes Lächeln der Schönen nöthig, um einen Liebhaber, ohngeachtet aller seiner gefasseten Entschließungen, zu fesseln.

Wenn das schöne Geschlecht, unterbrach der Ritter, so viel Stärke und Gewalt hat, um das Herz eines Liebhabers zu fesseln: so hat es an seiner Seite nicht geringere Neigung und Einrichtung zur Liebe, als unser Geschlecht. Es ist wahr, weil das Frauenzimmer mehr durch den Wohlstand und die Schamhaftigkeit zurükgehalten wird, so widerstehet es auch seiner Neigung zur Liebe mehr, als die Mansperson. Ueberdies werden sie durch die gefährlichen Folgen dieser Leidenschaft, und durch die Beispiele der Untreue, die sie täglich vor Augen sehen, in gewissen Schranken gehalten, und verbunden, ihre Aufmerksamkeit auf unschuldigere und nicht so gefährliche Gegenstände zu wenden. Aber dies hindert nicht, daß das Frauenzimmer nicht einen eben so starken Trieb und Hang zur Liebe hätte, als die Mansperson.

Ich wolte wol glauben, sagte Cleantes, daß das Frauenzimmer, wenn es eben so viel Neigung zur Liebe hat, als die Mansperson, dieselbe doch später haben müsse. Die Ursache, die man davon angeben kan, ist, daß die Gemüthsart des schönen Geschlechts viel kälter und folglich viel langsamer ist, Eindrükke zu empfangen, deren das männliche Geschlecht fähig ist. Man merkt deshalb auch, daß die Liebe gemeiniglich bei Mansperson ehe entstehe, als bei Frauenzimmern: von der andern Seite ist aber das Frauenzimmer, welches liebet, gemeiniglich viel beständiger, als eine Mansperson.

In diesem Fal, unterbrach der Ritter, haben wir Unrecht, wenn wir das Frauenzimmer unbeständig nennen, und ihnen Vorwürfe wegen ihrer Leichtsinnigkeit machen, da wir doch flüchtiger sind, als sie.

Man mus bekennen, erwiederte Cleantes, daß es eine Ungerechtigkeit ist, welche die Mansperſonen dem Frauenzimmer thun, es unbeständig zu nennen, besonders wenn es die Liebe betrift; denn ein Frauenzimmer ist immer beständiger, als ein Man, die Person zu lieben, die ihr liebenswürdig geschienen, und ihr Herz zu rühren gewust hat. Obgleich ein Frauenzimmer weis, daß sie Nebenbuhlerinnen hat, die glüklicher sind, als sie; obgleich ihr Liebhaber sie durch seine Unbeständigkeit und Undankbarkeit beleidiget hat: so vergiebt doch dies Frauenzimmer dem strafbaren Liebhaber, zu dessen Vortheil sie eingenommen ist; sie entschuldiget seine Schwäche, und ihr Herz spricht wider ihren Willen für ihn. So schwer ist es, ein Herr seines Herzens zu bleiben, wenn es sich einmal der Liebe ergeben hat.

Es ist wahr, sagte darauf der Ritter, man kan nicht über sein Herz bestimmen, wenn die Liebe sich desselben einmal bemächtiget hat. Und es ist noch sonderbarer bei der Liebe, daß sich eine schöne Person oft an einen Menschen ergiebet, der keinen Wiz hat, und der seine Unvolkommenheiten und Fehler oft mit einer schlechten Gestalt begleitet. Dem ohnerachtet wird sich ein Frauenzimmer nicht von ihrer Liebe heilen können. Eben so wird sich oft ein Man an eine junge Person heften, die nicht das geringste Verdienst hat, und deren unordentliche Aufführung der Gegen-

stand des Spots und Tadels des Volks seyn wird. Hierauf beziehet es sich ohne Zweifel, fügte der Ritter hinzu, daß man sagt, die Liebe sey blind. Ich sehe wirklich keine größere Blindheit, als seine Freundschaft und Hochachtung einer Person zu geben, die sie nicht verdienet: und man mus eine schlechte Einsicht haben, wenn man sein Glük von einer so lächerlichen Vereinigung wil abhängen lassen.

Man könte sagen, erwiederte Cleantes, daß wir die Vernunft, wenn sie uns in allen Leidenschaften verlässet, bei der Liebe gänzlich verlieren.

Ich habe Euch gesagt, antwortete der Ritter, daß es etwas unvernünftig sey, sich an Personen zu heften, die es nicht verdienen. Wenn man aber dasjenige, was bei der Liebe geschiehet, etwas näher betrachtet, so wird man etwas finden, welches zur Rechtfertigung derer dienen kan, die in der Wahl der Personen, welche der Gegenstand ihrer Bemühung und Zärtlichkeit seyn sollen, nicht sehr fein zu seyn scheinen. Eine Person, die Unvolkommenheiten hat, die der ganzen Welt bekant sind, und uns wider sie einnehmen, wird wirklich ihre Fehler durch viel Ehrerbietung und Unterthänigkeit, und durch gefällige Manieren ersezzen. Eine junge Schöne, deren Aufführung nicht sehr ordentlich ist, wird ebenfals Annehmlichkeiten haben, die ihre Fehler bedekken, und ihr Liebhaber, der ihre Reizungen bewundern mus, wird niemals auf dasjenige Acht geben, was seine Liebe beunruhigen kan. Das ist es, fuhr der Ritter fort, welches Verbindungen befestiget, die man mit Personen geschlossen hat, die durch ihre natürliche Fehler und übele Aufführung vielmehr der Gegenstand unserer

serer Gleichgültigkeit, als unserer Freundschaft seyn solten.

Man mus bekennen, erwiederte Cleantes, daß nicht alle Menschen ihre Liebe auf einerlei Art einrichten. Oft wird man von einer jungen Person eingenommen werden, die bei einer Menge von Leuten von gutem Geschmak, bei denen sie sich befunden, gar keinen Eindruk gemacht hat.

Dies geschiehet sehr oft, antwortete der Ritter, ich habe aber noch eine Anmerkung zu machen, nemlich, daß eine große Schönheit nicht immer am stärksten gefält. Das ist eine Wahrheit, die man täglich bekennet und bemerket. Ein Frauenzimmer von einer mittelmäßigen Schönheit, mit einigen Annehmlichkeiten und artigen Manieren, wird oft mehr gefallen, als eine wunderbare und außerordentliche Schönheit.

Dies scheinet mir nicht wunderbar, unterbrach Cleantes. Man kan wirklich bei einer volkommenen Schönheit die Regelmäßigkeit ihrer Züge bewundern, aber zum Gefallen und zur Rührung des Herzens wird noch etwas mehr erfordert. Man siehet täglich Personen, die nicht leben können, ohne sich zu sehen, es sind heimliche Knoten und Sympathien, die sie unauflöslich binden. Ein Liebhaber findet bei einer Gebieterin von einer gemeinen Schönheit Reizungen, nichts scheinet ihm dem Gegenstande seiner Wünsche gleich zu seyn. Er liebet ihn, er suchet ihn, und sein ganzes Vergnügen ist, ihn zu sehen und zu bewundern.

Man mus aber doch bekennen, sagte darauf der Ritter, daß der Vorzug einer mittelmäßigen und gemei-

meinen Schönheit, vor alle dem, was die Natur am schönsten gemacht hat, den artigen Manieren, und dem gewissen Etwas zugeschrieben werden müsse, welches man bei dieser gemeinen Schönheit antrift. Denn ohne das ist es nicht glaublich, daß man sich entschließen könne, eine Person vorbei zu gehen, der die Natur von alle dem nichts versaget zu haben scheinet, was sie liebenswürdig machen kan.

Dies scheinet mir gerecht, erwiederte Cleantes, aber man könte auch noch hinzufügen, daß es Personen giebt, deren Gemüth nicht zu einer langweiligen Liebe eingerichtet ist, und weil sie befürchten, daß eine große Schönheit spröde und stolz seyn möchte, so wagen sie es nicht, ihre Eroberung zu unternehmen. Sie begnügen sich, ihre Wünsche an eine mittelmäßige und gemeine Schönheit zu wenden, überredet, daß sie nicht so viel Nebenbuhler haben werden, als wenn sie sich in den Kopf sezten, die Gunst einer Frau zu gewinnen, die sich angebetet, und von einem Haufen Liebhaber gesuchet siehet, die alle bemühet sind, durch ihren Eifer und durch ihre Beständigkeit die Genehmhaltung ihrer Wünsche zu erlangen.

Dies ist auch wahr, antwortete der Ritter, weil viel Leute glauben, daß sie in der Liebe nicht anders, als durch den gänzlichen Besiz der geliebten Person glüklich seyn könten, so kan es geschehen, daß sie, wie Ihr bemerket habt, um nicht so lange zu schmachten, sich entschließen, ihre Wünsche an Personen zu wenden, die eine mittelmäßige und gewöhnliche Schönheit zugänglicher macht.

Woher kömt es aber, unterbrach Cleantes, daß sich das

schöne

schöne Geschlecht nicht immer den Bitten eines Liebhabers ergiebt? Mir deucht, wir haben gesagt, daß das Frauenzimmer eben so viel Hang und Neigung zur Liebe habe, als die Mansperſonen. Wenn das so ist, warum widerstehen sie uns denn mit so vieler Härtigkeit? Und wenn sie eben die Leidenschaften empfinden, als wir, warum haben sie denn nicht eben den Eifer, um sie zu befriedigen?

Ich gestehe, sagte der Ritter, es geschiehet bisweilen, daß die Frauen sich nicht leicht den Bitten eines Liebhabers ergeben. Dies ist nicht außerordentlich, das schöne Geschlecht mus sich scheuen, Scham und Wohlstand hält es zurük. Es ist überdies immer ein Vergnügen, sich bitten zu lassen. Ich erinnere mich hiebei des Gedankens eines Italiänischen Dichters. „Das Frauenzimmer, sagt er, fliehet, damit „man ihm nachlaufe; es verbirget sich, es ist aber „leicht zu entdekken; es weigert sich, aber es ist froh, „wenn man ihm das raubet, was es nicht bewilliget hat.“

O'r non sai tu com' é fatta la donna?
Fugge, e fuggèndo vuòl, ch' altri la giunga.
Niéga, e negando vuòl, ch' altri si toglia.
Pugna e pugnando vuòl, ch' altri la vinca.

Das können die Bewegungsgründe seyn, fuhr der Ritter fort, die eine kleine Anzahl von Frauenzimmern verbinden, den Wünschen ihrer Liebhaber einige Zeit zu widerstehen. Die weise und kluge Natur hat, da sie, wie es scheinet, die Vereinigung des Mannes und der Frau befördern wolte, alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten weggenommen, welche diese Vereinigung aufhalten könten. Sie gab beiden Geschlech-

tern nicht allein einen Hang und eine außerordentliche Neigung zur Liebe, sondern sie machte auch, daß die Männer und Frauen auf eine gleiche Art von den Vergnügungen dieser Leidenschaft gerühret würden.

Wenn Ihr aber saget, unterbrach Cleantes, daß die Männer und Frauen bei den verliebten Vergnügungen gleich empfindlich seyn, so glaube ich, daß man Eure Meinung wol bestreiten könte. Es giebt wenigstens mehr Personen, welche versichern, daß die Frauen die Vergnügungen der Liebe stärker empfinden, als die Männer. Die Ursache, welche sie davon angeben, ist, daß das schöne Geschlecht viel feinere Empfindungen habe, als das unsrige, und deshalb stärkere Eindrükke von dem Vergnügen haben müste, von dem wir geredet haben. Diese Meinung hat zu allen Zeiten gegolten. Die Fabel lehret uns, daß Jupiter, der größeste der Götter, da er mit seiner Gemalin Juno darüber stritte, welches von beiden Geschlechtern bei den Vergnügungen der ehelichen Liebe am empfindlichsten sey, den Tiresias, der von beiderlei Geschlecht war, rief, um die Streitfrage zu entscheiden. Jupiter gewan nach dem Urtheil des Tiresias den Proces.

Vielleicht, erwiederte der Ritter, hat die gerechte und billige Natur, da sie der Frau in der Liebe mehr Vergnügen schafte, als dem Man, das schöne Geschlecht wegen der vielen Beschwerden schadlos halten wollen, denen es die Liebe unterwirft. Es ist wahr, daß so wol die Männer, als Frauen, mit der Erziehung der Kinder beschweret sind, aber dies hindert nicht, daß diese Bemühungen nicht am besten der Frau anstünden, wenigstens bis zu einem gewissen Alter.

Ich

Ich glaube wie Ihr, sagte darauf Cleantes, daß die Unbequemlichkeiten und das Unangenehme, welches auf die verliebten Vergnügungen folget, für die Frauen stärker sind, als für die Männer. Und wenn die Frau nicht ganz allein alle die Unbequemlichkeiten empfindet, welche das Vergnügen der Liebe begleiten: so mus man doch bekennen, daß sie das Beschwerlichste in der Heirath ganz allein erträgt. Denn ohne die häuslichen Sorgen zu rechnen, die sie in ihrer Haushaltung hat, wenn der Man noch eines Ueberrests der Freiheit genießet, wird man bekennen, daß nichts der Mühe gleich kan, welche sich eine zärtliche Mutter giebt, um ein Kind zu erziehen, welches sie mit Schmerzen in die Welt sezzet, nachdem sie die Ungemächlichkeit gehabt hat, es neun Monat in ihrem Schoos zu tragen. Ich bin also sehr Eurer Meinung, daß die Natur das schöne Geschlecht bei den Vergnügungen wol kan empfindlicher gemacht haben, welche die Liebe empfinden läßet, um es wegen der Beschwerden schadlos zu halten, die ihm diese Leidenschaft verursachet.

Aus alle dem, was wir gesagt haben, erwiederte der Ritter, kan man schließen, daß keine Leidenschaft ist, zu der die Menschen geneigter sind, als zur Liebe. Weil man in dieser Leidenschaft eine Quelle des Vergnügens findet, so lebt fast niemand, der nicht liebt, oder geliebet hat. Es scheinet, daß die Natur sich besonders bemühet habe, die Menschen zur Liebe zu bewegen, da sie ihnen tausend Vortheile entdekket hat, die sie aus dieser Leidenschaft ziehen können. Einigen scheinet die Liebe eine Quelle der Freude zu seyn, andere bilden sich ein, daß sie ihnen ein wichtiges Glük verschaffen könne. Durch die Liebe werden alle Geschäfte des Lebens geführet; sie erhält die Menschen und pflanzet sie fort; sie ist die vornehmste Stüzze der Gesellschaft.

Wenn wir, sagte Cleantes, alle Vortheile untersuchen, die man aus der Liebe ziehen kan, so werden wir finden, daß sie fast unendlich sind. Ohne die Liebe würden die Menschen viel gröber und wilder seyn, als sie sind. Die Liebe flößet in die Seele eine gewisse Sanftmuth, ein gewisses freundliches und einnehmendes Wesen, welches den

Menschen liebenswürdig macht, und ihn von einem jeden suchen läßet.

Man mus bekennen, daß der Umgang mit Frauenzimmern, versezte der Ritter, uns sehr vortheilhaft sey, nur bei dem schönen Geschlecht schöpfet man diese Höflichkeit, diese einnehmenden Manieren, die so geschikt sind, die bürgerliche Gesellschaft zu erhalten und sie angenehmer zu machen. Oft wird ein Mensch, der sich durch den Umgang mit Frauenzimmer dies Ansehen der Welt, dies einnehmende Etwas gegeben hat, mehr gesucht, als Personen, die große Kentnisse und viel Gelehrsamkeit haben. Oft wird ein Gelehrter, der seinen Verstand mit vielen Wissenschaften geschmükket hat, in einer Gesellschaft kaum angesehen werden, da ein Mensch, der das schöne Geschlecht besuchet hat, ganz wilkommen seyn wird.

Wenn auch die Liebe, sagte darauf Cleantes, keinen andern Vortheil hätte, als den, von dem wir geredet haben, so dürften wir ihr doch unsere Hochachtung nicht versagen.

Das gestehe ich, antwortete der Ritter, aber das, wovon wir geredet haben, sind die Vortheile der Liebe noch nicht alle. Ich glaube, wie Ihr, daß das Gute, welches die Liebe verursachen kan, fast unendlich ist. Wenn wir unsere Betrachtungen weiter tragen, und das ein wenig überlegen wollen, was in dem Leben vorgehet, so werden wir sehen, daß die Liebe eine Quelle des Guten und Glüks ist. Oft verändert ein flüchtiger und unbeständiger Mensch, der sich bei keiner Beschäftigung hat aufhalten, oder etwas rechtes für sein Glük hat unternehmen können, sein Gemüth auf einmal, wenn er sich verheirathet siehet. Dieser Mensch, der flüchtig und unbeständig war, wird klug, und wählet die Verrichtungen mit Vernunft, die seinen Neigungen am besten anstehen. Ein junger Mensch, dessen ganzes Vergnügen in einer widrigen Freigeisterei und einem unordentlichen und einem ehrbaren Menschen unanständigen Leben bestanden hat, wird seine Gesinnungen plözlich verändern, wenn er sich bei einer Gemalin siehet, die durch ihre Tugend und einnehmende Manieren das Geheimnis gefunden hat, sich zur Gebieterin seines Herzens zu machen.

Außer diesen Vortheilen, unterbrach Cleantes, entdekke ich noch andere, die nicht weniger wichtig sind. Das Leben wird durch so viel Ungewitter beunruhiget, es ist mit so viel Widerwärtigkeiten vermischt, daß wir oft unter dem Gewicht dieses Misvergnügens erliegen müsten, wenn die Seele nicht eine Zuflucht wüste, um sich der Bekümmernis zu entziehen, in der sie sich befindet. Bei diesen Gelegenheiten wird ein Unverheiratheter allezeit viel beängstigter seyn, als ein anderer, dem eine zärtliche und treue Gemalin unverlezlich verbunden ist, der Man wird niemals eine Widerwärtigkeit haben, daß seine Frau nicht gerühret dabei sey. Diese getreue Gesellschafterin wird alle Ungunst des Glüks, und alle Verdrieslichkeiten, die ihm zustoßen, mit ihm theilen, und sich bemühen, ein Mittel zu finden, um seinen Schmerz zu verringern.

Es ist wahr, antwortete der Ritter, dies ist einer von den größesten Vortheilen der Vereinigung des Mannes und der Frau. Wenn wir unsere Meinung durch die überzeugendeste Probe beweisen wolten, so dürften wir uns nur erinnern, daß das oberste Wesen, welches alle Dinge aus Nichts hervorgezogen hat, seinen übrigen Werken nur deshalb eine Frau beifügte, weil er wohl sahe, daß es dem Menschen nicht vortheilhaft war, allein zu bleiben, daß er eines Gehülfen, und zwar eines ihm gleichen Gehülfen bedurfte. Man hat zu allen Zeiten außerordentliche Zeichen des Eifers gesehen, den die Frauen haben, um ihren Männern in ihren Widerwärtigkeiten zu Hülfe zu kommen. Man hat welche gesehen, die ihre verwiesene Männer in fremde Länder begleitet haben; andere, die ihnen über das Meer und bis an das Ende der Welt gefolget sind; und endlich noch andere, die ihre Männer nicht haben sterben sehen können, ohne durch den lebhaftesten Schmerz gerühret und von einer entsezlichen Verzweifelung eingenommen zu werden.

Es giebt nicht allein Frauen, erwiederte Cleantes, denen das Leben verdrieslich und lästig wird, wenn sie sich von ihren Männern getrennet sehen: es giebt auch welche, die eine so grausame Trennung nicht überleben können. Und weil der Man und die Frau nur einen Körper ausmachen, so geschiehet es auch oft, daß beide zugleich sterben.

Es giebt auch, unterbrach der Ritter, Frauen, die muthig genug

genug sind, den Tod zu verachten, wenn sie sich ihre Männer rauben sehen. Nichts kan die Grosmuth und die Tapferkeit, der ein Frauenzimmer vielleicht fähig ist, besser beweisen, als die Handlung jener Römerin, die, da sie ihren Man gezwungen sahe, sich mit einem Dolch zu ermorden, auch mit ihm sterben wolte, und um ihn in den traurigen Umständen, in denen er sich befand, mehr Stärke und Entschlossenheit einzuflößen, so ergrif sie selbst einen Dolch, sties sich denselben in die Brust, und reichete ihn ihrem Gemal mit diesen Worten, die nicht weniger ihre Zärtlichkeit, als ihre Grosmuth anzeigen: Nim hin, mein lieber Petus, er thut kein Uebel.

Man mus bekennen, sagte darauf Cleantes, daß dies eine recht grosmüthige Handlung war, und man mus heftig lieben, um sich so leicht zum Tode zu entschließen. Es ist wahr, alle Frauen sind nicht fähig, so zärtliche und grosmüthige Gesinnungen zu haben, aber man kan doch überhaupt sagen, daß keine sind, die sich nicht beeifern, mit ihren Männern die Verdrieslichkeiten und Beschwerden zu theilen, die sie haben können. Die Frauen sind von Natur zärtlich, und zum Erbarmen und Mitleiden geneigt. Sie können ihre Männer in keiner Noth sehen, ohne dadurch gerühret zu werden, und auf Mittel zu sinnen, sie heraus zu ziehen. Jemand, der das Glük hat, eine Frau von diesem Charakter zu haben, der ist selbst in seinem Unglük auf einige Art glüklich. Es ist eine Art von Vergnügen, jemand zu haben, dem man seinen Schmerz mittheilen kan. Es ist im Leben nichts angenehmer, als ein anders Ich zu haben, welches dieselben Schiksale hat, als wir, und welches an allem Theil nimt, was uns angehet. Nichts macht bei uns einen stärkern Eindruk, als der Trost einer Person, die man liebet. Deshalb sind die Worte einer zärtlichen und treuen Gemalin oft noch mehr, als hinreichend, um den lebhaftesten Schmerz zu stillen.

Aber, sagte darauf Cleantes, wir merken nicht, daß es spät wird, und daß es Zeit ist, daran zu denken, daß man nach Hause gehe.

ENDE.

Moralischer Unterricht,

Von

Denen drey Haupt-Affecten der Menschen, derer Mixtur, denen Mitteln selbige zu unterdrücken; nebst beygefügter Betrachtung von der höchstnöthigen Erkäntniß seiner selbst und angehängten Kennzeichen der wahren Weißheit und Thorheit.

Verfertiget von einem Moral-Liebenden.

Leipzig,
Zu finden bey Joh. Herbord Kloßen, 1724.

Mathematik

Vorrede.

DJe heutige curieuxe Welt wird fast in allen Assemblées von Passionen oder Affecten der Menschen zu discuriren und sich dadurch ein gloir und plaisir zu machen wissen. Und dennoch bey so vielen von Passionen angestellten discoursen, bey so überflüßigen von dieser materie heraus gegeben Büchern müs-

sen wir täglich leider! erfah-
ren, wie dieser und jener af-
fectirte Moraliste von die-
sen drey Haupt-Affecten
und Neben-Affecten als
rechten furien in dieses und
jenes Laster unvermerckt ge-
rissen werde. Wann dem-
nach die Betrachtung dieser
um so viel nöthiger ist, weil
die Glückseligkeit der Men-
schen und deren Gemüths-
Ruhe einzig dadurch erhal-
ten wird; so habe, geehrter
Leser, in diesen wenigen Bo-
gen eine kleine Betrachtung
von diesen drey Haupt-Af-
fecten anstellen, ihre Eigen-
schaf-

schafften und meisten attributa zeigen, und wie einer bey vorgehender Mixtur den andern bald verschlimmern, bald verbessern, anmercken wollen. Wirst du, geneigter Leser, dich in dieser und andern herrlichen hievon herausgegebenen Betrachtungen fleißig und aufrichtig geübet haben, so kanst du diz gute Profectus in Erkentniß deiner selbst versprechen und so dann auch in Erkäntniß anderer Leute glücklich avanciren. Denn wer sich nicht zuvor selbst wohl hat kennen lernen, wird an-

dere schwerlich erkennen und von den Kennzeichen der wahren Weißheit und der entgegen gesetzten Thorheit unpartheyisch judiciren können. Vergönne diesem, was und wie es auch sey, ein geneigtes Auge und wohlwollendes Andencken dem, der allzeit deiner affection sich empfehlend verharret

Dein

Dienst ergebenster.

Kurtzer Moralischer Unterricht von unsern Elend und den Mitteln desselben loß zu werden.

CAPUT I.

Die Betrachtung Von denen drey Haupt-Affecten Ambition, Wollust und Geld-Geitz.

§. 1.

SO ist dann der Wille des Menschen der Quell und Sitz des menschlichen Elends und insonderheit der Gemüths-Unruhe, und zwar darum, weil er in drey wiederwärtige Willen gespalten ist, welche bloß darinnen recht überein kommen, daß sie den Menschen von der wahren Gemüths-Ruhe abführen.

§. 2.

Um nun dieses Elend gründlich und genauer zu erkennen, so ist nöthig, daß wir diese Willen distincter ansehen, und ihre Eigenschafften recht untersuchen. Diese drey Willen sind, wie schon gemeldet, Ehr-Geitz, Wollust, Geld-Geitz.

§. 3.

Diese drey Willen werden Affecten oder Begierden genennet, item Zuneigungen, Passiones oder Leidenschafften. Begierden heissen sie, weil sie alle auf ein Verlangen nach etwas hinaus lauffen, und also was thätiges, ja das primum mobile der menschlichen actionen sind; Leidenschafften aber, so ferne sie von denen Dingen ausser dem Menschen exerciret und supprimiret werden.

§. 4.

Sie heissen aber Haupt-Affecten, weil die andern alle von ihnen dependiren, wie solches nicht nur Herr Thomasius und Buddæus gewiesen, sondern

auch viele andere vor ihnen erkannt haben.

§. 5.

Was ich habe, das begehre ich nicht, und also sind alle Begierden ein Verlangen nach etwas, das man nicht besitzet, also ist der Schmertz des Leibes keine Begierde, ob er schon ein Verlangen erwecket dasselbe loß zu werden.

§. 6.

Alles was man verlanget das hält man vor gut, alles was man loß zu werden suchet oder fliehet, das hält man vor böse. Aber es ist nicht alles guth, was man verlanget, noch alles böse was man fliehet.

§. 7.

Also hält ein ambitiöser Demuth und Gedult vor etwas böses, gleich wie ein Wollüstiger die Mäßigkeit, Keuschheit, Wachsamkeit, und ein Geitziger die Barmhertzigkeit.

§. 8.

Das Verlangen nach Ehren ist nicht alsobald Ehrgeitz, das Verlangen sein Geschlecht forzupflangen und sich zu erquicken nicht so gleich Wollust, und die Begierde nach ein ehrlichen Auskomen nicht gleich Geld-Geitz, denn die Ehre, so sich auf gerechte, erbare und tugendhaffte Thaten gründet, ist gut, die ordentliche Vermehrung seines Geschlechts, und auf Mäßigkeit u. Keuschheit gegründete Erquickung ist auch gut, und ein rechtmäßig erworbenes Auskommen haben, damit man sich erhalten, die Seinigen versorgen und andern guts thun könne, ist gleichfalls gut, denn dadurch wird unsere und anderer Conservation befördert und erhalten.

§. 9.

Der Ehrgeitz bestehet in dem unendlichen Verlangen bloß andere zu unterdrücken und von ihnen in allen gelobet und geehret zu werden. Die Wollust in dem unmäßigen Verlangen bloß seinen Sinne sonderlich aber den Geschmack

schmack und das Gefühle zu belustigen: der Geitz in dem unersättlichen Verlangen bloß reich zu seyn oder alles Guth und Geld an sich zu ziehen und zu genüssen. Denn in diesen Dingen suchen, wie gemeldet, diese drey affecten das summum bonum und in dieser consideration sind sie böse.

§. 10.

Diese drey Affecten sind zwar einander directe contrair, es kommt aber doch einer in einem und dem andern attributo dem einen näher als dem andern; ja sie haben alle noch dieses zusammen gemein, daß sie durch Hoffnung und Furcht excitiret und geschwächet werden, ob wohl die Furcht der ambition der Furcht des Geitzes und der Wollust & vice versa freylich contrair ist.

§. 11.

Die drey Haupt-Affecten sind eigentlich thätliche Kräffte, Furcht und Hoffnung oder Leidenschafften.

§. 12.

§. 12.

Wenn man keine Hinderung in Verlangen der unserm Haupt-Affecten beliebten Sache oder gar Hülffe empfindet oder spühret, so entstehet daraus Hoffnung oder eine Erweckung und Stärckung dieser Affecten; Empfindet und spühret man aber Verhinderung und keine Hülffe in Erlangung der angenehmen oder Evitirung der widrigen Dinge, so entstehet daraus Furcht oder eine Unterdruckung und Schwächung der Haupt-Neigung.

§. 13.

Ein Ambitiosus fürchtet nichts mehr als Sclaverey, Verachtung und Schande; ein Wollüstiger mühsame Arbeit, Kranckheit, Mangel fleischlicher Ergötzung und den Todt; der Geitzige aber Dürfftigkeit, Armuth theure Zeit ꝛc. Ist diese Furcht aufs äuserste gebracht, so wird daraus Verzweiffelung.

§. 14.

Der Geitzige hoffet gerne viel zu

zu gewinnen und kümmert sich nicht, ob andere dadurch Schaden leiden; der Wollüstige delicat zu leben und seiner Dirnen zu geniessen; der Ehrgeitzige aber über andern empor zu steigen, sich zu rächen, Lob und Ehre zu erlangen, wenn diese Hoffnung starck wird, so entstehet daraus ein Vertrauen und endlich eine Künheit.

§. 15.

Die Wollust und ambition kommen darinnen überein, daß sie beyde viel depensiren, doch ist der Unterscheid dabey der, ambitiosus wendet mehr auf den Etat und auf andere, als auf sich selbst, der Wollüstige aber wendet viel auf delectation und so wohl auf sich selbsten als auf andere.

§. 16.

Sie sind beyde zum Zorn geneigt, aber der Wollüstige fährt geschwinde auf und wird bald begütiget. Der ambitiosus wird leicht böse, aber er wird

nicht

nicht leicht gedämpffet, sondern suchet sich zu rächen.

§. 17.

Sie sind auch beyde Feinde von schändlichen Gewinn und Geitz, von Lügen, sclavischer Esels-Arbeit ꝛc. der Ehrgeitzige, weil diese Dinge Verachtung gebühren; der Wollüstige aber, weil er zu barmhertzig und zu commode ist aufs Zukünfftige zu dencken, weil er sein Hertz auf der Zunge hat und gerne will, daß andere Leute auch so seyn sollen, und weil er viel zu libertinisch und faul ist.

§. 18.

Die ambition und der Geitz treten ein ander darinne einander nahe, daß sie beyde fasten und den Leib casteyen, beyde sich an dem von welchen sie sich beleidiget halten, zu rächen suchen: beyde hartnäckig auch wachsam mißtrauisch und argwöhnisch sind. Allein mit dem Unterscheide, daß der ambitiosus bloß darum wenig isset, damit er desto wach-

wachsamer und geschickter ad agendum & meditandum sey, und die Zeit menagire; der Geitzige aber, weil ihm das Geld, so er darauf wenden soll, reuet. Daß der ambitiosus sich öffentlich oder nach dem gemeinen Stylo auf honette Weise, der Geitzige aber schelmisch heimlich und hinterlistig sich rächet. Daß der ambitiosus um nichts in seinen affairen zu versehen und versäumen und sattsame Zeit dieselbe zu überlegen zu haben; Der Geitzige aber aus Furcht vor den Dieben oder aus Lust zu stehlen wachet. Und daß der ambitiosus mehr mit Raison; Der Geitzige aber wieder all eraison mißtrauisch und argwönisch ist. Daß der ambitiosus, damit er nicht vor unbeständig angesehen werde und was wieder seine Renomme begehe, der Geitzige aber, damit er ja nicht in geringsten gegen sich oder gegen andere raisonable handele, hartnäckig ist.

§. 19.

Wollust und Geitz kommen am wenigsten mit einander überein, ausser, daß

daß sie beyde furchtsame, knechtische, submisse, prahlerische auch ziemliche säuische Leuthe sind. Wie wohl das prahlende knechtische submisse und säuische Wesen dennoch dem Geitze mehr anhanget.

§. 20.

Es giebt also unter denen Nebenaffecten einige, welche die Haupt-affecten certo modo mit einander gemein haben; und wieder andere, die einem allein eigen sind. Unter jene gehöret noch die Curiosität oder der Vorwitz, welche passion insgemein von denen Moralisten vergessen wird.

§. 21.

Die Curiosität ist so wohl bey der Wollust und dem Geitz, als der ambition anzutreffen, sie gehet auf das, was man noch gar nicht oder doch nicht recht weiß und empfunden hat, und also auf was neues oder rares oder Verborgens.

§. 22.

§. 22.

Alle Menschen sind curieux das was andere von ihnen urtheilen, oder, wie sie gegen sie gesinnet seynd, zu erfahren, jedoch nicht alle in gleichen Maaß. Der ambitiosus trachtet am meisten, der Wollüstige aber am wenigsten darnach.

§. 23.

Die Curiosität ist eine Dienerin der Hauß-affecten; daher ist ein ambitiosus curieux in Hoff-Intriguen und Etats-Maximen. Der Wollüstige in denen Heimligkeiten des Frauen-Zimmers und denen seine Wollust secundirenden Stücken; der Geitzige aber in Haußhaltungs Sachen, Filou-streichen und Kauffmanns-Finten.

§. 24.

Die Curiosität eines Wollüstigen ist unvorsichtig, sich übereilende und frey, doch auch furchtsam wenn sie was ambitiöses zum obiecto oder sonst eine Hinderung hat; der Vorwitz eines

Geitzigen ist zitternd, argwohnend furchtsam, tückisch, und heimlich; eines Ehr-geitzigen Vorwitz aber ist vorsichtig, scharffsinnig, subtil, unvermerckter und mannierlicher, erstreckt sich auch auf mehr Dinge als der Vorwitz eines sanguinei & melancholici.

§. 25.

Nun wollen wir die affecten melden, welche nur einem Haupt-Affect eigen sind: Ein ambitiosus ist demnach stoltz, oder hat einen andern nicht æstimirenden Hochmuth an sich, violent und affectiret genereux zu seyn. Er liebt auch Pracht, und weiß zu dissimuliren und zu schweigen. Der Geitzige ist ein Schmeichler, ein Feind des Frauen-Zimmers, kunckerisch, tückisch und grausam, simulant, lügenhafft, neidisch und ein rechter Schadenfroh; der wollüstige aber geil, listig, schertzhafftig, freßig und versoffen, zärtlich, faul, waschhafftig, præcipitant in seinem Thun und Lassen und allzuweichherztig.

§. 26

§. 26.

Der Geitzige incliniret zur Superstition, der Ambitiosus zum Atheismo, der Wollüstige zu beyden. Der erste excolirt mehr sein Gedächtniß, der andere das judicium, der letztere sein Ingenium.

§. 27.

Was machen wir aber aus denen so genandten Phlegmaticis, bey denen man fast keinen Affect als die Faulheit, die Liebe zum Essen und Trincken und etwas Geilheit antrifft; in übrigen aber weder ingenium noch memorie und noch weniger judicium ausser irgend in einem gar sehr niedrigen und fast egalen gradu? Ich halte sie vor monstra moralia, die, wie sie ohne dem weder zum Guten noch auch zu sonderlichen Bösen geschickt seyn, also auch nicht viel consideration verdienen, ja ich glaube, daß Ehleute, wo sie nüchtern und gesund cumbiren oder nicht selbst phlegmatisch seyn, nie keinen phlegmaticum zur Welt bringen werden.

§. 28.

Daher schickt sich der Wollüstige zur Poesi, denn er ist inventieux, der ambitiosus der viel vom decoro hält, zur Politique, und der Geitzige zur Matheſi, der Phlegmaticus aber zu nichts.

CAPUT II.

Von der Mischung derer Haupt-Affecten.

§. 1.

Wir haben die 3. Haupt-Affecten insonderheit betrachtet, wir müssen aber nicht meynen, als wenn sie würcklich â part subsistirten, dergestalt, daß ein Mensch bloß ambition, der andere bloß Geitz, der dritte bloß Wollust hätte.

§. 2.

Alle Menschen haben diese 3. Haupt-affecten zugleich in sich, aber nicht alle

alle in gleicher Ordnung oder Maaß, sondern sie sind fast so vielfach gemischet als Menschen seyn.

§. 3.

Man kan sie aber doch in 3. Haupt-Mixturen bringen: Etliche Menschen haben Geitz und ambition, andere Geitz und Wollust, andere ambition und Geitz, wieder andere Wollust und Geitz, manche ambition und Wollust, und endlich andere ambition und Wollust zu Haupt-Affecten.

§. 4.

Bey einem stehet die oberste passion von denen andern beyden weit hervor, bey dem andern stehet die andere bald bey der obersten, bey dem dritten stehen sie alle drey nahe beysammen, ja bey manchen fast gleich.

§. 5.

Die difference in gewisse grade bringen, ist eben so unmöglich als einem andern deutlich zu zeigen, wie viel grad

ein Diamant seinem Feuer nach besser sey als der andere, man lernet dieses bloß aus der Ubung und Exempel nicht durch præcepta. Indeß ist genug, wenn einer so viel theoretice lernet, als Herr Thomasius in der Ausübung der Sitten-Lehre bewiesen hat.

§. 6.

So unterschiedene Arten der mixturen nun sind, so unterschiedene Arten sind auch der Menschen. Die wenigsten sind gleich gesinnet in der Welt; Ja wie vielleicht keiner ist, der dem andern von innen oder nach seinem Geiste vollkommen gleich ist.

§. 7.

Man sagt im Sprüchwort: Es ist nichts so böse, es ist zu etwas gut. Die Menschen sind von Natur alle böse, sie haben allerley böse affecten in sich, sie sind der Mischung nach different, und einer will selten was der andere will. Gleichwol wird dadurch nicht der ruin, sondern die Erhaltung der Welt auch ohne Intention der Menschen befördert.

So

So wendet GOttes Weißheit das Böse zum Guten, ja man kan daher gar wohl sagen: mundus regitur sapientia Dei & stultitia hominum.

§. 8.

Der ambitiosus schicket sich zum herrschen andere zu beschützen, die, wenn er Wollust dabey hat, auch genereuse Freygebigkeit zum guten aufzumuntern, wenn aber Geitz der ambition folget, die von der Ungerechtigkeit und Grobheit durch Ernst und Straffe abzuhalten. Er ist capable Geld zu erwerben, commercia in Stand zu bringen, anderer ihre List und Tücken zu hindern, sonderlich wenn er mehr melancholie als Wollust hat. Der Geitzige und Wollüstige seynd geschickt zu gehorchen, jener zu spahren, dieser das Geld unter die Leute zu bringen und dem Armen gutes zu thun. Voluptuoso-ambitiosi sind gutè Consiliarii und Doctores, avaro-voluptuosi gute Knechte und Sclaven. Kurtz: es muß so seyn: denn wären alle Menschen entweder bloß geitzig oder bloß ambitiosi,

oder bloß Wollüstige, so könte die Welt nicht dauren. Es ruiniret zwar so auch einer den andern (wiewol sich der Mensch mehr selbst ruiniret) alleine es werden doch weit mehrere conserviret. Pereat unus aut etiam multi, modo non omnes pereant & plurimi conserventur.

§. 9.

Ich hätte eben eines gemischten affectes gedencken sollen, nemlich der Eifersucht, weil wir aber hier de mixtura affectuum handeln, kan er noch hier seine Stelle finden. Hr. Thomasius hat hiervon distincte und gründlich tractiret und gewiesen, daß die Eifersucht zwar eine Tochter des Neides sey, dennoch aber von denen andern beyden Haupt-affecten auch was participire, ob wohl von der Wollust am wenigsten.

§. 10.

Wo viel Eifersucht ist, da ist viel Geitz oder ambition, und wo viel närrische oder lächerliche Eifersucht ist, da stehet der Geitz und Wollust unstreitig oben an.

§. 11.

§. 11.

Melancholico-Cholerici oder Cholerico-malancholici sind rechte Stoici oder Catones, Voluptuoso-Cholerici rechte Epicuri, und melancholico-voluptuosi schöne Aristotelici, Scholastici und Platonici.

§. 12.

Cholerico-melancholici sind gute Päbste, strenge Iudices, schlaue und viel ausspionirende Ambassadeurs, raffinirte und beständige auch exemplarisch-lebende Athei, eiserne und auf scharffe disciplin dringende Priester, grosse Ketzer-Macher und Verfolger, grosse Handels-Leute und œconomi, gewaltige Etats-Ministros.

§. 13.

Melancholico-sanguinei sind Leute, so sich zu Cabalisten und mysticis schicken, die sich ohne raison zancken, Pedanten abgeben, confuse, ungleich und affectiret schreiben; das Frauenzimmer unter dem Schein der Heiligkeit verführen, die gerne mit alten Weibern zu thun

haben, Calumnianten und Schmeichler zugleich sind, auch leicht auf Socinias-mum verfallen. Es sind superstitiöse Leute, die gerne Wunder glauben, sich viel vom Teuffel und Gespenstern per-suadiren und sich dafür fürchten: die gerne unnütze curiosa haben und sich damit viel einbilden; auf Chronosticha, anagrammata it. auf die Astrologie und Geometrie viel halten; die sich in gar-stige Mägde verlieben, Sodomiterey treiben, die gerne spielen und Filou-Streiche machen, sich aber, wenn sie das geringste verliehren, ärgern, sich kützeln und die Freude nicht bergen können. Sie tragen gerne auf zwey Achseln, sind gute Blaustrümpffe, schicken sich auch zu Arlequinen und Marckschrey-ern.

§. 14.

Sanguineo-Cholerici lieben schön o-der doch anmuthig und galant Frauen-Zimmer, und zwar um desto mehr sub specie honestatis, je mehr sie ambition haben, oder je mehr die Dame, so sie be-dienen, ambiton hat, oder von hohen Stande ist. Sie sind mitleidig und ge-

nereu-

nereuse mit ziemlichen Schein der Raison. Sie sind feind aller Ungerechtigkeit, Brutalitæt, lynischer Sauerey, affectation und hönischer Betrügerey. Sie schicken sich gut andern ihr Elend zu erkennen zu geben, und sind also gute und beliebte Lehrer. Sie schicken sich besser zu Scepticis, die cholerico-melancholici besser zu dogmaticis. Sie inclinirren mehr ad Atheismum als superstitionem und zur Philosophia Eclect. mehr als sectaria. Sie lernen sich und andere Leute leicht kennen, cholerico-malancholici hingegen besser andere als sich, melancholico-sanguinei andere Leute selten recht, sich selbst aber am wenigsten. Sangineo-cholerici corrigiren ihre Meinung leicht, cholero-melanochlici bleiben bey ihren Gedancken melancholico-sanguinei sind hartnäckigt und flatterhafft zugleich, und lassen sich andern bey der Nase herum führen. Doch bleibt ein cholerico-sanguineus fester auf seiner Meynung als ein sanguineocholericus, der auch einem offt das lezte Wort läst, ob er schon recht hat.

§. 15.

§. 15.

Ein Sanguineo-cholericus spielet aufrichtig, wenn er spielet, und mehr zum Zeit-Vertreib als um zu gewinnen, erschertzet, wenn er verliehret, und beklagt sich nicht auf eine so verdrüßliche Art, wie der melancholico-sanguineus, er spielt nicht gerne pure Glücks-Spiele. Steht Colera vor, so liebt er vor andern solche Spiele, da man seinen Verstand kan brauchen, spielt auch lieber mit Leuten, die auch klug spielen, als mit solchen, die nicht Achtung drauf geben, oder das Spiel nicht recht verstehen. Denn er macht sich eine gloire und ein plaisir daraus, wenn er klugen Spielern was abgewinnet, und verlieret lieber bey solchen als bey andern, denẽ bloß das Glücke favorisirt. Ein melancholico-cholericus spielt gar gerne mit Leuten, denen er was abgewinnen kan, und wenn Cholera den Rang hat, so spielet er noch ziemlich honett, und mit dem Schein einiger generosite. Er schweigt beym Spiele, und kan nicht leiden, wenn viel dabey geredet wird; jedoch ein cholerico-sanguinicus noch

weni-

weniger, denn jener ist abstractiver, und wird so leicht nicht turbiret, weiß auch wohl, daß spielende, die viel schwatzen, wenig acht auf ihre Karte haben und also leicht verliehren. Daher er sich der verliehrenden Klagen nicht turbiren. Cholerico-sanguinei aber werden dadurch verdrüßlich und hören alsdenn auf.

§. 16.

Jedoch muß man nicht meinen, es sey genug, wenn man die Mischung der Haupt-affecten wisse, denn der unterste kömmt allerdings auch in consideration und zwar um desto mehr, je näher sie denen obersten an der Seite stehet. Also siehet ein melancholico-sanguineus, der ambition nahe bey der Wollust hat, schon ein wenig gescheidter aus, als wo ambition sehr tief unten stehet. Wiewohl es demnach in Ansehung der Erkäntniß sein selbst sehr schwer mit ihm zugehet; denn so viel ambition und Eigenliebe haben alle Leute, auch die von jener am wenigsten haben, daß sie keine melancholico-sanguinei seyn wollen.

Nun

Nun aber weiß man wohl, daß der Wille über den Verstand herrschet.

CAPUT III.

Von der Erkäntniß sein selbst insonderheit.

§. 1.

DJe Erkäntniß des Menschlichen Elends oder der affecten und ihrer mixturen überhaupt wird zu lauter Thorheit, wenn man sie vor allen Dingen nicht auf sich appliciret und zu einem Spiegel seines Hertzens und seines Thun und Lassens brauchet. Man muß also hierinne dem Prediger Salomon, Anthonino Philosopho und Senecа nachfolgen, und alle Abend, wenn man allein ist, und durch keine äusserlichen objecta turbiret wird, das, was man des Tages über intendiret und gethan oder unterlassen, aufrichtig untersuchen.

§. 2.

Ich sage mit Bedacht, aufrichtig; denn die Menschen stecken alle in der Eigen-

genliebe, die den Verstand verblendet, und ihnen das Böse als gut, oder doch das sehr Böse als nur eine Schwachheit und zu excusirende Sache vorstellet. Daher die Erkäntniß dieser thörichten Eigenliebe das erste seyn muß, der man obliegen und der man durch ein kluges Mißtrauen und rechten Vorsatz sich nicht zu schmeicheln, zur begegnen hat.

§. 3.

Hierzu dienen unterschiedene Dinge:

1. Die Betrachtung, daß diese Eigenliebe die Wurtzel unsers Elendes, und daß je länger man ihr nachhänget, man sich je mehr und mehr in unersetzlichen Schaden stürtzt.
2. Das Creutz (Creutz ist alles das, was des Menschen Haupt-passion hefftig angreifft) und die lebendige Empfindung des Schadens, darein man durch die Heucheley und negligence der Erkäntniß sein selbst gerathen.

3. Die

3. Die uns wiedrigen judicia unserer vermeinten Freunde und Feinde, welche, je mehr sie uns turbiren, je mehr insgemein rar zu seyn scheinen.
4. Die Exempel grosser und in vielen affairen verwickelter Männer, auch so gar unter denen Heyden.
5. Die Aufmercksamkeit auf solche Leute und ihre Consilia, die allem Ansehen nach keine Interesse davon haben, ob wir so oder so leben, dennoch aber bemühet sind, durch discourse und modeste Erinnerungen uns unsere Schwachheiten zu erkennen zu geben, und durch ihre Aufführung bezeigen, daß sie sich selbst wohl kennen und in doctrina sapientiæ einige Erfahrung haben.

§. 14.

Wer sich selbst will kennen lernen, der muß nebst den Haupt-Affect suchen, oder zusehen, wohin die meisten actiones seines Lebens abziehlen. Hierzu werden ihm selbst seine Träume dienen, it. die Betrachtung derjenigen Leute, mit den er gerne oder ungerne umgehet.

§. 5.

§. 5.

Wer diese Dinge nicht observiren will, oder diese observirung von Zeit zu Zeit aufschiebet, wer die Zunfft der Weisen fliehet, alle conversationes älterer und erfahrner Leute hasset, seine offenbahre Thorheit hartnäckig vertheidiget, sich gar nicht schämet, anderer Leute Nachrede gar nicht æstimiret, und sich dabey einbildet, er sey ein trefflicher Kerl uud kenne sich selbsten besser, als ihn alle andere Leute kennen, der ist verlohren, und der unglückseligste und thörigste Mensch von der Welt.

§. 6.

Ein Philosophus, das ist ein Weißheits-Begieriger, muß andern mehr als ihm selbst pardoniren, und mehr beflissen seyn seine eigene Fehler als anderer anzumercken. Die Erkäntniß sein selbst ist die Thüre zur Weißheit und Glückseligkeit. Wer nun die Erkäntniß anderer anfangen will, und notitiam sui dabey negligiret, ist nicht viel klüger als Aristoteles der seinen Verstand in Ausforschung und Erkäntniß seiner imaginirten intelligentien verlohren,

und seines eigenen Geistes darüber vergaß, und also zwar vor der thörichten Welt ein grosser Welt-Weiser, in den Augen wahrhaffter Weisen aber ein grosser Ignorante und Thor worden.

CAPUT IV.

Von denen Mitteln sein Elend loß zu werden.

§. 1.

DJe Erkäntniß sein selbst ist der Anfang das Mittel und das Ende der menschlichen Weiß- und Glückseeligkeit. Denn je mehr wird er es suchen loß zu werden; je mehr er dieses sucht, je mehr wird ers erkennen.

§. 2.

Je mehr und embsiger einer sich in dieser Erkäntniß übet, je eher und leichter wird er sein Elend loß werden. Dahero soll man zeitlich die Sitten-Lehre lernen, und gleich anfangen diese zu practiciren. Denn die alte Hunde fast unmöglich zu bändigen seyn, also werden alte Narren selten weise.

§. 3.

§. 3.

Darum machte sich Christus nicht an die alten Pharisäer, sondern mehr an junge Leute; ja darum befahl er Kinder zu sich zu bringen. Eben so gieng auch Socrates am meisten und am liebsten mit gelehrten Jünglingen um. Also kommt die Ausbesserung vornemlich auf die Education an.

§. 4.

Die Sitten-Lehre gehet vornemlich auf emendationem internam, wozu das Jus naturæ und die regulæ decori die præparatoria machen müssen.

§. 5.

Die Erkäntnisse seines Elends, oder daß man damit, weil man seine affecten in sich herrschen lässet, sich unruhig und mißvergnügt gemacht, würcket eine Reue, welche alsdenn ernstlich ist, wenn die Erkäntniß ernstlich und sincer ist.

§. 6.

Die Reue ist nichts anders als eine ernstliche Erkäntniß der eigenen Thorheit, welche mit der Begierde sich davon loß zu reissen und ihr nicht länger mehr anzuhangen verbunden ist. Oder noch

deutlicher und accurater: ein Abscheu vor der Sclaverey der affecten.

§. 7.

Diese Reue äussert sich auf unterschiedene Arth nach dem Unterscheid der Temperamenten. Bey einem lustigen Humeur äussert sie sich mit einem Auslachen und einer Verspottung sein selbst. Aber dieses Auslachen ist kein kützelndes sondern bitters Lachen.

§. 8.

Bey einem traurigen mit Thränen wie bey einem Petro und der bußfertigen Sünderin; bey einem ernsthafften mit Verdruß und Zorn über sich selbst.

§. 9.

Zu der ersten Art incliniret ein sanguinico-cholericus, zur andern ein melancholico-sanguineus oder sanguineo-melancholicus, zur dritten ein cholerico-melancholicus und cholerico-sanguineus.

§. 10.

Dahero muß man sich in Dijudicirung anderer in diesem Puncte nicht übereilen, zumahl da auch die Regeln ihre Limitationes leiden, weilen viel propter

pter decorum ihre Reue blicken lassen können, nicht nach ihrer inclination, sondern nach dem es mode ist, oder nach dem ihr Erkäntniß auf einmahl groß oder geringe ist, wiewohl wir hier bloß auf die eigene Reue und nicht auf anderer ihre sehen.

§. 11.

Diese Abscheu vor seine Thorheit wird von einer Furcht vergesellschafftet. Diese Furcht vermehret die Reue oder die Abscheu, und folglich auch den Ernst sich von der Thorheit loß zu reissen. Die Schrifft nennet diese vermehrte Abscheu den Haß und die Verleugnung sein selbst.

§. 12.

Diese Furcht geräth in Verzweiffelung, wenn ihr nicht die Hoffnung zu Hülffe kommt, welche durch die Exempel anderer, so in gleicher oder noch grössere Thorheit gesteckt, und sich heraus gerissen, excitiret wird, wobey die Vorstellung und Ermahnung der Weisen auch viel contribuiren.

§. 13.

Aus dieser durch eine weise Hoffnung moderirten Furcht wird und muß eine

kluge Vorsichtigkeit entstehen, Krafft deren der Mensch die Gelegenheit, wodurch seine herrschende passiones gestärcket werden, fliehet, oder doch wenigstens nicht suchet, diejenige hingegen so diesupprimiret, suchet oder doch zum wenigsten nicht fliehet. Denn GOtt hat es durch seine weise Vorsehung so eingerichtet, daß es einem, der sich corrigiren will, nie an Gelegenheit mangelt, wenn er nur attent seyn will.

§. 14.

Hier muß man sich aber vor einem gefährlichen extremo hüten: Es ist wahr, ohne Unterscheid mit allen Leuten conversiren und immer Gesellschafft suchen, ist schädlich; aber es ist falsch, daß alle Gesellschafft fliehen und eine beständige Einsamkeit suchen, gut sey.

§. 15.

Die Conservation mit weisen Leuten ist nützlicher als alle meditationes eines Einsiedlers, aber man muß doch auch zu weilen alleine seyn und der instruction der Weisen nachdencken, und zusehen ob man dadurch schlimmer oder besser worden.

§. 16.

Dencke nicht: Es giebt gar keine weise Leute. Es hat ihrer allezeit gegeben, und giebt ihrer noch und zwar mehr unter Ungelehrten als Gelehrten. Findest du keinen vollkommen, so findest du doch welche, die es weiter als du gebracht haben, denn auch die Weißheit hat ihre Gradus.

§. 17.

Die Einsamkeit ist zwar vor einen Wollüstigen dienlicher als vor einen Geitzigen, und ein ambitiosus hat Ursach die Einsamkeit und Conversation, so viel möglich gleich zu partagiren. Aber eine beständige Einsamkeit ist allen dreyen schädlich, wie denn auch der Mensch ordentlich zur Gesellschafft gemacht ist; jedoch wie der Leib, also bedarff auch der Geist seine Ruhe.

§. 18.

Wer die Leben der Alt-Väter, so Hr. Arnold deutsch ediret, durch lieset, wird zwar tausend Sotisen und Fabeln antreffen, aber doch zugleich lernen, daß ich recht habe, und daß die lautere Einsamkeit die affecten nicht dämpffe, sondern irritire. Die Mystici bedencken dieses am allerwenigsten.

§. 19.

Selbst die Conservation mit denen Thoren dienet zur Uberwindung seiner selbst. Lernet ein ambitiosus die Gesellschafft wollüstiger und geitziger Menschen, ein Geitziger, Wollüstiger und Ambitiöser, ein Wollüstiger Ambitiöser und Geitziger Leuthe vertragen, so lernet er viel, und reisset sich täglich je mehr und mehr von seiner Thorheit loß.

§. 20.

Jedoch muß ein Wollüstiger, Ambitiosus oder Geitziger die Gesellschafft eines andern Wollüstigen Ambitiosi und Geitzigen nicht auf ewig meiden. Denn zu geschweigen, daß dieses ohne dem impracticable wäre, so erfordert die Klugheit, daß er unterweilen versuche, wie weit er in der Uberwindung seiner selbst zugenommen, welches er, wenn er die von seinem Temperament beständig fliehen oder meiden wolte, nicht würde thun können. Wiewohl er hierbey grosse Vorsichtigkeit zu gebrauchen hat, damit er sich nicht zu frühe oder zu tieff in die Gefahr gebe, und denn das letztere ärger als das erste wäre.

CAPUT

CAPUT V.

Von denen Kennzeichen der Weißheit und Thorheit.

§. 1.

WAs die Menschen, Thorheit nennen, ist nicht selten die gröste Weißheit, und was sie Weißheit nennen, ist gemeiniglich Thorheit.

§. 2.

Man suchet sie vergebens in Königlichen Pallästen, in denen Buden der Kauffleute, in denen Schulen und Academien. Denn sie ist überall und nirgends.

§. 3.

Die wahre Weißheit ist leicht und auch schwer zu finden, ja sie wird selten angetroffen, sie bietet sich einem iedem an, wird aber von denen wenigsten besessen.

§. 4.

Sie liegt bißweilen unter einem beschmutzten Mantel verborgen, aber offt steckt auch die Thorheit darunter, als welche die Weißeit allzeit nachäffet und meists in eben der Kleidung einher gehet.

§. 5.

Die Thorheit steckt meists in einem

prächtigen Kleide, aber auch bißweilen die Weißheit, als welche sich an keine gewisse Lebens-Art gebunden hat.

§. 6.

Sie ist in der Einsamkeit und auch nicht, sie ist auf dem Marckte und in der Menge des Volcks und auch nicht; unter denen Anachoreten unter denen, die einer einsamen Lebens-Art gefolget, sind Weise und auch Thoren gewesen, also giebt es auch unter denen, die in Gesellschafften leben, Thoren und Weise.

§. 7.

Es ist nichts unbekandter und nichts berühmter als die wahre Weißheit, sie steckt in Winckel und wird in der gantzen Welt gesehen.

§. 8.

Sie will nicht gesehen seyn und begehret doch allen zu nutzen. Worinnen sie von der höchsten Thorheit am meisten unterschieden ist, als welche sich überall rühmet und allenthalben will sehen lassen, aber damit nur ihren eigenen nicht andern Nutzen suchet.

§. 9.

Die wahre Weißheit hat ihre Bewun-

wunderer und ihre Feinde; aber nicht alle, so sie bewundern, besitzen sie auch so gleich, ja die, welche sie am hefftigsten anfeinden, müssen sie dennoch bewundern oder auch wohl öffentlich loben.

§. 10.

Die wahre Weißheit beleidiget niemanden, sie befördert allen ihrer Wohlfahrt und wird doch als eine Feindin des Menschlichen Geschlechts genug wieder verdammt und verjagt.

§. 11.

Sie läst gerne mit sich reden und ist doch zugleich sparsam mit Worten, wo du meinest, daß da, wo viel Worte sind, die Weißheit sey, so irrest du, du irrest aber nicht weniger, wenn du dir einbildest, daß da die Weißheit sey, wo keine oder gar wenig Worte sind.

§. 12.

Die wahre Weißheit erzürnet sich niemahlen, sie duldet anderer ihre Fehler, bemühet sich aber doch selbige auszurotten, indessen rottet sie selbige so aus, daß sie sie dennoch dulder.

§. 13.

Die wahre Weißheit ist unüberwind-

windlich und streitet doch niemahl. Die Thorheit streitet und überwindet sich damit selbst, sie ziehet sich selbst durch und machet sich dem Menschen zum Gelächter. Die Weißheit überwindet durch Schweigen und Nachgeben, und wird täglich beliebter.

§. 14.

Die Weißheit bedarff keine Vertheidiger, denn die Thoren, welche Feinde der Weißheit sind, vertheidigen dieselbe, indem sie sich selbst ruiniren und allen zum Spott machen.

§. 15.

Die Weißheit ist sehr stille und ferne von allen Tumult und Geräusche, gleichwohl macht keine Sache mehr Tumult als die Weißheit, aber das thut sie nicht vor sich, sondern daran sind die Menschē Schuld, die entweder mit der Weißheit prahlen oder dieselbe bestreiten.

§. 16.

Man kan die wahre Weißheit mit der Penelope des Ulisis Gemahlin vergleichen. Sie sitzet auf dem Bette von den Augen der Buhler weit entfernet, und wartet auff ihres herum irrenden

und

und mit vielen Ungeheuren kämpffenden G: mahls Zurück-kunfft; Indessen legen die Buhler welche sich vor Liebhaber der Weißheit ausgeben, mehr als ein Specimen ihrer Thorheit ab, und beunruhigen alles mit Geschrey, Geräusche, Disputationibus und Gezäncken. Ja sie schmeicheln sich mit der eiteln Einbildung, daß sie von der Penelope geliebet werden.

§. 17.

Der Weg zur Weißheit, den man insgemein den kürtzesten nennet, ist der längste Weg und der kürtzeste, den man insgemein vor den längsten ausschreyet.

§. 18.

Wilst du den Weg zur Weißheit gebähnet oder eben haben, so wird er holsterig oder uneben werden; soll er leichte seyn so wird er schwer werden, verlangst du ihn angenehm, so wirst du ihm mit tausend Verdruß umgeben finden.

§. 29.

Bistu nun klug, so mache dich auf den holstrigen Weg, so wird er gebähnet, auf den schwersten so wird er leichte werden, und auf den der dem Menschen

ver-

verdrießlich vorkommt, so wist du ihn höchst angenehm befinden.

§. 20.

In der wahren Weißheit verhält sich alles anders, als die Menschen gedencken, es kan auch nicht anders seyn, weil alle Menschen von Natur zur Thorheit incliniren daher lerne ein neues Kennzeichen; Die Weißheit welche so bewandt ist wie die Menschen gedencken und wollen, ist Thorheit, welche aber nur den Gedancken und Begierden der Menschen zuwieder läufft, die ist alsdenn erst die wahre Weißheit.

§. 21.

Der ist nicht bald ein weiser Mann, der viel Bücher hat; die Weißheit bedarff keine Bücher, sie verwirfft sie aber auch nicht, sie brauchet dieselbe und mißbrauchet sie nicht, daher irren sich diejenigen, welche so schliessen: Er hat eine trefliche Bibliothec, daher ist er ein weiser Mann. Aber nicht weniger irren diejenigen, welche also raisoniren: Dieser ist ein weiser Mann, weil er die Bücher verachtet. §. 22.

Ein gelehrter Mann nach der gemei-

nen

nen Bedeutung ist nicht bald ein weiser Mann, doch ist ein weiser Mann zu weilen ein gelehrter. Unter denen Gelehrten kan es sehr thörichte und sehr weise Leute geben, aber unter denen Bauern auch.

§. 23.

Es ist nur eine Weißheit, und die ist doch mannigfältig und doch subtil, sie hat keine Geheimnisse und ist doch verborgen und unter die Geheimnisse zu rechnen.

§. 24.

Die in der Weißheit verborgene und sonderbahre Geheimnisse suchen, finden keine, die sie nicht suchen, treffen wunderbahre und erstaunende Dinge an.

§. 25.

Ein weiser Mann handelt wieder die gemeine Gewohnheit und handelt auch derselben gemäß. Es stehet einem weisem Manne nichts übler an, als sich nach denen Meinungen des Pöbels richten. Es stehet ihm aber auch nichts üblers an, als davon abweichen. Der irret indessen gar sehr, der den vor einen weisen Mann hält, der nach der hergebrachten Weise meinet und thut. Doch wird der nicht weniger betrogen, welcher den, dessen Meinung und Thaten der Meinung und Sitten des Pöbels entgegen gesetzet seyn, vor einen weisen Mann hält.

§. 26.

Die Weißheit wird allen umsonst angeboten, dennoch bekommt sie keiner umsonst. Den

du must dich gantz und gar der Weißheit ergeben, wenn du sie geniessen wilst. Die Weisheit ist also eine wohlfeile und auch kostbare Sache. Aber lerne hieraus die falsche Weisheit kennen, den welche dich dir überläst, das ist keine Weißheit sondern Thorheit.

§. 27.

Es giebet Leute, die eyfrig die Weißheit suchen, welche, wenn sie sich aber darbeut, so ziehen sie den Fuß zurücke, und wollen sich von ihr nicht umarmen lassen, die Ursache ist, daß sie durch allzugrossen Fleiß verhindert, ihr wahres Bildniß nicht erkennen. Es giebt noch andere, die selbige untersucht, oder indem sie gantz was anders thun, antreffen, und diese erkennt ihr Bild vielleichter, hänget ihr auch beständiger an. Denn die Bilder der Dingen repræsentiren sich viel accurater in stillen als in trüben Wasser. §. 28.

Die Weißheit ist wie eine Ehe-Gemahlin, sie muß heilig und keusch verehret werden. Und das ist eine von denen Bedingungen des Ehe-Contracts, wenn du diese nicht hältst, so macht sie sich, ohne daß du es gewahr wirst, von dir weg, und läst dir nichts als ihren Schatten zurücke, der dich den greulich betrüget. Und daher kommt es, daß viele, so anfangs warhafftig weise gewesen, hernach von falschen Einbildungen betrogen und die thörigsten Leute von der Welt worden.

XXX XI.86

Et

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gespräche über die Leidenschaften der Menschen

[Erscheinungsort nicht ermittelbar] 1762
Ph.pr. 509 d
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10040626-2
VD18 11003278